Biographie

der

Deutſchen.

Von

Gottl. Benedikt von Schirach.

Sechſter Theil.

WJEN,

gedruckt bey Johann Thomas Edlen von Trattner,
königl. Hofbuchdrucker und Buchhändler.

1790.

Vorrede.

Man hat den Fortſetzungen dieſer Biographien einen ſo ausgebreiteten und ſo gütigen Beyfall gegönnt, daß ich bey dieſem neuen, ſechſten Theile, nicht anders, als angenehme Hoffnung haben kann. Ich habe die Anmerkungen unpartheiiſcher, und einſichtsvoller Kunſtrichter zu nutzen geſucht! dieſes berechtigt mich zu meiner Hoffnung. Eben der Beyfall, welcher mich gegen das Publikum empfindlich macht, würde eine Vertheidigung wider hämiſche, meiſtentheils durch ihre Erſcheinung ſchon verdächtige, Angriffe, dergleichen ich einen ſelbſt geleſen, und von einigen nur benachrichtigt worden bin, unſtatthaft machen. In Gegenwart des Publikums mit einzelnen Perſonen ſich ſtreiten, und über Sachen ſtreiten, darüber das Publikum längſt geurtheilt hat, wäre eine Unhöflichkeit.

Sich gegen einzelnen critiſchen Unfug im Ernſte vertheidigen, iſt eben ſo viel als jedes ungerechte Urtheil, oder jedes Pöbelwort im gemeinen Leben beobachten, und rächen wollen. Welcher vernünftiger Mann thut das?

Eine neuerliche Rezenſion des erſten und zweyten Theils dieſes Werkes in einem gewiſſen hiſtoriſchen Journale kommt vier Jahr zu ſpät. Sie enthält nichts gründliches, was nicht ſchon von andern angeſehnen Kunſtrichtern längſt bemerkt worden wäre. Das übrige iſt ſchielende Mikrologie. Man hat der übrigen Theile dieſer Biographie nicht einmal erwehnt: man hat alſo nicht gezeigt, ob ich in den nachfolgenden Theilen mich verändert, oder gebeſſert habe. Es iſt alſo ſehr klar, daß die bezeichnete Rezenſion einer Beantwortung unfähig iſt; und ſehr wahrſcheinlich, daß der Kunſtrichter aus beſondrer Abſicht gekunſtrichtert hat.

Statt ſolcher Unterhandlungen wird es angenehmer ſeyn, über das Raiſonnement in der Geſchichte einige Bemerkungen zu machen. Seit einiger Zeit iſt in verſchiednen Schriften, und periodiſchen Blättern ſo vieles darüber geſagt worden, daß ich es für gut gethan halte, dieſe Materie näher zu betrachten.

Ich würde in Verlegenheit gerathen, wenn ich das Wort: Raiſonnement: mit einem deutſchen gleichvollwichtigen Worte ausdrücken ſollte; ein Beweis, daß es oft nöthig, und daher erlaubt iſt, fremde Worte in ſeine Sprache überzutragen. Cicero und

Horaz lehrten dieſes zwar ſchon; aber itzo iſt es oft nöthig, das zu vertheidigen, was keiner Vertheidigung bedarf. Es gehört zur Politeſſe unſers Jahrhunderts.

Raiſonnement in der Geſchichte!

Selbſt das Wort hat ſchon etwas unangenehmes: wir denken uns bey dem Worte Räiſonniren eine gewiſſe ungründliche Geſchwätzigkeit, etwas verhaßtes. Verſchiedne Critiker ſind ſo ſchlau geweſen, dieſes zu nutzen, und haben das verhaßt zu machen geſucht, was einen zweydeutigen Namen hat.

Nichts deſtoweniger giebt es gar keine gutgeſchriebene Geſchichte, vom Herodot an bis auf unſere Tage, welche ohne Raiſonnemente geweſen wäre.

Facta, ſo wie man ſie lieſet, oder hört, der Reihe nach aufzeichnen, und allenfalls höchſtens, wenn man Widerſprechendes ſieht, durch Rechnung der Tage das Wahre ſuchen, allen Wuſt, den man geleſen hat, wieder auf leeres Papier auftragen, und ſo das, was man verſchluckt hat, wieder von ſich geben; das heißt nicht, Geſchichte ſchreiben. Die Geſchichte iſt edler.

Was nutzt es irgend einem Menſchen in der Welt; von welchem Stande er ſey; zu wiſſen, daß die Menſchen, ehe er war, einander ſo gut gepeinigt haben, wie zu ſeiner

Zeit? Daß man Städte gebaut und zerſtöhrt, Menſchen getödtet, oder betrogen, und eine Menge der andern das ihrige genommen habe? Daß Leute in der Welt geweſen ſind, denen viele tauſende gedient haben? Daß immerfort etwas neues in der Welt vorgefallen iſt? — Das ſieht er alles um ſich herum, brauchts nicht zu leſen, braucht nicht Geld zu geben, um es zu wiſſen.

Eine jede Wiſſenſchaft, welche nichts zur Aufklärung des menſchlichen Verſtandes, nichts zur Beſſerung des Willens, nichts überhaupt zum Nutzen der Welt beyträgt, iſt unwürdig gewußt zu werden, verdient Verachtung. Und ſo iſt es mit der Geſchichte beſchaffen, die blos im elenden Gedächtnißwerke beſteht.

Aber die Geſchichte ſoll die Zeugin der Wahrheit, das Licht des menſchlichen Verſtandes ſeyn. Man verlangt alſo von ihr mehr als eine bloſſe Erzählung von Factis, ſo wie ſie der Bauer von der Plünderung ſeines Dorfes, oder die Magd von dem, was ſie in der Stadt ſah, geben kann. Das heißt, man verlangt Raiſonnement.

Die menſchliche Natur bleibt ſich im Grunde beſtändig gleich: die Begebenheiten der Welt ſind im Grunde der Natur immer eben dieſelben. Die unendliche Verſchieden-

heit

heit dieſes mannichfaltigen Einerley genau zu zeichnen, vergnügt die Einbildungskraft: die Urſachen und Triebfedern dieſer Begebenheiten zu zeigen, klärt den Verſtand auf. Jenes zeigt uns groſſe Beyſpiele zur Lehre oder Warnung: dieſes zeigt uns, wie wir die Beyſpiele nutzen können. Und nun; — das iſt Raiſonnement der Geſchichte.

Iſt es möglich geweſen, ſo etwas zu tadeln? Iſt es nicht nothwendig, ſo etwas vielmehr zu fodern? Lieber Freund, diejenigen, die nicht ſo zu hiſtoriſiren wußten, tadelten, und es gab Leichtgläubige, die da nachfolgten. Wars nicht immer in der Welt ſo?

Es gab andere, welche das Raiſonnement in der Geſchichte mißbrauchten; ſie ſchwatzten ohne zu erzählen, ſie erſäuften die wenigen Facta, welche ſie wußten, in einer Sündfluth von allgemeinen und ſchwankenden Betrachtungen, und der Leſer ſah, ſtatt eines angenehmen Erzählers, einen pedantiſchen politiſchen Prediger. Solche Perſonen machten das Raiſonnement verhaßt, und gaben der guten Mahlermanier durch ihren häßlichen Anſtrich ein unausſtehliches Anſehen. Man wieß auf ſie, wenn man die Manier überhaupt tadeln wollte, und der Streich gelang bey der Menge.

Die Römer hatten lange vor dem Salluſtius und Livius eine Anzahl Hiſtoriker, aber der raiſonnirende Stil dieſer Genies erwarb ihnen ein Anſehen, durch welches die ſchlechtern vorhergehenden Geſchichtſchreiber in den Strom der Vergeſſenheit geſpült wurden. So giengen die Schriften des Fabius Pictor, des Cincius, des Cato, des Fannius, des Coelius Antipater, unter.

Die neuere Geſchichte in England und Frankreich hatte eben das Schickſal; aber in Deutſchland hielt es ſchwerer, den guten Ton geltend zu machen. Man fürchtete die Ehre des Gründlichen zu verlieren, wenn man ſich gut ausdrückte. Man war ſo ſehr an die Vertügade der Vorzeit gewöhnt, daß die Geſchichte, welche nicht dieſe Tracht hatte, nicht gefiel. Jetzt giebt es Kunſtrichter, welche das Publikum unterrichten, daß man gründlich ſeyn könne, ohne in alter Tracht zu erſcheinen, und dieſe werden, hoff' ich, den andern Mitkunſtrichtern, welche immer noch wider den guten Stil ſchreyen, bald bei dem Publikum überlegen ſeyn.

„Aber die Alten ſchrieben nicht ſo, ſo ſchrieb kein Livius, und alſo iſt der raiſonnirende Stil der Neuern verwerflich, iſt blos Nachahmung der ungründlichen Franzo-

ſen.

ſen. „ — Gewiß ſehr verführeriſch geſagt! allein deſto mehr der Antwort würdig.

Die alten Geſchichtſchreiber haben in ihren Schriften weit mehr Declamation als die neuern. Denn, was ſind ihre weitläuftigen Reden, die alle ihre groſſen Männer, bey wichtigen Vorfällen, im Kriege, und im Frieden halten? Was ſind ſie als Declamationen? Aber in der Erzählung der Factorum iſt es nachher unnöthig Urtheile oder Bewegungsgründe beyzufügen: dieſe ſind in den vorſtehenden Reden enthalten. Es iſt bekannt, daß die meiſten Reden ganz und gar nicht ſo ſind gehalten worden, wie ſie die Geſchichtſchreiber vortragen. Wenn itzt ein Deutſcher ſeinen Perſonen Reden in den Mund legte, welche ſie nicht gehalten hätten, welch ein Geſchrey würde man erheben! — Alſo — wenn man den Alten die Declamation in der Geſchichte abſpricht, ſo weiß man nicht, was man ſagt, oder hat die Alten nie geleſen.

Will man ſtark gezeichnete Schilderungen der Charaktere für eine Erfindung der Neuern ausgeben, für einen franzöſiſchen Putz halten, ſo irrt man noch unausſtehlicher, ſo hat man niemals den Plutarch, den Tacitus geleſen, niemals die ſo meiſterhafte Antitheſe des Salluſtius in den Charakteren des Cato und Cäſars geſehen, und man kennt

denjenigen Schriftſteller ganz und gar nicht, welchen die Römer den Erſten ihrer Geſchichtſchreiber, principem hiſtoriae Romanae, nannten; der ſo voll von charakteriſtiſchen Zügen, voll von Raiſonnement iſt.

Eben dieſen, welchen die Urtheile der Jahrhunderte, als den Erſten der römiſchen Hiſtoriker beſtätigt haben, müſſen diejenigen ſchlecht kennen, welche einen kurzen, nachdrucksvollen Stil, einen philoſophiſchen Stil, zu tadeln Muth genug haben.

Allein, warum ſoll denn überhaupt dasjenige alles tadelhaft ſeyn, was nicht ſtrenge Nachahmung der Alten iſt, und deswegen tadelhaft ſeyn, weil es nicht Nachahmung iſt? Iſt es nicht erlaubt, in der Geſchichte das zu leiſten, was in andern Fächern für das höchſte Gut gehalten wird? Und wie, wenn die Verſchiedenheit der Zeiten die Nachahmung der Alten in der Schreibart der Geſchichte ganz unterſagte? — So iſt es.

Griechenland, und Rom, waren Republiken. Man berathſchlagte in den Senaten über die Angelegenheiten des Staats: hier wurden Reden gehalten, und dieſe Reden enthielten das Raiſonnement der Staatsmänner. Die Ausführung der Maaßregeln war in Friedensangelegenheiten maſchinenmäßig: im Kriege kam mehr auf den Mann an. Der Geſchicht-

ſchreiber hatte alſo nur zu erzählen, was der Senat beſchloß: wie, und aus welchen Gründen, nach welchen Maaßregeln, dieſe Schlüſſe geſchahen, das alles zeigten die Reden an, die er entweder nur abcopiren durfte, oder die er wohl einzurichten hatte. Hier war kein politiſches Syſtem von Europa, waren keine Maximen von dem Gleichgewichte der Staaten, kein ſo verwebtes Intereſſe der Höfe, keine ſo mannichfaltige nach allen Weltgegenden hingerichtete Staatsklugheit, um durch Bündniſſe Bündniſſe zu zerſtöhren, und durch Liſt oder Furcht mächtigen Nachbarn Ehrfurcht einzuprägen. Das itzige Syſtem der höhern Politik war damals noch nicht gebohren; und alſo konnte auch derjenige Theil der Philoſophie der Geſchichte, welcher daher entſtand, nicht ſeyn.

Zwar dieſer Theil des Raiſonnement iſt es eben, worinnen der Geſchichtſchreiber gemeiniglich am allerwenigſten leiſten kann, und worinnen er am meiſten Gefahr läuft, irrig, oder wohl gar lächerlich zu werden. Dieſe Art des Raiſonnement muß man am meiſten vermeiden, und nur dann findet ſie Platz, wenn die Bemerkungen entweder ſchon von glaubwürdigen Perſonen gemacht worden, oder ganz natürlich aus ſichern und bekannten Umſtänden flieſſen. Der gleichzeitige Schrif-

ſteller

ſteller kann dieſes nicht leiſten; aber die Zeit, die groſſe Offenbarerin aller Dinge, vertraut auch endlich der Nachwelt die Geheimniſſe der Cabinetter. Dennoch iſt auch hierbey die gröſte Behutſamkeit nöthig, damit man nicht auf eine Horaziſche materiam cineri ſuppoſitam doloſo gerathe.

Seit des Livius Zeiten iſt die Welt um ein gut Theil in der Philoſophie weiter gekommen. Dieſe Wiſſenſchaft, welche noch zu den Zeiten der Scholaſtiker die **Magd der andern Wiſſenſchaften**, hieß, iſt nunmehr ihre Beherrſcherin geworden. Selbſt auf der Kanzel hat ſie ſchon ihre Verehrer, und wo ſie erſcheint, iſt ſie willkommen. Die Geſchichte war immer mit ihr genau verbunden, und muß alſo auch itzt an ihrer Freundin Glücke Antheil nehmen. Die ächte Philoſophie beruht auf Erfahrung, und Erfahrung der vorigen Zeit iſt Geſchichte. Der Schriftſteller der vorigen Zeiten wird daher Philoſoph ſeyn müſſen, oder den Namen des Geſchichtſchreibers, im eigentlichen Sinne, nicht verdienen.

Und daher entſpringt der Hauptquell des ächten und wahren hiſtoriſchen Raiſonnements. Wenn dieſes in Declamation übergeht, wenn es weitläuftig, und langweilig wird, ſo iſt nichts unerträglicher. Wenn es gut gedacht,

und

und kurz geſagt wird, ſo iſt es der Grund des guten hiſtoriſchen Stils.

Da die Facta in der Welt in Abſicht der menſchlichen Natur nur ein wiederholtes, durch die Umſtände abgeändertes, Einerley ſind, ſo wäre es unſinnig, von dem Hiſtoriker zu verlangen, daß er immer neue Bemerkungen, und noch nie geſagte Gedanken, ſeinen Erzählungen beyfügen ſollte. Wenn man verläumden will, iſt daher nichts leichter, als ſich über triviale Sentenzen eines Geſchichtſchreibers zu beſchweren. Man kann alles dahin rechnen, wenn man will; denn, da nichts neues geſchieht unter der Sonnen, ſo kann auch nichts neues bemerkt werden.

Nicht ſowohl auf die philoſophiſchen Bemerkungen, und Sentenzen ſelbſt, ſondern auf die Gelegenheit, bey welcher ſie vorgetragen werden, beruht ihr Werth. Gemeine Gedanken bey ganz gemeinen Dingen, wer wollte dieſe billigen? Aber bey Factis, wo der Geſchichtſchreiber vorherſieht, daß die Eile des Leſers die Bemerkung nicht machen wird, die der kaltblütigere Philoſoph macht, und die wichtig iſt, und die durch das Beyſpiel dieſes Facti die Empfindung rühren, und einen Stachel in der Seele zurück laſſen wird, da wird er dieſe Bemerkung beyfügen, ſie ſey

auch noch ſo bekannt als ſie wolle, aber er wird ſie mit der kürzeſten Präciſion zu ſagen ſuchen. Wer keine ſchon bekannte Wahrheit wieder hören mag, der kommt mir vor, ſagt Klopſtock, wie einer, der ſeiner Exiſtenz müde iſt.

Wenn auf die Schreibart, und den Geiſt der Geſchichte nichts ankommt, wenn es genug iſt, Facta zu ſammeln, und ſie zu ſagen, ſo brauchten wir ſchon längſt keine Geſchichtſchreiber. Man überſetze die alten Chroniken, und laſſe allenfalls, der Auswahl der Begebenheiten wegen, die Wetterbemerkungen und Sterbefälle in den Klöſtern weg; ſo iſt Geſchichte genug da. Und wer wird an der Wahrheit und Gründlichkeit einer ſolchen Geſchichte zweifeln?

Ich würde dieſe Materie weiter verfolgen, und beſonders zeigen, daß die itzige Art Krieg zu führen durch die unendliche Verſchiedenheit von derjenigen, welche zu den Zeiten des Livius und Plutarchs war, einen ungemeinen Einfluß auf unſere Geſchichtſchreibung habe, und daß man von jener, wobey es am meiſten auf körperliche Tapferkeit ankam, ganz anders erzählen mußte, als von der gegenwärtigen, wobey es am meiſten auf Kunſt und Seelenſtärke ankommt, erzählt werden darf; ich würde davon noch mehr bemerken,

wenn ich nicht befürchtete, man möchte meine Gedanken als eine Apologie für mich anſehen, welches nicht meine Abſicht iſt. Ueberhaupt ſind Theorien der Geſchichte, ſo bald ſie in die Länge gezogen werden, ſelbſt für den Liebhaber der Hiſtorie, keine angenehme Lectüre.

Die erſte derjenigen Lebensbeſchreibungen, welche dieſer Theil enthält, bedarf vielleicht eine Rechtfertigung. Wie oft iſt nicht ſchon in allen Reichshiſtorien das Leben des unglücklichen, und übel regierenden Heinrichs des Vierten beſchrieben worden! Hätte ich ihn als einen ſolchen dargeſtellt, ſo würde keine Entſchuldigung gelten. Aber mir dünkte, es geſchah ihm Unrecht, und ich wollte mir das Verdienſt machen, ihn als einen Prinzen vorzuſtellen, deſſen Unfälle nicht ſeiner Thorheit, ſondern ſeiner Zeit zuzuſchreiben ſind. Man wird übrigens ſehr leicht einſehen, daß meine Lebensbeſchreibung mit den Reichshiſtorien in keine Colliſion kommt.

Eben bey dem Schluſſe dieſer Vorrede erhalte ich die Geſchichte des Grafen von Sachſen, welche der Ritter von Eſpagnac vor einigen Monaten in Paris herausgegeben hat, und die ich, indem ich das Leben des Grafen Moritz beſchrieb, nicht erhalten, und nutzen konnte. Ich ſehe, daß Herr von

Eſpagnac

Eſpagnac den Officiers nützlicher ſeyn wird als ich, wenn ſie genauere Diaria der Kriegsunternehmungen lieben. Uibrigens iſt durch die Lectüre meines unerwarteten Miteiferers in mir der Wunſch verdoppelt worden, daß einſichtsvolle und unpartheiiſche Kunſtrichter eine Vergleichung anſtellen möchten. Verſchiedenes hat Herr von Eſpagnac nicht geſagt, was ich, als Deutſcher, ſagen konnte. Er ſcheint ein guter Officier zu ſeyn.

Von der Lebensbeſchreibung des Herzogs Chriſtian von Braunſchweig, mit welcher die vornehmſten Umſtände des Grafen von Mannsfeld verbunden ſind, habe ich deſto weniger zu bemerken, je kürzer ſie ſelbſt iſt. Der fortdauernde Ruf dieſes ſo unbeſchreiblich heldenmüthigen und frühzeitig verſtorbnen Prinzen giebt meiner Biographie eine neue Empfehlung.

So wenig ich übrigens auf Unbilligkeiten achten werde, ſo ſehr werde ich auf die Urtheile der wahren Critik meine Aufmerkſamkeit wenden, und dadurch der Geſchichte immer nützlicher zu werden ſuchen. Helmſtädt, am 26ten Julius, 1774.

Leben

Leben Kaiſers Heinrichs des Vierten.

Die Gewohnheit der Menſchen, das Glück Klugheit und das Unglück Thorheit zu nennen, hat der Geſchichte der Welt ſo ſehr geſchadet, daß eine große Anzahl der Menſchen verkennt worden iſt. Oft machten thörichte Anſchläge, welche glücklich ausfielen, den Klugen: hingegen, wenn weiſe Entwürfe mißlungen, nannte man ihren Urheber unweiſe. So iſt das Schickſal der Welt.

Die Betrachtung, daß der Geſchichtſchreiber dieſem Schickſale, ſo gut er kann, entgegen arbeiten, und die Rechte der Wahrheit herſtellen ſoll, wird meine Lebensbeſchreibung des unglücklichen Heinrichs des Vier-

ten rechtfertigen. Seine Geſchichte im allgemeinen iſt bekannt; aber wenn ſie in verſchiednen Punkten anders, als bisher bekannt werden könnte, würde man es dem Biographen nicht Dank wiſſen? Mir iſt noch keine Lebensbeſchreibung von dem unglücklichen Kaiſer Heinrich bekannt; denn Reichshiſtorien ſind keine Lebensbeſchreibungen. In jenen wird die Geſchichte des Reichs unter Heinrich dem Vierten: in dieſer das Leben des Erſten des Reichs unter den Zeitumſtänden beſchrieben. Beydes iſt verſchieden. — Und — lieſt man das Leben des groſſen Ottos, und des ſo oft geſchilderten franzöſiſchen Heinrichs des Vierten ſo gern, warum ſollte man nicht auch hier das Leben eines merkwürdigen berühmten Kaiſers beſchreiben können?

Dieſer Eingang ſchien mir dießmal nothwendig, ohne daß ich mich überhaupt wegen eines Eingangs zu einer Lebensbeſchreibung auf das Beyſpiel des Salluſts zu berufen brauche; des Salluſts, deſſen ſich die hiſtoriſche Critik bey Biographen erinnern ſollte.

*
* *

Heinrich, der Sohn Kaiſers Heinrich des Dritten, wurde zu Goslar im November des Jahrs 1050 gebohren. Die Kaiſer hatten zu dieſer Zeit keine beſtimmte Reſidenz, ſondern hielten ſich in den verſchiednen Provinzen des Reichs abwechſelnd auf. Der Vater unſers Prinzen brachte es durch den Nachdruck des Anſehens, mit welchem er regierte, ſehr bald dahin, daß ſein Sohn, da er drey Jahr alt war, zu ſeinem Nachfolger auf dem erſten Throne der Welt erwählt wurde. Bald darauf wurde der junge Prinz, da er noch nicht vier Jahr alt war, durch den Erzbiſchof

von Cöln zu Aachen gekrönt. Dieſe Glücksvorfälle kamen ſehr frühe: aber ſie wurden von lauter Unglücksfällen begleitet.

Der ruhmwürdige Vater des jungen Prinzen ſtarb bald darauf im Jahre 1056. Er konnte alſo ſeinem Sohne die Maasregeln ſeines Syſtems, nach welchem er die Ausbreitung der kaiſerlichen Macht zum Endzwecke hätte, nicht beybringen. Alles was er thun konnte, war, daß er ihn ſterbend, dem eben damals in Deutſchland gegenwärtigen Pabſte, Victor dem zweyten empfahl. Aber der Pabſt ſtarb ſelbſt bald hernach, und der junge Heinrich war der Fürſorge ſeiner Mutter Agnes überlaſſen, einer weiſen, vortreflichen Dame.

Dieſer Prinzeſſin übertrugen die Stände des Reichs die Vormundſchaft über ihren jungen Regenten. Es war nicht ohne Beyſpiel, daß eine Frau Regentin von Deutſchland war. Theophania hatte dieſes Amt mit Ruhm verwaltet. Agnes ſuchte es ihr ein Jahrhundert ſpäter gleich zu thun. Sie hatte anfänglich auch gleiches Schickſal mit derſelben: ihr Prinz wurde ihr eben ſo, wie der Theophania Otto, entführt; aber zuletzt war ſie unglücklicher als jene. Daran war das Jahrhundert Schuld.

Agnes führte die Regierung als Mutter; aber ſie wurde gehaſſet als Frau. Die kühnen Deutſchen gaben vor, daß ihnen die Herrſchaft einer Dame unerträglich ſey. Gleichwohl hielt ſie die Dame in Gehorſam. Sie kam ihren Entwürfen immer zuvor. Sie hatte die Unterſtützung des Pabſtes. Sie ließ ihren Prinzen wohl erziehen. Sie befreyte den kaiſerlichen Hof durch die Ausſöhnung mit dem Herzog Gottfried von Lothringen, und dem Grafen Balduin von Flandern, von zwey mächtigen Feinden. Und da

ſie das ihrige that, wollte das Glück auch das ſeinige thun, und vereitelte einen gefährlichen Anſchlag.

Dieſer Anſchlag galt der Krone, und ſogar dem Leben des jungen Heinrichs. Wilhelm, Markgraf in Sachſen, war in einem Gefechte gegen die Slaven geblieben. Graf Udo hatte das Land erhalten. Es war aber noch ein Bruder des getödteten Wilhelms da, wiewohl von einer Slavin, und alſo aus ſo genannter ungleicher Geburt. Aber Otto, ſo hieß er, war verwegen genug auf das Land ſeines Bruders Anſpruch zu machen. Er kam aus Böhmen, wo er bisher in elenden Umſtänden gelebt hatte, nach Sachſen. Verſchiedene ſächſiſche Magnaten machten ihm Muth, und er kam auf den ausſchweifenden Gedanken, nicht nur den Beſitz der Markgrafſchaft, ſondern auch des kaiſerlichen Throns zu ſuchen. Die Sachſen, beſtändige Feinde der Franken, waren längſt mißvergnügt, daß nun ſchon der dritte Kaiſer aus Franken herrſchte: ſie unterſtützten den kühnen Otto, und dieſer breitete ſeinen Anhang aus. Man beſchloß, den jungen Heinrich bey geſuchter guter Gelegenheit zu ermorden. Die Kaiſerin Agnes erfuhr kaum dieſe Verſchwörung, als ſie dem Ausbruche zuvorzukommen einen Reichstag zu Merſeburg veranſtaltete. Der verwegne Otto zog mit einer ſtarken Begleitung dahin. Aber unterwegens wurde er bey Niendrop an der Saale von den beyden braunſchweigiſchen Grafen, Bruno und Ecbert, welche eine heftige Privatfeindſchaft gegen ihn hatten, angegriffen. Bruno, der Todtfeind des Otto fiel dieſen ſogleich an. Beyde rannten in wüthender Hitze, ſobald ſie ſich erblickten, auf einander los! beyde ſtürzten von ihren Pferden, und beyde auch verwundeten einander tödtlich. Dieſer Zufall erſtickte die Verſchwörung der Sachſen auf einmal; denn

der

der Tod des Anführers wurde durch keinen neuen Anführer erſetzt. Das Glück blieb der Kaiſerin Agnes noch fünf Jahre getreu, bis 1062. Um dieſe Zeit kam ſie zugleich um Regierung und Sohn.

Sie hatte den Biſchof von Augsburg, Heinrich zu ihrem Liebling angenommen, ein Mann von Talenten und Klugheit. Die Eiferſucht vieler andern Prälaten ſah den Vorzug ihres Mitbruders mit Mißvergnügen. Jeder wollte bey der Minderjährigkeit des jungen Kaiſers an der Regierung Theil nehmen. Zum Unglück entſtanden in Italien über der Pabſtwahl Händel. Der Erzbiſchof von Cöln, Hanno, bey dem es ſchwer zu beſtimmen iſt, ob er mehr Geldgierde oder Ehrgeitz hatte; dieſer nahm geheimen Antheil daran. Er war dem Pabſt Alexander dem Zweyten ergeben, welcher ohne Genehmigung der Kaiſerin Agnes erwählt worden war. Dieſe hatte auf einem Concilium zu Baſel den Biſchof von Parma, Cadolaus, welcher den Namen Honorius der Zweyte annahm, zum Pabſt erwählen laſſen. Und der Pabſt der Kaiſerin war anfänglich glücklich, und trieb ſeinen geiſtlichen Nebenbuhler aus Rom. Inzwiſchen dauerte der Streit der beyden Päbſte fort, ohne daß es eigentlich ausgemacht wurde, welcher von beyden der Nachfolger des heiligen Petrus ſey. Unter dieſen Umſtänden wagte der Erzbiſchof von Cöln mit einigen andern den Anſchlag, die Regierung in Deutſchland ſelbſt zu verändern.

Er und der Herzog Otto von Bayern, nebſt dem Grafen Ecbert, wurden mit dem Erzbiſchoffe von Maynz und einigen andern insgeheim einig, den jungen Kaiſer aus den Händen der weiſen Agnes zu entführen, und ſelbſt die Vormundſchaft zu übernehmen. Der Plan gelung, ſo wie er angelegt war.

Hanno, der Erzbiſchof von Cöln, beſucht die Kaiſerin nebſt ihrem Prinzen zu Kaiſerswerth. Nach der Tafel beredet er den Prinzen, indem er ihm ein ſchönes Schif zeigt, in daſſelbe zu ſteigen, um eine Spazierfahrt auf dem Rheine zu machen. Kaum iſt der junge Prinz in das Schif geſtiegen, ſo wird das Schif mit Gewalt in den Strom getrieben. Die Begleitung beſtand aus lauter ſolchen Perſonen, die dem Biſchof ergeben waren. Die Beſtürzung des Prinzen aber, der ſich auf einmal weggeführt ſah, wurde ſo heftig, daß er aus dem Schiffe in den Fluß ſprang, und in Todesgefahr gerieth. Der Graf Ecbert errettete ihn, und er und der Biſchof verwendeten alle mögliche Schmeicheleyen, um den entführten Prinzen weiter zu bringen. Er wurde nach Cöln gebracht, und war auf einmal aus den Händen ſeiner Mutter in die Aufſicht der Biſchöfe gerathen.

So bald dieſer kühne Streich ausgeführet war, muſte der Erzbiſchof von Cöln dafür ſorgen, daß er theils die That rechtfertigte, theils die Abſicht der Entführung erreichte. Er ſuchte alſo zu zeigen, daß er blos aus Patriotiſmus den jungen Kaiſer entführt, und die Wohlfahrt Deutſchlands zum Endzweck gehabt habe. Er und ſeine Anhänger behaupteten, daß ein junger und unmündiger Kaiſer am beſten von den Biſchöffen erzogen werden könnte, und um der Sache deſto mehr Schein zu geben, wurde bekannt gemacht, daß allemal derjenige Biſchof, in deſſen Sprengel ſich der junge König aufhalten würde, der Aufſeher deſſelben und Kanzler des Reichs ſeyn ſollte. Dieſe ſchmeichelhafte Vorſtellung that ihre Wirkung: die Erzbiſchöffe und Fürſten des Reichs fanden nicht weiter für gut, daß die Kaiſerin Agnes die Verwaltung der Regierung führen ſollte, und ſie, dieſe kluge Für-

ſtin, gab der Macht der Fürſten nach, und begab ſich nach Italien. Sie gieng nach Rom, und unterwarf ſich dem Pabſte, dem ſie wenig Wochen vorher Geſetze gegeben hatte. Sie erſchien zu Rom als eine reuende Sünderin, bat an der Schwelle des Pabſtes um Vergebung, und ließ ſich die Buſſe des Faſtens und Betens auflegen, und das Geſetz, der Kirche und ihren Anhängern nützlich zu ſeyn, welches leztere ſie auch ſo ſehr that, daß ſelbſt ihr Sohn in der Folge den Schaden davon empfieng.

Der Streit zwiſchen den beyden Päbſten, Honorius dem Zweyten und Alexandern dem Zweyten, dauerte noch fort. Einer ſuchte den andern aus Rom zu treiben, und es wurde dabey viel Blut vergoſſen, bis der Herzog von Toſcana, Gottfried, mit Truppen kam, beyde Päbſte aus Rom nach ihren Bißthümern ſchickte, und ihnen befahl, die Entſcheidung des Kaiſers daſelbſt abzuwarten.

Der Erzbiſchof Hanno zu Cöln ſtellte damals den Kaiſer vor. Er maßte ſich der Regierung mit der Zulaſſung aller Fürſten des Reichs an: er beherrſchte das Reich: er regierte den jungen Kaiſer: er legte die Unruhen in Ungarn bey, und vermählte den neuen König Salomo mit der Schweſter des Kaiſers. Die italiäniſche Unruhe aber, wegen der zwey Gegenpäbſte, bey welchen er, aus Neigung für Alexander den Zweyten ſehr intereſſirt war, riefen ihn nach Rom, und indeſſen wurde der Erzbiſchof von Bremen, Adelbert, ein pfälziſcher Prinz, der Hofmeiſter des jungen Kaiſers.

Alles was bisher vorgegangen war, hatte auf den jungen Heinrich nicht viel Einfluß. Deſto mehr hatte ihn die jetzige Periode. Adelbert, der Hofmeiſter des Prinzen, gewann deſſelben höchſte Gunſt, und

indem er ſeinem Zöglinge ſchmeichelte, verdarb er ſei-ne Seele, und machte ſich ſelbſt angenehm. Er wurde der vornehmſte Rathgeber des jungen Fürſten, und bald darauf ſein erſter Miniſter und Liebling. Um dieſe groſſe Stelle zu nutzen, und die Mitregentſchaft und Neidcabalen der andern deutſchen Fürſten auf einmal zu vertilgen, erklärte er den jungen Kaiſer im Jahr 1065, als ſich derſelbe zu Worms befand, für majorenn, durch die damals gewöhnliche Feyerlichkeit der öffentlichen Anlegung der Waffen. Heinrich war vierzehn Jahr alt, da er ſelbſt zu regieren anfieng, oder eigentlicher zu reden, da er die Regierung des Erzbiſchofs Hanno, der zu Rom war, aufhob, und ſeinen geliebten Adelbert zum Regenten unter ſeinem Namen annahm.

Zwey Perſonen waren eigentlich Kaiſer, und hatten das ganze Herz des jungen Heinrichs in ihrer Gewalt, ein alter Geiſtlicher, und ein junger von Adel. Man kann leicht einſehen, daß der letzte nur eine Creatur des erſten war; ein deſto nützlicheres Werkzeug, je biegſamer es war. Adelbert vereinigte in ſeiner Perſon den ſchlauſten Hofmann, den ſcheinheiligſten Prieſter, und einen epicuriſchen Hofmeiſter. Er beſaß Geiſt und Scharfſinn, er war aber dabey doch zu offenbar eigennützig, um nicht öffentliches Murren zu erregen. Die Moral, die er dem jungen Kaiſer beybrachte, verleugnete den Prieſter, wenn man nämlich annimt, daß der prieſterliche Stand es andern an Tugenden zuvor thun müſſe, welches man aber, der Erfahrung wegen, nicht wohl annehmen kann. Er lehrte Heinrichen, daß ihm, als einem Jüngling und Kaiſer, alles erlaubt ſey, daß man ſeiner Jugend die Ausſchweifungen in der Liebe verzeihen müſſe. Er prägte ihm zuerſt den Begrif einer unumſchränkten Hoheit ein,

und derjenigen gebiethriſchen Härte, die nachher die Quelle von ſo vielem Unglücke war. Er entwarf ihm die Grundlinien zur Fortſetzung des Plans Heinrichs des Dritten, ſeines Vaters, nach welchem nichts geringers als die unumſchränkte Gewalt des Kaiſers, und die Demüthigung der Fürſten des Reichs geſucht wurde, ein gefährlicher Plan, dem die Folge der Zeitumſtände, auf welche alles ankam, nicht günſtig war. Ein junger Graf Wernher, welcher ſich für die Abſichten des Erzbiſchofs von Bremen gut ſchickte, wurde der Geſellſchafter des Kaiſers, und bald ſein zweyter Liebling. Er nahm an denjenigen Ausſchweifungen Heinrichs Antheil, die der Erzbiſchof nachher entweder billigte, oder doch mit Willen überſah. Allein hiedurch machten beyde Lieblinge den Haß, den die Fürſten auf ſie geworfen hatten, nur deſto allgemeiner.

Eben dieſer Haß, welcher ſich auch auf einige Schriftſteller der Geſchichte Heinrichs ausgebreitet hat, macht es itzt ſchwer, zu unterſcheiden, ob alles dasjenige wahr ſey, was man von der Jugend Heinrichs, und von dem Betragen ſeiner Lieblinge erzählt. Wenn man einem den Kaiſer widrigen Schriftſteller *) Glauben beymeſſen will, ſo ſorgte der Erzbiſchof Adelbert ſo ſchlecht für den Kaiſer, daß dieſer oft an Nothwendigkeiten Mangel litt, wenn jener im Ueberfluſſe lebte: ſo wollte Adelbert ſo gar einen Wunderthäter vorſtellen, um das Volk zu verblenden, und machte eine kranke Perſon, die den Teufel hatte, vor dem Altar geſund und frey: ſo hielt ſich der Kaiſer zwey oder drey Maitreſſen zugleich, und ſuchte auch noch dabey, wenn er ſchöne Mädchen wo ſah, ſie zu verführen.

*) v. Brunon. Hiſtor. bell. Saxon. in Freheri Scriptt. Tom. I. p. 175. ed. Struvian.

Gewiſſer iſt es, daß Adelbert in Vergebung der Bißthümer und Abteyen ſehr willkührlich verfuhr, daß er dem Kaiſer den Grundſatz beybrachte, er habe über die Beſetzung der geiſtlichen Pfründen eben ſo wie über ſeine Meyerhöfe zu gebieten, und daß er die Klöſter überhaupt zu Frohnen und Dienſten mehr anhielt, als bisher üblich geweſen war. Er ſelbſt eignete ſich die Abteyen Lorſch und Corvey zu, und um die Eiferſucht zu verhindern, erhielten die Erzbiſchöfe von Maynz und Cöln und verſchiedne andre, neue Abteyen und Klöſter; die weltlichen Fürſten hingegen ebenfalls Einkünfte von Klöſtern und Abteyen in Deutſchland. Der junge Graf Wernher, der Geſellſchafter des Kaiſers bekam einen Theil der Abtey Hirſchfeld, und gewöhnte die Mönche ſo ſehr zu Faſten und Beten, daß er im Scherze zum Kaiſer ſagte, er habe ſich ein groſſes Verdienſt bey Gott erworben, da er die trägen Mönche zum Werke des Herrn ermunterte *).

Dieſe Neuerungen aber, welche der noch ſehr junge Kaiſer, oder vielmehr der Erzbiſchof Adelbert machte, erweckten eine allgemeine Unzufriedenheit. Beſonders wurde der Erzbiſchof von Cöln aufgebracht. Heinrich hatte ſich vorgenommen gehabt, ihn wegen der ehmaligen Entführung zu beſtrafen, und er würde ihn mit Krieg überzogen haben, wenn die Kaiſerin Agnes, die eben aus Rom nach Deutſchland gekommen war, und die Welt, bey aller Entfernung davon doch nicht vergeſſen konnte, es nicht verhindert hätte. So bald der Erzbiſchof Hanno nun aus Italien nach Deutſchland zurückgekommen war, und die ſonderbare Veränderung am kaiſerlichen Hofe ſah, wollte er um ſo mehr ſeinen

*) Lambert. Schafnaburg. ad. ann. 1064. ap. Piſtor. p. m. 332.

ſeinen Unwillen zu erkennen geben, da er ſich als den rechtmäßigen und erſten Hofmeiſter des Kaiſers betrachtete. Er zog ſich aber dadurch die Ungnade des Kaiſers ſo ſehr zu, daß er einmal von ihm würde ſeyn erſtochen worden, wenn die Kaiſerin Agnes, welche zugegen war, ihren Sohn nicht zurückgehalten hätte. Adelbert blieb in der Gunſt des Hofes.

Der Erzbiſchof von Cöln ſuchte nunmehr ſeinen Nebenbuhler, und kaiſerlichen Hofmeiſter, mit Gewalt zu ſtürzen. Er verband ſich mit dem Herzoge Rudolph von Schwaben, und dem Erzbiſchoffe von Maynz. Es war leicht den gröſten Theil der Fürſten, die ohnehin mißvergnügt waren, in das Intereſſe zu ziehn. Jedermann war wider den Erzbiſchof Adelbert eingenommen. Man beſchloß eine Verſammlung der Fürſten des Reichs zur Tribur zu halten, und durch dieſelbe den Kaiſer zur Abdankung des verhaßten Erzbiſchofs zu zwingen.

Die Verſammlung der Fürſten zu Tribur erfolgte. Hier bricht jedermann in Klagen über den Erzbiſchof Adelbert aus. Man beſchuldigt ihn der Tyranney und des Deſpotismus über den Kaiſer, welcher faſt ein ganzes Jahr nicht aus der Stadt Goslar gekommen war, indem Adelbert ihn nicht gerne in die Geſellſchaft mit andern Fürſten hatte bringen wollen, ſo ſchlecht auch durch den langen Aufenthalt zu Goslar die Hofſtaat des Kaiſer geworden war. Die Fürſten beſchlieſſen daher, den Kaiſer zu ſich einzuladen, und ihm vorzuſtellen, daß er entweder der Regierung entſagen, oder den Erzbiſchof Adelbert von ſich laſſen müſte.

Heinrich erfuhr ſchon auf dem Wege nach Tribur die Wirkung des allgemeinen Haſſes gegen ſeine beyden Lieblinge. Er kehrte unterwegs zu Ingelheim ein, in Begleitung ſeiner Lieblinge. Einige von den

Leuten

Leuten des Grafen Wernhers bekamen mit den Inwohnern Händel: dieſe geriethen in einen Tumult, griffen zu den Waffen, und da Graf Wernher den Seinigen Beyſtand leiſten wollte, wurde er in dem Aufruhre tödtlich verwundet, und ſo zum Kaiſer gebracht. Der ſterbende Graf Wernher muſte, um nicht verdammt zu werden, alle geiſtliche Beſitzungen, die er hatte, wieder abtreten, und eingeſtehen, daß er ſich an den Mönchen zu Hirſchfeld, die er zum Beten und Faſten, ihrer Regel gemäß, angetrieben hätte, verſündiget, und wegen der armen Mönche Gebet ſo zeitig hätte ſterben müſſen. Heinrich muſte keine gemeine Seele haben, da er durch ſolche Beyſpiele nicht zum Fanatismus gebracht wurde. Die Biſchöffe und Prieſter umgaben ihn bey dieſer Gelegenheit, und der Tod ſeines Günſtlings muſte ihn erweichen.

Dem Tode des einen Lieblings ſollte nun die Entfernung des zweyten folgen. Die verſammelten Stände zu Tribur drangen auf die Abdankung des Adelberts. Heinrich konnte nicht wiederſtehen. Adelbert rieth ihm, aus Tribur nach Goslar mit den Reichsinſignien zu entweichen, und ſich gegen die empörten Reichsſtände zu vertheidigen. Dieſe aber erfuhren das Vorhaben, und lieſſen den Kaiſer in ſeinem Pallaſte bewachen, und die Wohnung mit Soldaten beſetzen. Der Kaiſer muſte alſo der Gewalt weichen, und den Erzbiſchof Adelbert von ſich laſſen. Kaum konnte er ihm gegen die Gewaltthätigkeiten des ausgebrochnen Tumults durch eine Wache, die er ihm mitgab, das Leben erhalten. Adelbert war alſo von dem Schauplatze, auf dem er eine ſo groſſe Rolle geſpielt hatte, ſchimpflich entfernt. Gleichwohl ließ er die Hofnung nicht fahren, bey einem bequemen Zeitpunkte wieder ihn zu betreten, und wartete

tete denſelben zu Bremen ab, wo er ſich ohne Neid mit den Slaven, ſeinen Nachbarn, herumſchlug.

Adelberts Regierung hatte nicht viel über ein Jahr gedauert. Im Jahr 1066 wurde er von dem Kaiſer entfernt, und die Verwaltung der Reichsgeſchäfte bey dem jungen Heinrich ſollten wiederum diejenigen Biſchöffe, in deren Sprengel er ſich aufhalten würde, übernehmen. Man kann ſich die Unordnung, die nothwendig daraus entſtehen muſte, wenn an allen Orten wo der Kaiſer hinkam, neue Miniſters waren, leicht vorſtellen. Heinrich war mehr klug, als man von ſeinen Jahren erwarten konnte. Er reiſte nicht viel herum, und ſetzte ſein Vertrauen vorzüglich auf den Erzbiſchof von Maynz, Siegfried. Inzwiſchen nöthigten ihn doch die Stände des Reichs zu Tribur zu einer Vermählung, zu welcher er gar keine Neigung hatte, da ihm das ungebundne Leben weit beſſer gefiel, ob er ſich gleich durch die Wollüſte der Jugend eine gefährliche Krankheit ſchon zugezogen hatte. Seine Braut war ihm noch als einem Kinde von ſeinem Vater verlobt worden, und die Verbindung mit ihr ſollte ihm die vornehmſten Häuſer Italiens ergeben machen. Allein der junge Heinrich war von der alten Politik entfernt. Die Prinzeſſin Bertha eine Tochter des Markgrafen Otto von Suſa, wurde gleichwohl mit ihm, auf das dringende Anhalten der Stände des Reichs vermählt. So wohl der Zwang der Ehe, als die Prinzeſſin ſelbſt wurde ihm bald unangenehm und er ſuchte ſich von ihr ſcheiden zu laſſen.

Um dieſen Entzweck zu erreichen, ſuchte er vorzüglich den Erzbiſchof von Maynz zu gewinnen. Dieſer war mit den Thüringern wegen des Zehendrechts ſchon lange im Streite. Heinrich nutzte den Umſtand, und

verſprach dem Erzbiſchoffe, wenn er ihm von ſeiner Gemahlin hülfe, den Zehenden in Thüringen zu verſchaffen, und allenfalls die Thüringer mit Gewalt dazu zu nöthigen. Der Erzbiſchof verſprach hierauf die Eheſcheidung. Er brachte verſchiedne auf ſeine Seite, und ſchrieb einen Synodus zu Maynz aus, auf welchem der Kaiſer von ſeiner Gemahlin getrennt werden ſollte. Er hatte auch dem Pabſte von dieſer Sache Nachricht gegeben, und es erſchien ein päbſtlicher Legat. Dieſes war der Cardinal Peter Damiani, der Beichtvater von der Mutter des Kaiſers, und eben dieſelbe wollte die ſo nachtheilige Eheſcheidung hintertrieben wiſſen. Als daher die Stände auf der Synode verſammelt waren, und faſt alle dem Willen des Kaiſers geneigt waren, welcher auf eine ſehr unerwartete Art eidlich verſicherte, daß er ſeine Gemahlin, (mit der er ſchon drey Jahr vermählt war) noch nie erkannt habe, da trat der päbliche Lagat Damiani auf, und verdarb auf einmal alle Hofnungen des Kaiſers. Er ſtellte ihm mit vielem Nachdrucke vor, „daß eine ſolche ſchändliche Handlung einem gekrönten Haupte wenig Ehre bringen würde, und wenn er auch glaubte, über bürgerliche und canoniſche Geſetze erhaben zu ſeyn, ſo wär es doch immer ein böſes Beyſpiel, und ein Schandfleck ſeines Ruhms: wenn der Kaiſer nicht von ſeinem Vorſatze abſtehen wollte, ſo habe er die Gewalt von der Kirche, eine ſolche ſchändliche Handlung mit dem Banne zu beſtrafen, und ihm zu ſagen, daß er keine Hofnung habe, jemals die kaiſerliche Krone (die er damals noch nicht hatte) auf ſeinem Haupte zu tragen„ Dieſer groſſe Widerſpruch machte die ganze Verſammlung beſtürzt, und veränderte ihre Meinung dergeſtalt, daß die Eheſcheidung nicht vor ſich gehen konnte. Heinrich

rich muſte nachgeben, und ſeine Gemahlin wider Willen behalten. Er war aufgebracht, und konnte ſich doch nicht helfen.

Um dasjenige mit Liſt zu erlangen, was er ſonſt nie zu erlangen hoffen konnte, ließ er ſich durch ſeine Freunde bereden, der Tugend ſeiner Gemahlin eine Schlinge zu legen, und dadurch ihrer los zu werden. Man bewog einen Mann von guter Geburt, und edlem Anſehn, die Kaiſerin um Liebe zu bitten. Sie merkte aber die ihr gelegte Schlinge, und wurde durch ihre Getreuen von allem unterrichtet. Sie ſtellte ſich alſo, als wenn ſie nach einigem Weigern in das Begehren des Verliebten willigte, und beſtimmte ihm eine Abendſtunde, zu welcher er ſich insgeheim bey ihr einfinden ſollte. Heinrich erfährt es, verkleidet ſich, und kommt an des Verliebten Stelle zur beſtimmten Zeit. Die Kaiſerin kannte ihn entweder nicht oder wollte ihn nicht kennen. Sie empfängt ihn mit Gefälligkeit, führt ihn in ihr Zimmer, ruft aber hierauf ihre Dienerſchaft zuſammen, und läßt den verliebten Gaſt mit Schlägen belohnen. Ob er gleich ſich zu erkennen gab, ſo wollte man dieſes doch nicht glauben, und begegnete ihm ſo übel, daß er kaum das Zimmer verlaſſen konnte. Heinrichs Unwille gegen ſeine Gemahlin wurde dadurch noch gröſſer.

Izt kam eine Periode ſeines vorigen Günſtlings, des Erzbiſchofs zu Bremen wieder. Weil er bey ſeinen Freunden ſich nicht ſicher genug glaubte, ſo wollte er diejenigen wieder um ſich haben, von deſſen Treue er überzeugt war. Adelbert kam in gröſſres Anſehn bey Hofe, als er vorher gehabt hatte, und bemühte ſich zwar mit mehrerer Mäßigung, aber nicht ohne Rachſucht zu herrſchen. Er blieb der Schmeichler ſei-

nes Herrn, und beſtärkte ihn in den Grundſätzen der unumſchränkten kaiſerlichen Gewalt, welche ſich Heinrich deſto feſter einprägte, je widriger ihm bisher die Wirkungen des Anſehns der Fürſten und Biſchofe, beſonders wegen der Eheſcheidung ſeiner Gemahlin geweſen waren. Dadurch aber wurde die Unzufriedenheit gegen ihn allenthalben entzündet, und der Grund zu den nachherigen Revolutionen gelegt. Der Streit wegen des Zehenden in Thüringen, und der Markgraf Dedo von Meiſſen, gaben die erſte Gelegenheit zu einem öffentlichen Kriege des Kaiſers in Deutſchland.

Er wollte die Thüringer, ſeinem Verſprechen gegen den Erzbiſchof von Maynz gemäß, und damit er theils ſeine kaiſerliche Macht zeigte, theils den Erzbiſchof ſich bey künftigen Vorfällen ergeben machte, zur Abtragung des maynziſchen Zehenden zwingen. Die Thüringer verbanden ſich mit dem Markrafen Dedo von Meiſſen, welcher verſchiedene Güter von dem Kaiſer nicht ſo gleich, wie er wünſchte, zur Lehn bekommen konnte. Als aber Heinrich mit einem Heere nach Thüringen im Anzuge war, baten die Thüringer durch eine Geſandſchaft um Frieden, und die Verſchonung des von Maynz gefoderten Zehenden. Heinrich gab ihnen den Frieden und Gnade, und zog gegen den Markgrafen Dedo, welcher nun zu ſchwach war, dem Kaiſer zu widerſtehen, und ſich demſelben unterwarf, gleichwohl aber auf eine Zeitlang in die Gefangenſchaft kam, bis er einige Güter abtrat.

Um dieſe Zeit gieng die Kaiſerin Agnes, die Mutter Heinrichs aus Deutſchland wieder nach Italien, wohin ſie wider ihren Willen ihr Beichtvater, der Cardinal Damiani, rufte, weil man ihre Klugheit in den Rathſchlägen, die ſie ihrem Sohne, dem

Kaiſer

Kaiſer gab, zu Rom fürchtete, und der Pabſt Alexander daraus für ſich mit vielem Grunde nichts gutes vermuthete.

Inzwiſchen war ſchon zu Rom der erſte Grund gelegt worden, den Kaiſer wegen der Simonie in Anſpruch zu nehmen. Er hatte ſich endlich nach langer Gleichgültigkeit für den Pabſt Honorius erklärt, welchem Agnes und Adelbert gewogen waren. Honorius aber konnte in Italien nicht empor kommen, und ſtarb bald. Alexander der Zweyte mußte alſo ein gemeiner Feind des Kaiſers ſeyn, welcher es mit ſeinem Nebenbuhler gehalten hatte. Dazu kam, daß er ein Freund des Erzbiſchofs von Cöln war, welcher ihn immer unterſtützt hatte; und eben dieſer Erzbiſchof war dem Lieblinge des Kaiſers, dem Erzbiſchofe Adelbert, welcher itzt wiederum die ganze Regierung in Händen hatte, äuſſerſt gram. Unter ſolchen Umſtänden machten die deutſchen Prälaten ſelbſt zuerſt zu Rom die Bewegung über die Simonie rege. Der Pabſt zog den Erzbiſchof Siegfried von Maynz und Biſchof von Bamberg zur Verantwortung. Beyde waren angeklagt, daß ſie durch unrechte Mittel zu ihren Würden gekommen wären. Sie muſten nach Rom, und hier koſtete es dem Biſchoffe viel Geld, und dem Erzbiſchofe viele Mühe, ſich bey ihren Aemtern zu erhalten. Dieß was der erſte Schritt, dem Kaiſer künftig die Vergebung der geiſtlichen Beneficien ſtreitig zu machen.

Der Kaiſer hingegen wurde durch den Erzbiſchof Adelbert immer mehr in der Idee ſeiner unumſchränkten Gewalt beſtärkt, und nahm ſich vor, dieſelbe auch bey Ertheilung der geiſtlichen Aemter zu zeigen. Er würde glücklich geweſen ſeyn, wenn er nicht zu gleicher Zeit im geiſtlichen und weltlichen unbegränzter Herr

hätte ſeyn wollen. Er machte ſich alſo Fürſten und Geiſtliche zu Feinden.

Ein gewiſſer Mann, Egino, von ſchlechter Herkunft, klagt um dieſe Zeit, im Jahr 1070, den Herzog von Bayern Otto bey dem Kaiſer an, und behauptete, Herzog Otto ſtünde dem Kaiſer nach dem Leben, und habe ihm, dem Egino oft angelegen, den Kaiſer zu ermorden. Otto war der mächtigſte Fürſt in Deutſchland nach dem Kaiſer, und die Feinde des Kaiſers breiteten daher aus, daß derſelbe, um den mächtigen Herzog zu demüthigen, ſelbſt eine ſolche Beſchuldigung angeſtiftet habe, ſo unwahrſcheinlich dieſes auch war. Der Kaiſer berief den Herzog, welcher alles läugnete, nach Maynz, und da er dahin nicht erſcheinen wollte, gab er ihm noch ſechs Wochen Friſt, worauf er zu Goslar erſcheinen, und durch einen Zweykampf mit ſeinem Ankläger ſeine Unſchuld beweiſen ſollte. Es war zwar damals der Gebrauch, daß man oft bey Anklagen, die man läugnete, ſich mit ſeinem Ankläger duellirte, und derjenige muſte der ſchuldige ſeyn, welcher überwunden wurde. Man rechnete dieſes ſo gar zu den Gottesurtheilen, und war einfältig genug zu glauben, daß der von Gott verdammt ſey, der der Fauſt ſeines Gegners nicht gewachſen war. Allein hier, bey dem Herzoge, hielt man es doch für unanſtändig, daß ſich ein groſſer Fürſt mit einem ſchlechten Menſchen ſchlagen ſollte. Gleichwol war Otto dazu bereit, verlangte aber für ſich auf dem Wege hin und her vom Kaiſer Sicherheit. Dieſe konnte er nicht erlangen, und darüber erheben alle Schriftſteller ihr Geſchrey, oder ihren Unwillen, als über eine groſſe Ungerechtigkeit des Kaiſers. Sie dürften nur daran ſich erinnern, daß bey ſolchen wichtigen privilegirten Duellen

len keine andre Sicherheit ſtatt fand, als diejenige, welche die Fauſt gab. Siegte der Herzog, ſo war er eben dadurch als unſchuldig erklärt; wurde er aber überwunden, ſo konnte ihm der Kaiſer nach der damaligen Sitte, keine Sicherheit geben. Otto wurde auf den Kaiſer, der ihn auf Gott und ſeine Unſchuld verwieß, mißtrauiſch, und ſetzte ſich in Verfaſſung der Vertheidigung, wenn er angegriffen werden ſollte. Heinrich ließ hierauf die Sache durch Fürſten des Reichs, nach den damaligen Geſetzen gerichtlich unterſuchen, und die fürſtlichen Richter erklärten den Herzog Otto des Verbrechens der beleidigten Majeſtät ſchuldig, und des Todes würdig. So grauſam dieſes Urtheil war, ſo gerecht war es damals, und den Geſetzen gemäß. Otto verlor dadurch ſein Herzogthum, und Heinrich fiel mit einem Heere in Bayern ein, und verwüſtete das Land. Indeſſen zog der ſchwächere Herzog Otto nach Thüringen, und verwüſtete dort die kaiſerlichen Kammergüter: von da zog er nach Sachſen. Heinrich zog eilig aus Bayern, um Goslar zu decken.

Unter dieſen Umſtänden fiel Heinrich auf ein Mittel, ſeinen Endzweck wider den Herzog Otto mit ſchnellem Nachdrucke auszuführen, welches ihm der Erzbiſchof Adelbert rieth. Er brachte ſelbſt den Schwiegerſohn des Herzogs Otto wider ihn auf, und verſprach ihm das Herzogthum Bayern, da er dieſe Bedingung foderte. Dieſes wurde für die Folgezeit ſehr merkwürdig. Der Schwiegerſohn des Herzogs Otto war **Welf der Vierte**, ein Prinz des italiäniſchen Markgrafen Azo, und der Cunigunda, einer Erbtochter des alten welfiſchen Hauſes. **Welf der Vierte** erhielt das Herzogthum Bayern, und wurde im Jahr 1071 der Stammvater desjenigen erhabnen

Hauſes, welches zu unſrer Zeit den Namen von **Braunſchweig und Lüneburg** führt, und durch den Ruhm von mehr als ſieben Jahrhunderten ſich auf den höchſten Gipfel des fürſtlichen Adels in ganz Europa geſchwungen hat, indem es **an Alterthum der Ehre** mit einem einzigen Hauſe nur wetteifert, und keinem nachſteht.

Der Herzog Welf nahm Beſitz von Bayern, indem der Kaiſer den Herzog Otto in Sachſen beobachtete, welcher ſich mit dem ſächſiſchbillungiſchen Erbprinzen Magnus verband, und in der Verzweiflung das äuſſerſte eines Treffens wagen wollte. Heinrich war ebenfalls dazu entſchloſſen, ließ ſich aber nachher, da er ſchon in Begriff war, den Feind in ſeinem verſchanzten Lager in Heſſen anzugreifen, durch ſeinen Statthalter in Sachſen, den Grafen Eberhard von Nellenburg bereden, einen Waffenſtillſtand einzugehen, und die Sache der Entſcheidung der Fürſten zu überlaſſen. Dieſe erfolgte zu Halberſtadt (1071) alſo, daß Otto und Magnus, nebſt ſeiner Parthey, ſich dem Kaiſer ergeben ſollten. Beyde wurden der Sicherheit wegen, in Gefangenſchaft geſetzt, aus welcher Otto, nach einem Jahre, entlaſſen wurde.

In demſelbigen Jahre (1071) entſchied Heinrich die Streitigkeiten der Herzoge von Pohlen und Böhmen in der Stadt Meiſſen, wo beyde gegenwärtig waren, mit allem Nachdrucke der Majeſtät, die damals noch das Oberhaupt der Deutſchen über Pohlen und Böhmen ausübte. Auch Hungarn wollte ſich Heinrich unterwürfig machen, und der König des Landes, Salomo, der Schwager Heinrichs würde leicht dazu gebracht worden ſeyn, ein Vaſal des deutſchen Kaiſers zu ſeyn. Allein da Heinrichs Armee nicht ſtark genug

war, muſte er unverrichter Sache den Rückweg nach Deutſchland nehmen, wo ihn lauter Unruhen erwarteten.

Die Regierung Adelberts mißfiel Jedermann, und man nahm Gelegenheit, die Verleihung der geiſtlichen Aemter als lauter Ungerechtigkeiten und Simonien auszuſchreyen. Zwar erhielten wirklich verſchiedne für Geld geiſtliche Aemter: ein Abt, Rubert, kaufte die Abtey Reichenau um tauſend Pfund Silber, und bewarb ſich um die Abtey Fulda mit hundert Pfund Gold, allein dergleichen Ausſchweifungen waren doch nicht ſo allgemein, wie man vorgab, und der Neid der Biſchöffe war dabey am meiſten wirkſam.

Der neue Biſchof Carl von Coſtnitz erfuhr dieſen Neid zu ſeinem Unglücke. Seine Capitularen wollten ihn nicht annehmen, indem ſie vorgaben, er ſey durch Beſtechung zu ſeiner Würde gelangt. Der Erzbiſchof von Maynz ſelbſt arbeitete ihm entgegen, und der Pabſt, Alexander der Zweyte, verbot ihn einzuweihen. Der Erzbiſchof von Maynz hielt eine Synode zu Maynz, auf welcher er die Rechtmäßigkeit des neuen Biſchofs unterſuchte. Heinrich wollte dem Pabſte und Erzbiſchofe durch den Sinn fahren, und kam ſelbſt nach Maynz. Allein ſeine Gegenwart war dennoch nicht vermögend, die Sache durchzuſetzen; inzwiſchen, um den Eingriffen des Pabſtes zuvorzukommen, ernannte er ſogleich einen Domherrn von Goslar zum Biſchoffe von Coſtnitz, uud der muſte ohne Umſtände eingeweiht werden. So behauptete Heinrich ſeine Rechte; aber der Pabſt ward darüber ſo unwillig, daß er den Kaiſer nach Rom citirte, um ſich wegen der Beſchuldigungen der Simonie in Vertheilung der geiſtlichen Aemter zu verantworten; ein groſſer Schritt zu

der bald hernach ausbrechenden Anmaſſung des römiſchen Hofes.

Bald darauf ſtarb der getreue Liebling des Kaiſers, der Erzbiſchof Adelbert, und befriedigte den Haß gegen ſich nun durch ſeinen Tod, den er durch ſein Leben nie hat befriedigen können. Es bleibt für ihn ein beſtändiger Ruhm, daß er gegen den Schwarm ſeiner Feinde ſich zu erhalten wuſte, und das Anſehn des Kaiſers immer aufrecht erhielt. Man ſagte, er verführe den Kaiſer: gleichwohl waren ſeine Sitten ſo ſtrenge und keuſch, als die Sitten derjenigen unkeuſch waren, die da ſagten, er verführe den Kaiſer.

Niemand empfand über den Tod des erzbiſchöflichen Miniſters mehr Zufriedenheit, als Hanno, der Erzbiſchof von Cöln. Dieſer ſtrebte nach der ledig gewordenen Stelle, aber er wollte gebeten ſeyn. Heinrich ertheilte ſie ihm auf Zureden der Reichsfürſten, und hofte das Mißvergnügen derſelben durch dieſen beliebten Miniſter zu heben. Aber die Grundſätze des Hanno waren von denen, die Adelbert dem Kaiſer eingeprägt hatte, zu ſehr abweichend, um langen Beyfall zu behalten. Zwar anfänglich gieng es ganz gut; allein ehe ein Jahr um war, wurden der Kaiſer und der Erzbiſchof einander überdrüßig. Dieſer bat um die Entlaſſung von ſeinem Amte, und jener gab ſie mit Freuden.

Von dem Ausbruche eines neuen innerlichen Krieges hielt den Kaiſer ſeine Mutter ab. Der Herzog Rudolph von Rheinfelden in Schwaben kam in den Verdacht eines Anſchlags wider den Kaiſer, und wurde an den Hof deswegen berufen. Ob er ſich aber gleich für völlig unſchuldig hielt, ſo wollte er doch nicht erſcheinen, da ihn das Beyſpiel des Herzogs Otto von

Bay=

Bayern furchtſam machte. Er wandte ſich an die Kaiſerin Mutter, Agnes, die zu Rom mit Faſten und Beten ihre Zeit hinbrachte, und deren Prinzeßin Tochter er, wiewohl nur kurze Zeit zur Gemahlin gehabt hatte. Agnes, die ſchon einige Streiche der Klugheit, während ihres Aufenthalts zu Rom, in Deutſchland zum Beſten ihres Sohnes ausgeführt hatte, erſchien wiederum in Deutſchland, verglich den Kaiſer und Herzog mit der ihr eigenen Kunſt, und reiſte nach dieſem vollführtem Endzwecke ohnverzüglich nach Rom zurück.

Heinrich wurde um dieſe Zeit ganz Soldat, und indem er zur Ausführung ſeines ſchon lang angelegten, und von ſeinem Vater ſchon entworfenen Plans einer unumſchränkten kaiſerlichen Gewalt eilte, ſo eilte er zugleich ſeinem Schickſale entgegen, welches ſein Leben nunmehr zu einem beſtändigen Trauerſpiele machte. Dieſe Periode fieng ſich im Jahre 1073 an.

Er richtete ſeine Abſicht auf Sachſen und Thüringen, welche Länder er ſich zu unterwerfen trachtete. Beyde Völkerſchaften waren ſchon längſt gegen ihn erbittert; ſein Vater hatte ſie ſchon gedrängt, und er den Haß gegen ſein Haus vermehrt. Um ſeine Abſichten zu erreichen, ließ er in Sachſen und Thüringen Feſtungen anlegen, und da ſeine Soldaten nicht allemal gehörigen Unterhalt hatten, behalfen ſie ſich mit Plündern. Die Unterthanen muſten ſchanzen. Dergleichen Anſtalten fehlten nur noch, um den Unwillen in tödtlichen Haß, und den Ausbruch eines innerlichen Krieges zu verwandeln.

Heinrich ſchien einen Krieg zu wünſchen, und betrachtete ihn als die beſte Gelegenheit, ſeine Abſichten auf Sachſen und Thüringen auszuführen. Er ſah

aber nicht vorher, wie ſtark ſeine Gegenparthey werden würde und wie gefährlich die ganze Sache für ſeine Krone ſey. Er fieng ſo gar den alten Streit wegen des Zehenden in Thüringen itzt wieder an; er ließ eine Synode zu Erfurt halten, und auf derſelben dem Erzbiſchoffe von Maynz den Zehenden zueignen. Dadurch machte er ſich einen Erzbiſchof geneigt, aber zwey mächtige Aebte und ein ganzes Land zu Feinden. Die Aebte von Fulda und Hirſchfeld, welche viele Güter in Thüringen hatten, wollten ſich zur Abtragung des Zehenden an Maynz nicht verſtehen. Sie und die Thüringer wollten nach Rom appelliren. Heinrich verboth es, und ſchwur, einen jeden Appellanten nicht nur hinrichten, ſondern auch ſeine Güter ſo verheeren zu laſſen, daß durch Jahrhunderte die Merkmale davon bleiben ſollten. Dieß hieß zu ſehr Soldat, und zu wenig Kaiſer ſeyn. Die Thüringer machten mit den, wegen der neuangelegten Feſtungen mißvergnügten Sachſen einen Bund wider ihn. Verſchiedne Biſchöffe traten auf ihre Seite Der Pabſt zu Rom unterhielt das Feuer der Zwietracht, und Heinrich ſah nun von allen Seiten Feinde wider ſich aufſtehen.

Es entſtand eine Conföderation im Reiche wider den Kaiſer, welcher die mächtigſten Fürſten in Sachſen und Thüringen beytraten. Die Urſachen des Mißvergnügens, welche wir eben angeführt haben, machten die mehrſten Fürſten furchtſam. Man ſah den Plan Heinrichs, Sachſen und Thüringen ſich zu unterwerfen, bald ein, und ergrif die äuſſerſten Mittel dieſen wichtigen Schritt zur Souverainität des Kaiſers zu hemmen. Zu den Ständen von Sachſen traten die mißvergnügten Thüringer, der Biſchof Buco von Halberſtadt, der Erzbiſchof von Magdeburg, die

Bi-

Biſchöfe von Hildesheim, Minden und Paderborn, und der Herzog Otto, welcher, wie wir vorher erzählt haben, Bayern verlohren hatte.

Heinrich, noch feſt entſchloſſen, die Sachſen zu bezwingen, ehe ſie zu mächtig würden, gab vor, einen Feldzug nach Pohlen zu unternehmen, und in dieſem Reiche die Rechte des Kaiſers mit den Waffen auszuführen. Unter dieſem Scheine ſuchte er eine gute Armee aufzubringen, und ſelbſt die ſächſiſchen Stände muſten, wenn der Kaiſer mit Pohlen Krieg führte, Truppen geben. Allein der Aufruhr brach früher aus, als es Heinrich vermuthete. Man nahm beſonders Gelegenheit, über die Feſtungen, die er in Sachſen anlegen ließ, und deren Beſatzung allerley Unordnungen begiengen, und über die noch fortdauernde Gefangenſchaft des ſächſiſchen Prinzen Magnus, welcher bey der vorigen Empörung ſich hatte ergeben müſſen, die nachdrücklichſten Beſchwerden zu führen. Dieſe Beſchwerden konnte Heinrich nicht abſtellen: die Anlegung der Feſtungen, und die Gefangenſchaft des Prinzen Magnus waren die Grundlage ſeines Projekts wider die Sachſen. Er begegnete daher zu Goslar ihren Abgeordneten hart: er konnte ihr Begehren nicht verwilligen. Hierbey entfuhren ihm einige unüberlegte Worte wider die Sachſen, welche er als Leute betrachtete, die nicht von ſo edler Geburt, wie die Franken und Schwaben wären. Dies wirkte mehr, als die Verweigerung ſelbſt. Der Nationalſtolz, oder vielmehr der Provinzialſtolz, der bis itzt noch nicht in Deutſchland abgeſchaft iſt, brachte faſt alles in Sachſen auf. Siebenzigtauſend Sachſen waren geſchwinde beyſammen. Die erſte Unternehmung war, daß ſie alle die verjagten, welche nicht in ihr Bündnis treten

wollten. Die Biſchöffe von Osnabrück, Zeitz und Bremen erfuhren dieſes Schickſal, und ſuchten bey dem Kaiſer in Goslar Schutz, der ſich ſelbſt nicht beſchützen konnte.

Er fand nicht für rathſam, die empörten Truppen in Goslar zu erwarten. Er hatte itzt kein Heer beyſammen. Er begab ſich auf das feſte Schloß Harzburg. Von hier aus pflog er mit den Sachſen Unterhandlungen. Sie hatten alle Zugänge zu dem Schloſſe beſetzt, und der Kaiſee war ſo gut wie belagert. Sie verlangten ſo viel, als ihnen ihre überlegne Macht eingab. Auch die Maitreſſen des Kaiſers wurden dabey nicht vergeſſen, und ihre Abdankung verlangt. Heinrich ſtand in der gröſten Gefahr, den Geſetzen derjenigen unterworfen zu werden, die er vor kurzen Sklavenkinder genannt hatte. Er muſte nothwendig entfliehen; aber dieß eben war Lebensgefahr. Indeſſen hatte er Kühnheit genug, es zu verſuchen. Er entkam glücklich durch Verſtellung, indem die Feinde immer noch glaubten, daß er auf dem Schloſſe wäre. Wenige Getreue begleiteten ihn. Ihre Reiſe war faſt abendtheuerlich. Sie irrten in den dickſten Wäldern drey Tage und drey Nächte herum, hungrig und durſtig, ohne die Wege zu kennen, bis ſich endlich am vierten Tage ein Jäger fand, der ihnen den Weg zeigen konnte. So kam der Kaiſer endlich nach Eſchwege, und von da eilte er an den Rhein, wo er theils Hülfe ſuchen wollte, theils ſchon diejenigen erwartete, die zu dem Feldzuge nach Pohlen ſich dort ſollten verſammelt haben. Es fanden ſich verſchiedne Stände des Reichs bey ihm ein. Sie verſprachen ihm Hülfe, aber ſie wünſchten weit mehr, daß ein Friede vermittelt würde, und zeigten gar bald, wie wenig ergeben

geben ſie dem Kaiſer wären, indem ſehr wenig Volk erſchien.

Unterdeſſen hatten die Sachſen die kaiſerlichen Feſtungen angegriffen. Der Onkel des gefangnen Prinzen, Magnus, Graf Hermann, belagerte Lüneburg, und nöthigte die Beſatzung, welche keine Lebensmittel hatte, ſehr bald zur Uebergab. Die Thüringer griffen ebenfalls die kaiſerlichen Güter an, und ſengten und brennten. Gleich zuerſt muſte Heinrich dem gefangnen Prinzen Magnus die Freyheit wiedergeben, da die Sachſen drohten, die ganze Beſatzung von Lüneburg, unter welchen der Liebling des Kaiſers, der Graf von Nellenburg war, hinrichten zu laſſen. Die Fürſten und Biſchöffe des Reichs, auf welche Heinrich Rechnung gemacht hatte, bezeigten nicht den Eifer, den er erwartet hatte. Er ſah ſich ohne hinlängliche Macht, den aufrüheriſchen Sachſen Widerſtand zu leiſten. Er gerieth in Angſt.

Eben dieſes Jahr 1073 breitete ihm von einer andern Seite her Unruhen; ſolche Unruhen, welche ihn bis an ſeinen Tod unaufhörlich in Verwirrung brachten. In eben dieſem Jahr ſchwang ſich, nach dem Tode Alexanders des Zweiten, der Cardinal **Hildebrand** auf den päbſtlichen Stuhl. Die Wahl dieſes Pabſtes war an dem Begräbnistage des vorigen, ohne alle kaiſerliche Genehmigung geſchehen. Heinrich kannte die Rechte des Kaiſers, welche noch ſein Vater zu Rom mit allem Nachdrucke der Majeſtät behauptet und beſtätigt hatte. Man wuſte zu Rom gar wohl, daß ohne der Genehmigung des Kaiſers kein Pabſt erwählt werden durfte, und man fürchtete ſich auch vor der kaiſerlichen Macht. Aber eben was man fürchtet, ſucht man mit Liſt zu ſchwächen. Heinrich ſchickte den

Grafen von Nellenburg nach Rom, welcher den neuen Pabſt über die unregelmäßige Wahl zur Verantwortung zog. Dieſer ſchlaue und argliſtige Mann aber nahm den Grafen mit ſeiner Hoflichkeit ganz ein. Er verſicherte, daß er dieſe Würde nie aus Ehrgeitz geſucht, daß ihn die Römer freywillig, ja ſogar wider ſeinen Willen gewählt, daß er aber die Einweyhung nicht angenommen habe, weil die Genehmigung des Kaiſers gefehlt, und daß er auch nicht eher ſich einweyhen laſſen wolle, bis die kaiſerliche Genehmigung erfolgt ſeyn würde. Eine ſolche Ergebenheit betrog den guten Grafen von Nellenburg und den Kaiſer. Zwar warnten ihn verſchiedne, die den Kardinal Hildebrand kannten, und ſelbſt der Kanzler in Italien, der Biſchof von Vercelli. Allein, demohnerachtet muſte dieſer Biſchof ſelbſt, auf des Kaiſers Befehl, den neuen Pabſt einweyhen, der den Namen **Gregor der Siebente** annahm, und der ärgſte aller Feinde des Kaiſers wurde.

Man tadelte den Kaiſer insgemein, daß er durch dieſe Einwilligung ſeinen Feind erhoben, zumal da er vorher gewarnt worden ſey. Man würde in der Welt weit weniger tadeln, wenn man die Umſtände kennte, oder kennen wollte, unter denen das Tadelhafte geſchah. Im Jahr 1073, da eben der Aufruhr der Sachſen ausgebrochen war, da eben Heinrich Mittel ſuchte, ſeine Feinde mit Krieg zu demüthigen, da der gröſte Theil von Deutſchland wider ihn aufſtand; zu dieſer Zeit konnte Heinrich wahrlich nicht eine Armee nach Rom führen, um dort einen erwählten und beſchützten Pabſt vom Stuhle zu ſtoſſen. Hätte er aber ſeine Einwilligung nur überhaupt verſchoben, ſo würde Hildebrand gewiß nicht lange gewartet haben, ſich

als

als einen offenbaren Feind des Kaiſers zu beweiſen. Dazu kamen die Bewegungen wegen der Simonie, die ſchon der vorige Pabſt angefangen hatte, und die itzt dem neuen die beſte Gelegenheit gegeben hätten, ſich in die deutſchen Unruhen zu miſchen. Das wollte Heinrich nicht: er muſte alſo gegen den neuerwählten Pabſt gelinde verfahren, und ihn beſtätigen. Hildebrand betrog; aber ſo wie der boshafte Lügner den ehrlichen feinſten Staatsmann betrügt. Heinrich verdient nicht Tadel: Hildebrand Abſcheu der Nachwelt.

Hildebrand, als Pabſt, Gregor der Siebente, hatte kaum ſeine geiſtliche Würde vom Kaiſer beſtätigt erhalten, als er ſich vornahm, die geiſtliche Gewalt ganz von der weltlichen Oberherrſchaft zu trennen, und dieſe jener vielmehr zu unterwerfen. Seine Standhaftigkeit, ſeine Unbiegſamkeit, auch in den widrigſten Vorfällen, gaben ſeinem Vorhaben Nachdruck, und ſeine äuſſerliche Scheinheiligkeit verblendete den Pöbel, und die Damen. Unter den letztern gewann er die Kaiſerin Agnes, die dem geiſtlichen Vater getreuer war, als dem weltlichen Sohne, und die mächtige Markgräfin Mathildis, die ihre Vergehungen mit der Gunſt des Pabſtes zu bedecken ſuchte. Es war ſonderbar, daß zu gleicher Zeit die zwey erſten Perſonen der damaligen Welt, der erſte im geiſtlichen, und der erſtre im weltlichen Stande, beyde nach der Souverainität ſtrebten. Beyde waren in ihre Idee der alleinigen Oberherrſchaft bis in den Tod verliebt; beyde hitzig, ehrgeitzig, und bis ans Ende einander gehäßig. Heinrich war jünger, und folglich in ſeinen Leidenſchaften behender, Hildebrand ſchlau, aber deſto hartnäckiger: jener verwegen, dieſer grauſam: beyde führten in der Folge mit einander Krieg, und ſuchten ein-

einander um Ehre und Leben zu bringen; aber Heinrich, als Held, und Hildebrand als Böſewicht.

Eben erhielt dieſer neue Pabſt mit der Einweyhung vom Kaiſer die Gelegenheit, ihm zu ſchaden, als die ſächſiſchen Unruhen immer gefährlicher wurden. Da Heinrich ſich der Macht der Hülfe, die zur Demüthigung der Sachſen erfordert wurde, beraubt ſahe, da ſelbſt die Fürſten und Biſchöffe am Rheine ihn nicht gehörig unterſtützten, ſo bat der Kaiſer die Erzbiſchöffe von Maynz und Cöln, einen Frieden zu vermitteln. Allein jener hielt es ins geheim mit den Sachſen, und dieſer erſchien gar nicht einmal zu Corvey, wohin ihn der Kaiſer beſchieden hatte. Inzwiſchen muſte der Erzbiſchof von Maynz wenigſtens den Schein annehmen, daß er auf der Seite des Kaiſers wäre, und ſchlug daher eine Zuſammenkunft mit den mißvergnügten Sachſen, zu Gerſtungen, einem Städchen in Thüringen vor, auf welcher man die Streitigkeiten beyzulegen ſuchen wollte.

Die verſammelten Fürſten zu Gerſtungen, an ſtatt einen Frieden zu ſtiften, verbanden ſich vielmehr insgeſamt wider den Kaiſer. Man brachte in Vorſchlag, einen neuen Kaiſer zu wählen, weil bey dem gegenwärtigen kein Friede zu hoffen wäre. Die Sachſen brachten wider Heinrichen eine Menge von Beſchuldigungen vor. Daß er Feſtungen in ihrem Lande angelegt, daß er ihre Nation zu unterdrücken geſucht habe, waren die erſten Beſchuldigungen, und dieſe konnten ſie, mit Recht vorbringen. Daß er aber ſeiner Gemahlin nicht ſo begegnete, wie er wohl ſollte, daß er gegen ſeine Schweſter, die Aebtißin zu Quedlinburg nicht wohl gehandelt, und daß er ſich Maitreſſen hielte gieng, die Sachſen nichts an. Gleichwohl

glaub-

glaubten ſie, und beſonders die geiſtlichen Fürſten, daß ſie in allen dieſen Dingen die Hofmeiſter des Kaiſers ſeyn müſten, und der Irrthum hatte dießmal keine geringere Folge, als daß man beſchloß, den Kaiſer Heinrich vom Throne zu entſetzen, und einen neuen Kaiſer zu wählen, welcher der Herzog von Schwaben, Rudolph, ſeyn ſollte.

Von dieſer Zeit an wird Heinrich der Held eines langwierigen Trauerſpiels, der unglücklichſte, bedaurungswürdigſte Fürſt, nicht ohne Fehler, beſonders in Abſicht der Wolluſt, aber desjenigen Schickſals nicht werth, welches ihn nun von allen Seiten her beſtürmt, und dem ſeine groſſe Seele doch nicht unterliegt, bis der Körper bricht. Die ſimpelſte Erzählung ſeiner Unfälle iſt hinreichend, Bewundrung und Mitleid zu erwecken.

Unter dem Scheine, daß die ſächſiſchen Unruhen ſich nicht ſogleich ſtillen lieſſen, wurde eine neue Fürſtenverſamlung auf Weynachten, zu Cöln veranſtaltet, auf welcher die Sachſen ſich unterwerfen ſollten. Allein das Vorhaben einen neuen Kaiſer zu wählen, konnte ſo unbekannt nicht bleiben. Heinrich ſuchte wider ſein Reich auswärtige Hülfe. Er verband ſich mit dem Könige Sveno von Dännemark, welcher ihm mit einer Flotte zu Hülfe kommen ſollte, und dafür die Verſprechung des Königreichs der Obotriten, einer wendiſchen Nation, erhielt: er erſchien in der Folge, konnte aber doch nichts ausrichten. Auſſerdem ſuchte Heinrich die Lutizier, eine andre wendiſche Nation, an den ſächſiſchen Grenzen, in der heutigen Mark Brandenburg, wider die Sachſen, die ſie ohnehin haßten, in die Waffen zu bringen. Er ſchickte Geſandten an ſie, und verſprach ihnen viel Geld, wenn ſie die Sach-

ſen, ihre alten Feinde, mit Krieg überziehen würden. Die Sachſen erfuhren es, ſchickten zu den Lutiziern, und verſprachen ihnen noch mehr Geld, wenn ſie ſtille ſeyn, und keinen Krieg anfangen würden. Darüber geriethen die Lutizier ſelbſt mit einander in Krieg. Einige wollten die kaiſerliche, andere die ſächſiſche Parthey ergreifen; endlich ergriffen ſie die Parthey wider einander ſelbſt, und brachten ſich unter einander ſelbſt ſo lange um, bis ſie ganz unfähig waren, auswärtige Kriege zu führen. Lambert von Aſchaffenburg, ein gleichzeitiger Schriftſteller verſichert, daß viele tauſend Lutizier umgekommen wären.

Ehe noch die Verſammlung zu Cöln erfolgte, erklärte ſich der Herzog Rudolph von Schwaben, eben der, welcher zum Kaiſer beſtimmt war, wider Heinrichen öffentlich. Er behauptete, daß ihm Heinrich nach dem Leben getrachtet habe, und zu Würzburg habe wollen ermorden laſſen. Heinrich erſchrack über die Frechheit dieſes Vorgebens, und betheuerte, daß er an jenes Verbrechen nie gedacht, ſondern alles eine Erfindung des Herzogs ſey, um mehr Gelegenheit zu haben, nach der Krone von Deutſchland zu ſtreben. Er erbot ſich ſogar, nach der Weiſe der damaligen Zeiten, ſeine Unſchuld durch ein Duell mit dem Herzoge zu beweiſen, welche Art der Rechtfertigung damals für die gerechteſte gehalten wurde. Aber bey Heinrichen, und gegen ihn war nichts gerecht. Die ganze Beſchuldigung kam von einem Vertrauten des Kaiſers her, mit Namen Regingern, welcher dem Kaiſer untreu geworden war. Ein beſſrer Vertrauter des Kaiſers, Ulrich von Cosheim, erbot ſich, Regingers Verläumdung durch ein Duell ſelbſt mit ihm, zu widerlegen, aber Herzog Rudolph wollte es nicht ſo

gleich zugeben. Indeß ſtarb Reginger eines elenden Todes, und der Kaiſer blieb verhaßt, ſo wie man nun anfing allenthalben von ihm einen üblen Ruf und die niederträchtigſten Gerüchte auszuſtreuen. Seine Feinde vermehrten ſich dadurch, und er ſah nirgends Hülfe, als in ſeiner eignen Herzhaftigkeit.

Die Sachſen hingegen griffen indeſſen alle ſeine Schlöſſer Feſtungen und Güter an, belagerten, verwüſteten und plünderten. Zu gleicher Zeit drangen ſie bey den Fürſten am Rhein, und beſonders dem Erzbiſchoffe von Maynz darauf, daß ein neuer Kaiſer erwählt würde. Der Erzbiſchof berief nun eine Verſammlung nach Maynz, und auf dieſer ſollte Heinrich ſeines Throns entſetzt werden.

Heinrich eilte mit einem Heere dem Vorhaben entgegen zu kommen. Seine Beſchwerlichkeiten hatten ihn ſo entkräftet, daß er in eine gefährliche Krankheit verfiel, und ſeine Feinde ſich über ſeinen vermutheten Tod ſchon freuten. Er war aber kaum wieder einigermaſſen hergeſtellt, als er mit ſeinen Truppen, im härteſten Winter, nach Worms rückte, wo er mit vieler Freude aufgenommen wurde, ſo daß der Biſchof daſelbſt, ſein Feind, des Lebens nicht ſicher war, und entweichen mußte. Seine Annäherung gegen Maynz hintertrieb die verderblichen Anſchläge wider ihn. Es erſchienen nur wenige Fürſten, und an die Wahl eines neuen Kaiſers war nicht zu denken. Heinrich brachte es vielmehr dahin, daß er eine Unterredung mit einigen Fürſten zu Oppenheim halten konnte, und auf derſelben verſöhnte er ſich ſo gar mit dem Herzoge Rudolph von Schwaben. Durch dieſen meiſterhaften Streich, den er mitten im Unglücke ausführte, brachte er die Erzbiſchöffe von Maynz und Cöln wieder auf ſeine Sei-

te, oder nöthigte ſie vielmehr, ihrem rechtmäßigen Herrn beyzuſtehen, da der unrechtmäßige Rudolph, es nicht weiter ſeyn wollte.

Gleichwohl war das Schickſal des Kaiſers immer noch verdrießlich und gefährlich. Die Sachſen fuhren fort, ſeine Schlöſſer zu belagern. Kaum konnte er ſeine Gemahlin retten, die zu Bockenrodt auf der Feſtung ſaß, und gleich darauf im Kloſter Hirſchfeld einen Prinzen, Conrad, gebahr. Er ſammelte inzwiſchen mit unbeſchreiblicher Mühe ein Heer zuſammen, welches er den Sachſen entgegen ſtellen konnte.

Durch die Bemühung der Biſchöffe von Maynz und Cöln, welche er mit den höchſten Bitten ſich ergeben gemacht hatte, wurde eine vorläufige Unterhandlung mit den Sachſen zu Corvey gehalten. Der vollkommne Vergleich ſollte zu Frizlar im Februar des Jahrs 1074 auf einem allgemeinen Reichstage zu Stande gebracht werden. Allein der Kaiſer konnte es nicht länger anſehen, daß indeſſen die Sachſen mit den Belagerungen und Verwüſtungen ſeiner Schlöſſer nicht inne hielten, und ſeine Soldaten tödteten. Er entſchloß ſich, das äuſſerſte zu wagen, und lieber ſein Leben mit Ehre, als ſeine Leute mit Schande zu verlieren.

Er rückte mit wenigem Volke, aber entſchloſſnem Muthe, in der ſtrengſten, härteſten Kälte, den Feinden entgegen, bis an den Fluß Werra. Er fand ein Heer von vierzig tauſend Sachſen vor ſich, auf der andern Seite des Fluſſes. Unvermögend mit dieſer Menge ſich einzulaſſen, gieng er nach Hirſchfeld, und der Abt dieſes Kloſters übernahm es, als Geſandter des Kaiſers mit den Sachſen neue Friedensunterhandlungen zu pflegen. Sie waren williger, als man vermuthet hatte; denn die Kunſt des Kaiſers hatte ihre Li-

gue durch den Abtritt Rudolphs, und der Erzbiſchöffe von Maynz und Cöln geſchwächt. Sie ſchlugen verſchiedene Bedingungen vor, unter denen einige unbillig waren. Der Kaiſer ſollte nicht immer in Goslar ſeyn, ſondern im Reiche herumreiſen. Er ſollte ſeine Maitreſſen abſchaffen. Solche Bedingungen mißfielen dem Kaiſer. Er brach die Unterhandlung ab. Inzwiſchen war ſelbſt unter den Sachſen Uneinigkeit entſtanden, die ſich aber geſchwinde damit endigte, daß Otto, der ehmals entſetzte Herzog von Bayern, die Kaiſerkrone annehmen ſollte. Dieſen Schritt durfte Heinrichs Klugheit nicht zulaſſen. Auch war ſeine Armee zu ſchwach, eine Schlacht ſo gleich zu wagen. Er fieng alſo wieder an zu unterhandeln, und verſprach, die vorgeſchlagenen Bedingungen einzugehn. So wurde ein Vergleich geſchloſſen, und Heinrich zog von den befriedigten Sachſen freundſchaftlich begleitet, mit ihnen nach Goslar. Hier ſollte der völlige Friede geſchloſſen werden.

Heinrich hatte zwar die vorgeſchlagenen Punkte der Sachſen genehmigt, allein aus Furcht, und um aus der Klemme zu kommen. In Goslar ſchöpfte er neuen Muth. Er ſuchte allerhand Ausflüchte in Abſicht der Bedingungen: er verſchob die Sachen in die Länge. Er erwartete den Beyſtand ſeiner Getreuen. Die Sachſen hingegen, viel zu aufgebracht, um lange zu warten, vermehrten ihre Truppen vor Goslar, und da Heinrich durch ſeine Geſandte ihnen nicht ſo gleich alles, wie ſie wollten, zugeſtand, ſo zogen ſie in Goslar ein, und auf den kaiſerlichen Pallaſt ſelbſt los. Heinrich war unvermögend, ſich gegen die Menge zu vertheidigen. Er gieng, gezwungen, einen Frieden ein, davon ihm nicht ein einziger Punkt erträglich ſchien.

Die Friedensartikel waren, ſeine neue Feſtungen zu ſchleifen, den Herzog Otto, und alle Entſetzte zu reſtituiren, den Erzbiſchöffen von Maynz und Cöln, und dem Herzoge von Schwaben völlige Amneſtie zu geben, die Freyheit der Nation künftig unangetaſtet zu laſſen, nicht immer in Goslar zu ſitzen, ſondern im Reiche herum zu reiſen, Kirchen und Klöſter, Wittwen und Wayſen zu beſchützen; ſeine Maitreſſen abzuſchaffen, und dafür ſeine Gemahlin anzunehmen.

Man kan leicht erachten, daß Heinrich dieſe Bedingungen nur bey gezückten Schwerdtern zu halten in willens war, und daß er eine Gelegenheit, ſie zu vernichten, eifrigſt wünſchte. Indeſſen hatte ſeine erzwungene Nachgiebigkeit die Sachſen, und beſonders den Pöbel, nur noch wilder gemacht. Die ſächſiſchen Rotten ſchleiften die kaiſerlichen Feſtungen mit Ungeſtüm, und verwüſteten alles. Beſonders übten ſie in Harzburg die ſchrecklichſten Gewaltthätigkeiten aus, zerſtörten die Kirchen, Altäre, Reliquien, Gräber, gruben des Kaiſers Sohn und Bruder, die dort begraben waren, aus, die ihnen noch mit Noth entriſſen wurden, und machten Harzburg zur ſchrecklichſten Einöde. Dieſe grauſamen Frechheiten entrüſteten den Kaiſer aufs neue, und beförderten ſeinen Entſchluß, ſich wegen des erzwungnen Friedens aufs ſchärfſte zu rächen.

Eben zu dieſer Zeit erſchien eine päbſtliche Geſandtſchaft in Deutſchland, welche die Simonie des Kaiſers und ſeiner Miniſter unterſuchen, und den Cölibat der Prieſter einführen ſollte. Unter dieſer Geſandtſchaft befand ſich ſelbſt die Mutter des Kaiſers Agnes. Sie wurde aber nicht einmal zu ihm gelaſſen, indem die päbſtliche Geſandtſchaft vorher verlangte,

daß

daß ſich der Kaiſer wegen der zu Rom wider ihn vorgebrachten Beſchuldigung rechtfertigen ſollte. Er hingegen klagte bey dieſer Geſandtſchaft die aufrühreriſchen Sachſen an, welche Kirchen und Heiligthümer verunehrt, und Todte ausgegraben hatten, und verlangte die Beſtrafung dieſer Verbrecher. Da die Geſandtſchaft aber, ehe ſie daran denken wollte, vorher mit ihm richtig ſeyn wollte, und er von der Simonie frey zu ſeyn glaubte, überhaupt aber die verdrießlichen römiſchen Gäſte entfernt zu ſehen wünſchte, ſo zeigte er hierbey abermals die ihm ſo gewöhnliche Herzhaftigkeit und das Bewuſtſeyn ſeiner Majeſtät. Er verwarf den Vorſchlag der päbſtlichen Geſandtſchaft, in Deutſchland eine Synode zu halten, als etwas ungewöhnliches und unerhörtes. Er ließ ihr vorſtellen, daß ſo etwas den deutſchen und nicht den römiſchen Prälaten zukäme; und die päbſtliche Geſandtſchaft mußte Deutſchland verlaſſen, ohne eine Synode zu halten, ohne das geringſte ausgerichtet zu haben, ſelbſt ohne den Kaiſer geſprochen zu haben. Heinrich hatte die deutſchen Prälaten durch ihr eigen Intereſſe auf ſeine Seite zu bringen gewuſt, und ſie, mit dem Kaiſer verbunden, gaben nicht zu, daß italieniſche Prieſter in Deutſchland Synoden hielten.

Das war nun wohl ganz gut; aber der Haß des Pabſtes ereiferte ſich eben dadurch wider den Kaiſer deſto mehr, und die argliſtige Politik eines Hilbebrands fand bey den deutſchen Verwirrungen endlich Gelegenheit genug, den Plan der Rachſucht auszuführen. Ueberhaupt ſuchte Gregor der Siebente alle noch ſo geheimen Mittel zur geiſtlichen Oberherrſchaft des Pabſtes hervor. Das feinſte, unſchuldigſt ſcheinende, und dabey allerwirkſamſte Mittel war der Cölibat der

Prieſter. Nichts ſchien der apoſtoliſchen Heiligkeit gemäſſer, als daß alle Geiſtlichen keuſch, und ſogar ohne Weiber wären. Nichts war zugleich fähiger die Macht des Pabſtes zu erhöhen, als eben dieſes. Wenn die Geiſtlichen Weiber und Familien hatten, ſo waren ſie, wenigſtens der leztern wegen, immer noch der Rache des Kaiſers bloß geſtellt, ſo muſten ſie immer noch, wenigſtens für ihre Kinder, die Gunſt des Monarchen ſuchen. Aber ehelos, ohne Familie, und in Abſicht ihrer Perſon ſelbſt allein dem Pabſte unterworfen, ſo waren ſie nichts als bloſſe Creaturen des Pabſtes, und ſeine geſchmeidigſten Werkzeuge. Die Vergebung der geiſtlichen Aemter, die eben zugleich izt Gregor verlangte, indem er vorgab, daß die Layen nicht fähig wären, von der Würdigkeit geiſtlicher Perſonen zu urtheilen; dieſes war die zweyte Springfeder der gregorianiſchen Politik. So baute er das gigantiſche Gebäude der Hierarchie auf, welches ein halbes Jahrtauſend hindurch ſtehen blieb. Es iſt ſonderbar, daß die Deutſchen, zu unſers Heinrichs Zeiten, den Grund zu dieſem Gebäude, und zwar durch Unruhen legten, und eben die Deutſchen dieſes Gebäude, wiederum durch Unruhen, fünf Jahrhundert darauf erſchütterten und untergruben.

Da die Synode durch die päbſtlichen Geſandten in Deutſchland, nicht hatte können nach dem Willen des Pabſtes gehalten werden, ſo trug er dem Erzbiſchoffe von Maynz die Sache auf, und dieſer hielt eine Synode zu Erfurt, auf welcher die Prieſterehe abgeſchaft werden ſollte. Das päbſtliche Verbot der Prieſterehe kam den deutſchen Prälaten als Wahnwiz vor: (veſani dogmatis eſſe wie Lambert ſagt) da aber der Erzbiſchof, auf päbſtlichen Befehl diejenigen mit

dem

dem Banne drohete, welche das Eheverboth nicht annehmen würden, ſo entſtand unter der Geiſtlichkeit ein ſolcher Aufruhr, daß man beſchloß, den Erzbiſchof abzuſetzen, oder zu ermorden, ehe er den Bann ausſprechen könnte, und er muſte einen gelindern Ton annehmen. Gleichwol hatte er alles ſo wider ſich erbittert gemacht, daß bald hernach ein Aufruhr entſtand, die Synode ſich zerſchlug, und er ſelbſt, der Erzbiſchof, mit Hülfe der Wache kaum noch aus Erfurt entfliehen konnte. Aber der ſteife unbewegliche Sinn des Pabſtes ließ dennoch nicht ab, ſein Vorhaben auszuführen, und ſo wohl die Prieſterehe, als die Verleihung der geiſtlichen Beneficien zu verbieten. Die Zeitumſtände begünſtigten in der Folge ſeine Endzwecke.

Unter den Eingriffen des Pabſtes in die Rechte des Kaiſers, und bey dem erſten Einbruche der hildebrandiſchen Bosheiten wurde der Friede mit den Sachſen geſchloſſen, und zugleich die Gelegenheit zum neuen Kriege durch die Gewaltthätigkeiten der übermüthigen Sachſen gegeben. Heinrich nahm ſich mit allem Ernſte vor, dieſe Feinde völlig zu demüthigen, inzwiſchen alles vom Pabſte zu erdulden, und wenn er die Sachſen und Thüringer beſiegt hätte, alsdenn auch dem Pabſte den ganzen Nachdruck der kaiſerlichen Majeſtät fühlen zu laſſen. Muth hatte er genug; auch anfänglich Glück, aber der Beſchwerden waren am Ende zu viel, und das Glück verſagte den Dienſt.

In eben dem Jahre 1074, als er mit den Sachſen den Frieden eingehn muſte, unternahm er einen Feldzug nach Ungarn, zum Beſten des Königs Salomo, welcher ſeine Schweſter zur Gemahlin hatte, und vom Joas, dem Prinzen des Belus in drey Schlach-

 ten

ten überwunden, und verjagt worden war. Allein er war nur nach Regensburg gekommen, als ihn ein ausgebreitetes Gerücht an den Rhein zurückrufte. Man hatte ausgebreitet, der König von England, Wilhelm ſey mit einer Flotte unterwegens, um zu Aachen die Kaiſerkrone von Deutſchland zu erhalten. Das Gerücht war falſch, und der Erzbiſchof von Cöln ſollte der Urheber der Ankunſt des Königs von England geweſen ſeyn. Dieſer ſtaatskluge und unternehmende Prälat wuſte ſich bald bey dem Kaiſer zu entſchuldigen, oder vielmehr, es wurde ihm leicht, die Vergebung eines Herrn zu erlangen, der zu ſchwach war, einen Erzbiſchof zu demüthigen. Indeſſen erfuhr der Erzbiſchof bald darauf eine Rebellion des Pöbels, bey welcher er kaum das Leben erhielt, ſich aber durch Grauſamkeit rächte, und die Häuſer der Bürger plündern ließ. Er hatte das Unglück dafür, daß die Stadt Cöln eben ſo eifrig dem Kaiſerergeben wurde, als er ihm abgeneigt war. Nicht lange hernach ſtarb dieſer wichtige und argliſtige Feind des Kaiſers, der ihm von ſeinem ſechſten Jahre an das Leben beſchwerlich gemacht hatte. Hanno machte durch Ränke ſich berühmt, und hinterließ zu Cöln und im Reiche ein verhaßtes Andenken. Sein Tod machte in Heinrichs Leben eine neue Glücksveränderung. Cöln erhielt von Heinrichen eine kaiſerliche Creatur zum Erzbiſchof, einen Canonicus von Goslar, Hildolphen, einen gemeinen ſchwachen Mann, von dem nichts zu befürchten war, und der Kaiſer war itzt dem Pabſte gefährlicher, als jemals, ſo lange Hanno gelebt hatte.

Ein Glück kommt öfters nicht allein. Heinrich brachte itzt einen mächtigen Beyſtand wider die Sachſen zuſammen. Selbſt Herzog Rudolph der im vorigen

gen Kriege nach der kaiſerlichen Krone geſtrebt hatte, wurde ihm ganz und völlig ergeben, und ſein eifriger Anhänger. Dieſem Beyſpiele folgte der Erzbiſchof von Maynz und der Herzog von Cärnthen. Als ſich der Kaiſer im Anfange des Jahrs 1075 zu Straßburg aufhielt, kamen eine Menge von Fürſten zu ihm, welche ſich alle mit ihm wider die Sachſen verbanden, deren Uebermuth Jedermann haßte. Schwaben, Bayern, Lothringen, Böhmen traten ihm zu Hülfe, und die meiſten Biſchöffe. Am Rheine fand er ebenfalls ſtarke Hülfe, und ſo ſammelte er eine Armee, dergleichen vor ihm noch wenige Kaiſer gehabt hatten, mit welcher er ſich endlich im Stande ſahe, ſeinen Endzweck auf Sachſen auszuführen.

Den Sachſen ward bange: ſie ſammelten ebenfalls eine anſehnliche Armee, aber ſie baten wegen des Kirchenraubes zu Harzburg und ihrer Gewalthätigkeiten um Verzeihung, und erboten ſich, mit bloſſen Füſſen, nach dem damaligen Gebrauche der Demüthigung vor dem Kaiſer zu erſcheinen, und um Gnade zu bitten. Der Kaiſer ließ die Geſandten aber nicht einmal vor ſich: er wuſte daß ein gegebner Friede ihm auf immer alle Gelegenheit ſeiner Abſicht entreiſſen würde, und er den Sachſen, als ſeinen ewigen Feinden doch nicht trauen dürfe. Er war feſt entſchloſſen, ein Volk zu überwinden, das ſeine ganze Regierung unruhig gemacht, und ſich an ſeiner eignen Perſon durch die unanſtändigſten Beſchuldigungen und Frechheiten vergangen hatte. Alles was ihn umgab, war ihm izt treu, uud Heinrich erſchien nun als ein wirklicher, groſſer Kaiſer, an der Spitze einer Armee, die ſeines Muthes, und ſeiner Hoheit würdig war. Dieß war wieder ein glücklicher Zeitpunkt ſeines Lebens,

bens, welches ſo vielen Kataſtrophen unterworfen war.

Beyde Heere, des Kaiſers und der Sachſen, rückten gegen einander, und beyde waren einander an Menge der Truppen faſt gleich. Die Sachſen hatten das äuſſerſte gethan, um ſich zu vertheidigen. Heinrich, den ſeine kriegriſche Hitze befeuerte, eilte in ſtarken Märſchen den Sachſen entgegen, und traf die Feinde an der Unſtrut, in der Nähe des Kloſters Hohenburg, oder bey Langenſalze, in der Mitte des Junius (1075) an. Er lagerte ſich in einer Entfernung von ihnen. Kaum waren die Zelter aufgeſchlagen, und die ermüdete Armee zur Ruhe, ſo brachten die Kundſchafter Nachricht, daß die Sachſen, die ſo nahe ſtänden, die Ankunft der kaiſerlichen Armee noch nicht wüſten, und ganz ſorglos, zerſtreut, beym Eſſen und Trinken ſich befänden. Mit dieſer Nachricht lief der Herzog Rudolph, der ſich gern als einen eifrigen Freund des Kaiſers allenthalben zeigen wollte, ſo gleich zum Kaiſer. Dieſer hatte ſich eben, um vom Marſche ſich zu erhohlen, auf ein Ruhebette geworfen. Er empfieng die Nachricht des Herzogs mit der ausgelaſſenſten Freude, und verſicherte, für dieſe Freundſchaft ihm beſtändig dankbar zu ſeyn. So gleich wurde die Anſtalt getroffen die Sachſen anzugreifen.

Herzog Rudolph machte mit den Schwaben den Vortrapp aus, und griff zuerſt an. Die übrige Armee wurde in beſondre Corps, welche theils von den Seiten anfallen, theils den vorderſten angreifenden zu Hülfe kommen ſollten, vertheilt. Heinrich ſelbſt befand ſich beym fünften Corps, auf der Seite, und hatte die erleſenſte und getreueſte Mannſchaft bey ſich.

Die Sachſen wurden von allen Seiten angegriffen. Sie hatten, ſich ſo ſorglos gelagert, und ſo wenig Kundſchafter ausgeſandt, daß ſie glaubten, der Kaiſer ſey noch viele Meilen von ihnen entfernt. Der Staub, den die anmarſchirenden Feinde erregten, gab ihnen das erſte Zeichen der Annäherung der Feinde. Sie faßten ſich dennoch in der Verwirrung gut genug, und ſtanden mit einer bewundernswürdigen Eilfertigkeit in den Waffen, ſo daß der erſte Angrif der Schwaben vergeblich wurde. Beym zweyten Angriffe wurden die Schwaben durch die bayeriſchen Truppen, welche Herzog Gvelph anführte, unterſtützt. Dennoch wehrten ſich die Sachſen ſo, daß man keinen Sieg erlangte. Die andern Corps kamen zu Hülfe, richteten aber doch ſo gleich nichts aus. Das Gefecht wurde äuſerſt hartnäckig und hitzig; die Sachſen fochten wie verzweifelte Leute, und machten den Sieg ſehr ſchwer. Ein Markgraf Ernſt aus Bayern wurde tödtlich verwundet. Graf Engelbert, und zwey Grafen von Ellenburg blieben auf dem Platz; ſehr viele vom ſchwäbiſchen Adel kamen um; und faſt kein einziger blieb ohne Wunden. Nachdem ſich alle Corps des Kaiſers in die Schlacht eingelaſſen hatten, auſſer einem Hinterhalte, ſo fingen die Sachſen an zu weichen. Herzog Otto aber ſtellte das Gefecht wieder her, und der Sieg des Kaiſers wurde zweifelhafter als jemals. Die Schlacht hatte ſchon vom Mittage an bis Abends um acht Uhr gedauert, als man dem Kaiſer meldete, daß er die Schlacht verliehren würde. Er ſammelte nochmals alle ſeine Kräfte zu einem neuen Angriffe zuſammen, und hier ward er endlich Sieger. Die Sachſen flohen. Gleichwohl konnte man ſie wegen einbrechender Dämmerung, und der Unbekanntſchaft mit

den umliegenden Gegenden nicht ſehr weit verfolgen, ob ſie gleich eine gänzliche Niederlage erlitten hatten, die eben ihre Herzhaftigkeit nur deſto totaler gemacht hatte.

Die Geſchichte meldet nicht umſtändlich, wie viel von beyden Seiten auf dem Platze geblieben. Die Anzahl muß entſetzlich geweſen ſeyn. Wer die heutigen Schlachten mit den vorigen vergleicht, irrt ſich gemeiniglich. Heut zu Tage thun die Kanonen das meiſte, und ſo fürchterlich das Schauſpiel iſt, ſo wenig iſt es dem menſchlichen Geſchlechte nachtheilig, wenn man die alten Gefechte erwägt. Hier ſtritt faſt Mann mit Mann; und es gab faſt eben ſo viele Schlachten in einer Schlacht, als es Krieger in derſelben gab. Itzo iſt es ſchon eine Hauptſchlacht, wenn vier oder fünf tauſend Mann bleiben; in den vorigen Zeiten war dieſes noch wenig. Jeder Ritter ſuchte ſeinen Ritter, jeder Soldat ſeinen Gegner zu erlegen. Man zählte die Gebliebenen nicht: ſie waren unzählbar.

Der Sieg bey der Unſtrut hatte die Sachſen ſchwach, aber zugleich verzweifelnd gemacht. Sie ſammelten ihre Kräften wieder, und ſchienen entſchloſſen, lieber im Treffen als im Gefängniß zu ſterben. Sie kannten die Wirkungen des Zorns vom Kaiſer. Seine Parthei überhaupt nutzte den Sieg mit Macht. Der Erzbiſchof von Maynz that die Fürſten von Thüringen in den Bann, weil ſie bey der Synode im vorigen Jahre ſich ihm widerſetzt hatten. Der Pabſt ſchickte vergeblich an den Kaiſer, und verlangte, da die Umſtände nichs anders zulieſſen, wenigſtens eine ſo genannte Obedienzgeſandſchaft, welche ihn wegen der angegebenen Beſchuldigungen zu Rom rechtfertigen ſollte. Der Sieger der Sachſen aber hatte keine Neigung dazu,

Wirk-

Wirklich war auch die Sache unerhört, und die Biſchöffe von Deutſchland ſtanden dem Kaiſer bey. Die Geiſtlichkeit überhaupt konnte es dem Pabſt nicht vergeben, daß er die Prieſterehe verboten hatte, und wurde dadurch dem Kaiſer nur deſto mehr ergeben. Nur eine ſo verſchmitzte Politik, und ſo viel Hartnäckigkeit, als Gregor der Siebente hatte, konnte endlich den Endzweck erreichen. Jeder andrer wäre mit ſeinen Projekten geſcheitert.

Indem der Pabſt eine Zeitlang inne hielt, und nur in der Stille, in Deutſchland, zu ſeinem Vortheile arbeiten ließ, vollführte der Kaiſer ſein Werk in der Ueberwindung der Sachſen. Er zog aus Thüringen nach Meiſſen, nahm dort den Biſchof gefangen, und von da gieng er nach Halberſtadt. Ein Theil ſeiner Truppen zog ſich nach Goslar zu. Es ſchien ein neues Treffen mit den Sachſen unvermeidlich. Sie wollten von keiner Ergebung hören; denn ſie fürchteten ſich für dem Zorn des Kaiſers. Gleichwohl war dieſer auch mächtig genug, ſie ſeine Rache fühlen zu laſſen. Der Erzbiſchof von Maynz und der Herzog von Lothringen bewegten doch endlich die Sachſen, der Ueberlegenheit des Kaiſers ſich zu ergeben. Es waren unter ihnen ſelbſt Uneinigkeiten entſtanden: beſonders hatte das gemeine Volk alle Luſt zum Kriege verlohren. Die Unterwerfung der beſiegten Sachſen geſchahe im Herbſte eben dieſes Jahrs 1075, am Fluß Helfte, in Thüringen, auf der Ebene zwiſchen Greuſſen und Kindelbrücken. Heinrich, der Sieger, an der Spitze ſeines noch verſammelten Heeres, empfieng die Gedemüthigten mit Anſtand, aber er gab die vornehmſten der Sachſen denen Fürſten, die ihm treu geblieben waren, zur Verwahrung. Verſchiednen wurden ihre Güter

ein-

eingezogen, einige blieben im Verhaft, wenige kamen los, und unter dieſen letzten war, zu groſſer Verwunderung, der Herzog Otto, der Hauptanführer der Feinde, dem Heinrich ehedem ſein Herzogthum Bayern genommen hatte. Izt kam er in ſo groſſe Gunſt, daß er kaiſerlicher Statthalter in Sachſen wurde.

Heinrich ſtand nun auf einer Höhe des Glücks, von welcher herab er gebieten konnte. Er hielt eine Verſamlung der Fürſten zu Goslar, und ließ ſich von ihnen eidlich verſprechen, nach ſeinem Tode keinen andern Nachfolger auf dem Throne zu erwählen, als ſeinen älteſten Prinzen Conrad, der noch ein Kind war. Die Feinde waren beſiegt: die unruhigen Köpfe im Verhafte: die andern fürchteten ſich: der ärgſte Feind des Kaiſers, der Erzbiſchof Hanno zu Cöln, war todt: der Erzbiſchof zu Maynz verband ſich dem Kaiſer immer näher, weil er das Verbot der Prieſterehe nicht nach dem Willen des Pabſtes in Deutſchland durchſetzen konnte, und dadurch dieſen ſich feind machte. Die mehrſten Biſchöffe, und überhaupt der gröſte Theil der Geiſtlichkeit war wider den Pabſt, eben wegen des Verbots der Ehe aufgebracht. Was fehlte nun Heinrichs Glücke? In Rom ſelbſt fiel um dieſe Zeit eine für ihn vortheilhafte Scene vor, an welcher er vielleicht ins geheim Antheil haben konnte.

Der Präfect zu Rom Cincius, ein kühner, und reicher Mann, und der Parthey des Kaiſers ergeben, hatte ſich einen ſo ſtarken Anhang in Rom gemacht, daß er, mit Hülfe deſſelben, etwas groſſes auszuführen im Stande war. Der Pabſt war ſein Feind. Cincius wurde in den Bann gethan. Dafür drang er am Chriſtabend, mit bewafneter Mannſchaft in die Kirche ein, in welcher der Pabſt Meſſe las, fiel ihn beym

Altare an, riß ihn bey den Haaren aus der Kirche, und ſchleppte ihn mit ſich auf ſeine Burg. Das Volk ſtürmte zwar die Burg, und machte den Pabſt wieder frey; allein Cincius rächte ſich an den Gütern der römiſchen Kirche, und gab durch dieſes Schauſpiel den Feinden des Pabſtes Muth.

Eben, als dieſes in Rom vorgieng, war wiederum eine Geſandſchaft des Pabſtes in Goslar bey dem Kaiſer angelangt, und hatte denſelben, bey Strafe des Bannes nach Rom citirt. Heinrich der Sieger, welchen der Auftritt des Cincius zu Rom nur noch kühner machte, empfand dieſe Verwegenheit des Pabſtes ſehr übel. Der Pabſt hatte den Biſchof von Bamberg, wegen beſchuldigter Simonie abgeſetzt: er ſetzte den Probſt von Goslar dafür ein, und ertheilte ihm dieſe geiſtliche Würde ohne den Pabſt zu fragen. Er gieng noch weiter, er wollte ſich an dem Pabſt als Kaiſer rächen, und nahm ſich vor, den verwegenen Mann in Rom, der doch vom Kaiſer abhängig ſeyn ſollte, gar abzuſetzen.

Unter den Bemühungen dieſe auszuführen, verließ das ungetreue Glück widerum Heinrichen. Dieß war eine neue unglückliche Periode für ihn; ein neuer Act ſeines Lebens; der ſich mit dem Jahre 1076 anfieng.

Er hielt einen Reichstag zu Worms, welchem faſt alle Geiſtlichkeit aus Deutſchland beywohnte. In dieſer Verſamlung erſchien zu gelegener Zeit der Cardinal Hugo Blancus, welcher dem Reiche vorſtellte, Rom und Italien ſey Gregors auch überdrüßig, und er bäte im Namen Italiens um einen neuen Pabſt. Blancus war auch in den Bann gethan worden, und ſein Wunſch nach einem neuen Pabſte war daher ſehr

ver-

vernünftig. Seine Vorſtellungen vollendete den Wunſch des Kaiſers. Man fertigte eine Gehorſamaufſagungsformel aus, welche die meiſten Biſchöffe unterſchrieben, und ſandte ſie Hildebranden zu. Der Kaiſer meldete ihm in einem beſondern Schreiben, daß er abgeſetzt ſey. Er nannte ihn auch nicht mehr Gregor, ſondern **Hildebrand**, und einen **falſchen Mönch**. Er drückte ſich in dieſen Worten aus*). „Der Schluß der Groſſen meines Reichs war dieſer, daß du auf dem apoſtoliſchen Stuhle nicht „mehr ſitzen könnteſt. Weil ich ihre Meynung vor „Gott und Menſchen als billig erkenne, ſo ſtimme „ich ihr bey, ſpreche dir alle päbſtliche Rechte ab, „und gebiete dir kraft des Patriciats, welches mir „Gott und die Römer übertragen haben, daß du „die Stadt Rom gänzlich meideſt.„ — Da du „durch dieſen Bann und aller Biſchöffe Urtheil als „verdammt anzuſehn biſt, ſo ſteige vom apoſtoliſchen „Stuhle herab, und laß einen andern den Stuhl „beſteigen — ich Heinrich, von Gottes Gnaden König ſage dir mit allen meinen Biſchöffen: Steig „herab, ſteig herab!„ Aber der Pabſt ſtieg doch nicht herab, ſondern ward nur noch heftiger, und zu unerhörten Unternehmungen bewegt.

So bald der kaiſerliche Geſandte mit der Abſetzung in Rom angelangt war, berief am folgenden Tage Gregor die Geiſtlichkeit, und machte ihnen in Gegenwart vor vielem Volke, die Unternehmung des Kaiſers bekannt. Das Volk wurde ſo aufgebracht, daß es beynahe den kaiſerlichen Abgeſandten umgebracht hätte. Gregor ſchlug vor, den Kaiſer ſelbſt in den

Bann

*) Brunon. Hiſtor. bell. Saxon. ap. Freher. T. I. p. m. 198.

Bann zu thun. So unerhört dieſes war, ſo leicht war es itzt, bey der Bewegung aller Gemüther. Es war das erſte Exempel, daß ein Biſchof zu Rom einen Kaiſer mit dem Bannfluche belegte; es gab verſchiedne in Deutſchland und Italien, die dieſes Unterfangen für abſcheulich erklärten. Heinrich hatte noch Freunde in Italien, weil Gregor Feinde hatte. Eine Menge von italieniſchen Biſchoffen hielten einen Synodus zu Pavia und verdammten den Pabſt. Aber nun war alles in Italien und Deutſchland auf einmal im Feuer. An allen Orten waren Verbannte. Gregor war verbannt durch ſeine Gegenparthey. Durch ihn waren es der Kaiſer, die Biſchöffe von Cöln, Maynz, Strasburg, Utrecht, Bamberg, und viele weltliche Perſonen vom vornehmſten Range. Eine ſo gewaltſame Erſchütterung muſte wichtige Folgen hervorbringen.

Bisher hatte Heinrich noch keinen groſſen Fehler in ſeiner Regierungskunſt begangen; ſie wären alle leicht zu verbeſſern geweſen. Aber nunmehr begieng er einen Fehler, der bis ans Ende ſeines Lebens die ſchrecklichſten Folgen hatte. Anſtatt nach dem Beyſpiele der vorigen Kaiſer, mit einer Armee nach Italien zu gehn, und die Abſetzung des Pabſtes mit Gewalt der Waffen durchzuſetzen, ließ er es an der ſchriftlichen Erklärung bewenden, die gar nichts nutzte, wenn keine Macht dabey war. Anſtatt die erſten Bewegungen der deutſchen Biſchöffe über die Frechheit des Pabſtes zu nutzen, und durch ihren Beyſtand ſich fürchterlich zu machen, ließ er die Zeit vorbeyſtreichen, bis dieſe Biſchöffe ſelbſt anfiengen, ſich für den Pabſt zu fürchten. Anſtatt die Sachſen, und die ihm abgeneigten Fürſten durch Gelindigkeit auf ſeine Seite zu ziehen, und ſie ſelbſt, wie es die nachfolgenden Kai-

ſer thaten, nach Italien wider den Pabſt zu führen, und durch ſie ſelbſt ſein Anſehn zu befeſtigen, begegnete er ihnen immer noch mit dem Stolze eines Ueberwinders, und brachte durch ſeine Härte endlich alles wider ſich auf.

Dieß alles kam von der Lieblingsidee, ſich Sachſen und Thüringen zu unterwerfen; welcher die neuen Umſtände doch ganz entgegen waren. Heinrich konnte ſich von dieſer ſeiner Lieblingsidee, die ſchon ſein Vater gehabt hatte, und die bey ihm zur Leidenſchaft geworden war, nicht losreiſſen, ob ihm gleich alles davon abrieth. So ſchwer iſt es, ein groſſes Project ſchnell zu ändern, und nach den Umſtänden, geſchwind neue Plane anzulegen.

Heinrich ließ das Schloß Harzburg, jenes groſſe Aergerniß für die Sachſen, aufs neue befeſtigen, ſo ſehr ſein Statthalter Otto dafür mit Bedrohungen war gewarnt worden. Auch wollte er den in Verhaft genommenen ſächſiſchen Fürſten und Biſchöffen noch immer nicht die Freyheit geben. Ueberdem ließ er durch ſeine Truppen die ſächſiſchen Provinzen übel behandeln, und ſuchte ihre Groſſen zu entkräften. Dadurch aber, und da er die an ihn dieſerwegen geſchickten Geſandten nicht hören wollte, machte er ſich eine Menge von Fürſten zu Feinde, die theils aus Mitleid, theils aus Bitte, theils auch aus Verwandtſchaft die Freyheit und Ruhe der Sachſen eifrigſt wünſchten. Dazu kam die verſchmitzte Politik des Pabſts, welcher unter dem Scheine der Religion alles wider den Kaiſer aufbot, und bey den Schwachen und dem Pöbel Eingang fand. Die Biſchöffe, welche des Kaiſers wegen in den Bann gekommen waren, und den Aberglauben des Volks fürchten muſten, konnten auch nicht lange dem Kaiſer treu bleiben, wenn er nicht nach

Ita-

Italien eilen wollte; und durch eine ſchnelle Revolution die Sachen änderte. Dafür aber erfolgte eine Revolution in Deutſchland.

Gregor ſandte hinter einander zwey ſehr bewegliche Circularſchreiben an die deutſchen Biſchöffe und Fürſten. In denſelben wird das Leben Heinrichs von ſeiner zarteſten Kindheit an unterſucht, und ihm alle mögliche Laſter Schuld gegeben. Gregor zeigte, daß er nachſichtig nicht hätte ſeyn können, und daß Heinrich den Bann ganz vollkommen verdiene. Er ſagt in dieſem Schreiben, **daß die Könige von den Schaafen nicht ausgenommen ſeyn könnten, welche Chriſtus dem heiligen Petrus zu weiden gegeben habe.** Das konnte nun wohl ganz richtig ſeyn, aber es frägt ſich, ob der Bannfluch zum Weiden gehört. Indeſſen der Aberglaube des eilften Jahrhunderts, und das Mißvergnügen vieler Fürſten über Heinrichen gaben allen thörigten Frechheiten des Pabſtes Gewicht und Anſehn. Die beiden ſo argliſtigen, ſo ſcheinheiligen Circularſchreiben Gregors des Siebenten waren das Signal zum Kriege für die mißvergnügten Fürſten, und die Freunde der vornehmen ſächſiſchen Gefangnen.

Folgende Anecdote, dergleichen es damals in Menge gab, zeigt den Charakter der Zeit hinlänglich. Der Biſchof von Utrecht, ein beſtändiger Feind Gregors, und Freund des Kaiſers, empfieng die Bannbulle eben als der Kaiſer bey ihm zu Utrecht war. Er furchte ſich für dem Eindrucke beym Volke. Er machte daher bekannt, daß zwar der Kaiſer in den Bann gethan ſey, aber daß dieſer Bann nicht rechtmäßig ſey, und gar nichts gelten könnte. Der Biſchof ſtarb einige Zeit darauf. Nach ſeinem Tode war das

Gerüchte allgemein, daß er auf dem Sterbebette geſagt habe, er **und der Kaiſer ſey auf ewig verdammt.** Er bat ſo gar die Umſtehenden, ſie möchten ſich nur nicht beſchweren, und für ſeine Seele nach ſeinem Tode beten, denn die Teufel warteten ſchon auf ihn, und er könne gar nicht in den Himmel kommen. Nach ſeinem Tode erſchien er dem Abte zu Cluni, und erzählte ihm, daß er in der Hölle begraben ſey. Das Kloſter zu Cluni war es eben, in welchem Pabſt Gregor Mönch geweſen war. Ein andrer getreuer Freund des Kaiſers, der Herzog von Lothringen, ſtarb, zum Unglücke für den Kaiſer, auch in eben dieſem Jahre; (1076) und weil er ohne Sacramente geſtorben war, erſchien ihm der Teufel auch gleich nach ſeinem Tode. Welch eine Periode war dieſes für einen Kaiſer, der da ſouverain werden, und den Pabſt ſtürzen wollte!

Der Herzog Rudolph von Schwaben, welcher vermuthlich ſchon einen ſüſſen Traum von ſeiner künftigen Kaiſerhoheit mochte gehabt haben, war einer der erſten, die auf ſo bewegliche Vorſtellungen des Pabſtes, vom Kaiſer abfielen. Gleich darauf verſagten ihm die Herzoge von Bayern und Cärnthen den Gehorſam. Der Erzbiſchof von Maynz wollte auch lieber ein Feind des Kaiſers, als ein Verbannter ſeyn. In Sachſen brachen die Unruhen öffentlich aus, und der aus ſeinem Verhafte entwichne Biſchof von Halberſtadt, Buco, ein alter Feind Heinrichs, blies das Feuer der Empörung noch mehr an. Heinrich wollte die Sachſen angreifen, ehe ihre Ligue zu mächtig würde; allein ſein eigner Statthalter, Herzog Otto, trat ſelbſt auf die Parthey der Sachſen, weil der Kaiſer nicht ſeinem Rathe gefolgt, und nicht

die

die Güte der Gewalt vorgezogen hatte. So war denn nun Heinrich faſt von allen verlaſſen, und von einer Menge angegriffen, welcher er ſchlechterdings nicht gewachſen war. Er hatte zu Worms, und hernach zu Maynz einen Reichstag halten wollen, aber die eingeladenen Fürſten waren nicht gekommen. In Italien wurde ſein Geſchick noch ſchlimmer. Die Gräfin Mathildis, ſeine nahe Muhme, hatte ſich dem Pabſte völlig ergeben, und da ſie eine reiche und weite Markgrafſchaft, nach dem Tode ihres Vaters, des Herzogs von Lothringen, beſaß, ſo wurde ſie eine mächtige Stütze des gottloſen Gregors. Dieſer dadurch, und durch die glücklichen Zeitumſtände in Deutſchland noch frecher gemacht, ſchrieb an die deutſchen Fürſten, daß ſie einen neuen Kaiſer wählen ſollten, da Heinrich, als ein Verbannter, ſie nicht beherrſchen könnte. Der Verwegne ließ ſich in Rom in folgenden Ausdrücken vernehmen: „Im Namen des „allmächtigen Gottes, und vermöge unſrer Gewalt, „verbiete ich hiermit Heinrichen, unſers Kaiſers Hein„richs Sohne, das deutſche und italieniſche Reich zu „regieren: ich ſpreche alle Chriſten von dem ihm ge„leiſteten, und noch zu leiſtendem Eide der Treue „loß, und ich verbiete Jedermann, ihm hinfort als „einem Könige zu dienen.„ Kein Menſch hatte, ſo lange die Kirche ſtund, eine ſolche Sprache, wie itzt **Gregor der Siebente**, zu führen das Herz gehabt. Er ſagte in verſchiednen Schreiben an die Biſchöffe; die Biſchöffe wären mehr als die Könige und die Könige müſten ſich von ihnen richten laſſen. Die Sprache klingt verwegen genug: aber es liegt auch zu gleich eine groſſe Liſt darunter verborgen. Denn nunmehr konnte ſich der boshafte Pabſt Rechnung machen,

 daß

daß alle Prälaten in der Welt auf ſeine Seite treten würden.

Die bürgerlichen Kriege in Deutſchland, unter deren Begünſtigung Gregor dieſe Frechheiten angenommen hatte, fiengen gleich darauf an vom neuen zu wüthen. Da die Frechheit des Pabſtes mit dem Mißvergnügen der Deutſchen ſo gut überein kam, ſo dachte man im Ernſte an einen neuen Kaiſer, und wollte Heinrichen vom Throne ſtürzen. Zu Tribur ſollte Heinrich entſetzt, und ein neuer Kaiſer erwählt werden. Die mißvergnügten Sachſen fanden ſich nebſt einigen andern Fürſten an dem beſtimten Tage zu Tribur ein, und ſelbſt der Erzbiſchof von Maynz. Heinrich ſammelte noch ſo gut er konnte, alle ſeine Kräfte zuſammen, um dieſen verderblichen Streich zu hintertreiben. Er lagerte ſich, jenſeits des Rheins, zu Oppenheim. Die Sachſen zogen ebenfalls ihre Truppen zuſammen. Man erwartete in wenigen Tagen eine blutige Schlacht, in welcher Heinrichs, und Deutſchlands Schickſal entſchieden werden ſollte. Schon waren beyde Heere ſo nahe an einander gerückt, und, da alle Vermittlung, die der Kaiſer anbot, verworfen wurde, hatte er ſchon ſo gemeſſne Befehle an ſeine Truppen ertheilt, daß an eben dem Tage der Angrif auf die Sachſen geſchehen ſollte, an welchem, noch in der Morgendämmerung Geſandte von den Sachſen erſchienen, und auf gewiſſe Bedingungen einen Waffenſtillſtand anboten. Heinrich war gar nicht fähig, gegen die weit überlegenen Sachſen etwas zu unternehmen. Wenn er geſchlagen hätte, ſo wäre es aus Verzweiflung geſchehen, und er konnte nichs gewiſſers als ſeine gänzliche Niederlage, und Tod erwarten.

Er

Er bezeigte ſich alſo den Sachſen zu allen vorzulegenden Bedingungen bereit.

Hart, unerträglich hart waren die Bedingungen der Mißvergnügten, aber ſie wollten auch von keiner einzigen abgehn, und der Kaiſer hatte ſchon lange vorher vergebliche Unterhandlungen gepflogen. Er muſte verſprechen, um einen Waffenſtillſtand zu erhalten, ſeine Streitigkeiten mit den Ständen dem Ausſpruche des Pabſtes zu unterwerfen, welchen man deswegen im Februar des folgenden Jahrs nach Augsburg einladen wollte: ſich bis dahin der Regierung nicht anzumaſſen, in der Stille zu Speyer ein Privatleben zu führen: die Stadt Worms wiederum dem Biſchoffe einzuräumen: ſeine vertrauteſten Freunde, die verbannten Biſchöffe von Cöln, Bamberg und Strasburg von ſich zu entfernen. Er gieng die Bedingungen ein.

Bey dieſer Gelegenheit pflegt man wiederum den Kaiſer aus Mangel an gehöriger Kenntniß der Umſtände, zu tadeln, ſo wie die Welt gemeiniglich zu tadeln pflegt. Heinrich hätte dieſe Bedingungen nicht eingehen ſollen, ſagt man. Aber was hätte er denn thun ſollen? Sich mit Schimpf, und unkaiſerlich, an der Spitze einer Handvoll Leute laſſen todtſchlagen? oder gar gefangen nehmen? oder unſtätt und flüchtig zu werden, ohne Hofnung, nach einem ſolchen Streiche jemals die Krone wieder tragen zu können? Man bemerkte, daß es kein Friede war, welchen er ſchloß. Es war ein Waffenſtillſtand. Alſo gewann er dadurch nur blos Zeit, noch Rettungsmittel zu ſuchen, wenn ſie möglich waren.

Es war kein ander Rettungsmittel möglich, als den Pabſt zu beſänftigen, es koſte auch was es wolle.

Er wollte den Pabſt nicht in Deutſchland haben, und muſte dem unglücklichen augsburgiſchen Urtheile zuvorkommen. Seine ſeltſame Lieblingsidee, ſich Sachſen und Thüringen zu unterwerfen, die er durchaus nicht konnte fahren laſſen, trugen das ihrige auch bey. Er wollte ſich lieber, da es nun einmal mit ihm ſo weit gekommen war, vor dem Pabſte, als vor ſeinen Unterthanen demüthigen. Er kannte zwar Gregoren als einen harten, aber noch nicht als einen unbarmherzigen Mann. Er wuſte noch nicht, daß es beſſer ſey, in die Hände der Soldaten, als in die Hände eines Prieſters zu fallen. Er entſchloß ſich, ſelbſt bey dem Pabſte ſeine Abſolution vom Banne zu hohlen.

Der Kaiſer zog alſo, von allen Freunden verlaſſen, mit ſeiner Gemahlin, und ſeinem einzigen Prinzen, in der erbärmlichſten Figur, mit wenigen Bedienten, nach Rom. Er gieng durch Burgund, und überſtieg, mit tauſenden Beſchwerlichkeiten, in der Zeit zwiſchen Weyhnachten und Neujahr, die beeißten Alpen. Der kalte harte Winter, der eben eingetreten war, vermehrte ſeine Leiden, und er muſte zu Fuſſe über die Gebürge klimmen. Der Pabſt war ſchon im Begriffe, die Reiſe nach Augsburg zu thun, und hielt ſich eben, als Heinrich ankam, mit ſeiner geliebten Gräfin Mathildis in der Stadt Canoſſa auf, ohnweit Reggio, am apenniniſchen Gebürge. Es iſt dieſes das ehmalige Canuſium, und wurde damals für eine unüberwindliche Feſtung gehalten. Der Pabſt furchte ſich gleichwol noch für den Kaiſer, weil er am beſten wuſte, wie viele Feinde er, ſelbſt unter den italieniſchen Biſchöffen habe. Aber dieß wuſte Heinrich nicht ſo gut, und konnte es auch nicht nutzen, weil Eilfertigkeit das einzige Mittel ſeiner Rettung war,

um nicht die Herrſchaft von Deutſchland zu verlieh- ren. Er wandte ſich alſo an die Gräfin Mathildis, die Geliebte des alten Pabſtes, ſeine nahe Muhme, und nahm dieſe zur Mitlerin für ſich an. Dieſe Mit- lerin aber ſorgte ſchlecht für ihn, und Heinrich er- ſchien nun in jenem ſo berühmten tragiſchen Auftritte, dergleichen die Geſchichte nie wieder, zur Schande der Weltordnung, gehabt hat, und welcher in einem Schauſpiele abendtheuerlich ſeyn würde, wenn er nicht wirklich geſchehen wäre.

Der Kaiſer, der Herr der Welt, meldete ſich, (am Neujahrstage 1077) am Thore der Feſtung Ca- noſſa, ohne Wache, ohne Gefolge. Er ward hinter der zweyten Ringmauer gefangen genommen. Man riß ihm die Kleider vom Leibe. Man zog ihm einen groben härnen Kittel an, nach Art der büſſenden Sünder. Er muſte, im erſten Vorhofe, bey der äuſ- ſerſten Kälte, mit bloſſen Füſſen, ſtehen bleiben, oh- ne mit Jemanden zu ſprechen. Man ließ ihn drey Tage, vom Morgen bis Abend faſten, ohne daß er die Erlaubnis, dem Pabſte die Füſſe zu küſſen, er- halten konnte. Unterdeſſen hatte ſich dieſer mit der Gräfin Mathildis eingeſchloſſen; auf deren Fürbitte, nachdem ihr der Kaiſer zu Füſſen gefallen war, der harte Pabſt endlich erweicht wurde. Heinrich wurde nun zwar vom Banne losgeſprochen, aber muſte gleichwol verſprechen, ſeine Streitigkeiten mit den Ständen des Reichs dem Ausſpruche des gottloſen Gregors zu unterwerfen, und bis dahin ſich der Re- gierung nicht anzumaſſen. Hierauf hielt der Pabſt öffentlich Meſſe, und hierbey reinigte er ſich, durch einen entſetzlichen Eid vor dem Volke und dem Kai- ſer, von dem Verdachte, daß er nicht durch Simonie

Pabſt worden ſey, indem er die eine abgebrochne Hälfte der geweyhten Hoſtie aß. Er zog alsdenn den Kaiſer an ſeine Tafel, und freuete ſich ſeines Triumphs.

Er ſchrieb ſelbſt an die Fürſten von Deutſchland, dieſe ewige Schande von ſich, und meldete, wie er dem Kaiſer begegnet ſey, damit ſeine Abſolution deſto kräftiger wäre. Er ſchrieb ſelbſt, daß verſchiedene ſeine Behandlung für eine tyranniſche Grauſamkeit gehalten hätten. (—quaſi tyrannicae feritatis crudelitatem eſſe clamant.) Er wollte ſich alſo bey den Fürſten rechtfertigen, daß er ihrem Kaiſer, ihnen zu Gefallen, nicht etwa nur hart begegnet ſey, ſondern daß er gleichſam **tyranniſche Wuth und Grauſamkeit** an ihm auszuüben nicht ermangelt habe.

Aber dieſe ſcheusliche Begegnung entrüſtete die meiſten Perſonen in Italien. Man beſchuldigte den Kaiſer dabey der Niederträchtigkeit, ohne zu bedenken, daß ein Kaiſer gleichwohl immer ein Menſch bleibt, und daß ein Menſch, der in einer feindlichen Feſtung ganz allein iſt, und drey Tage hungern und frieren muß, und alles um ſich herum mit Feinden beſetzt ſieht, daß ein Menſch in ſolchen Umſtänden ſich alles gefallen laſſen muß. Heinrich ward von der Mathildis betrogen worden, welche ihm die zu erwartende Begegnung gewiß nicht vorhergeſagt hatte, als er ihre Vermittlung ſuchte. Und am Ende war alles doch nur eine lächerliche Ceremonie, die Heinrich ernſthaft genug rächte.

Die italieniſchen Biſchöffe, welche dem Pabſte gram waren, und beſonders die Lombardey empfand jene beleidigende Scene am übelſten. Es iſt merkwürdig, wie ſich Heinrich gegen die, welche deswegen

gegen ihn aufgebracht waren, vertheidigte, und man hat bisher in der Geſchichte nicht darauf geachtet, da dieſes doch über Heinrichs Betragen und Charakter das meiſte Licht verbreitet *). — „Man müſſe, verantwortete er ſich, ihm das nicht zurechnen, oder zur Niederträchtigkeit auslegen, wozu er ſich, aus Noth gedrungen, des gemeinen Beſtens wegen, entſchloſſen habe. Er habe weder die deutſchen Fürſten, die ihm die Krone rauben wollten, noch den Pabſt, der mit dem geiſtlichen Schwerdte ſie unterſtützte, anders beruhigen können, als wenn er vor dem beſtimmten Tage vom Banne losgeſprochen wäre. Dieß allein ſey ſein Endzweck geweſen. Nun er dieſen erlangt habe, und vom Banne frey ſey, ſey er auf einmal aus der ganzen Klemme, in der er ſich befunden, und bereit, das erlittene Unrecht auf das nachdrücklichſte zu ahnden. —„ Indeſſen konnte er doch bey verſchiednen in Italien anfänglich nicht die widrigen Geſinnungen auslöſchen, welche ſie gegen ihn, wegen des Auftritts zu Canoſſa hatten. Er aber nahm ſich vor, Italien einen andern Pabſt zu geben, indem der Pabſt ſich bemühte, Deutſchland einen andern Kaiſer zu geben.

Der Uebermuth des Pabſtes hatte ſo viel Nahrung bekommen, daß er immer heftiger auf die Abſchaffung der Prieſterehe drang. Und dieß zu einer Zeit, da er ſelbſt mit der Gräfin Mathildis in der geheimſten Vertraulichkeit lebte. Es iſt wohl wahr, er war ſchon zwey und ſechszig Jahr alt; allein er war Aufſeher der Mathildis, Mathildis aber ein Frauenzimmer, und zwar ein junges und eitles Frauenzimmer. — Sie betrachtete ihn als einen Heiligen, und

*) Lamb. Schnafnab. ad a. 1077.

und er ſchrieb in einigen Briefen an ſie, von ſeiner Liebe zu ihr.

Die Hoheit des deutſchen Reichs ſank unter ſolchen Verwirrungen. Der Herzog von Böhmen, ein Vaſall des Reichs, fiel dreymal in Meiſſen ein, und verwüſtete das Land. Der Herzog von Pohlen entzog ſich der Oberherrſchaft von Deutſchland völlig, nahm den königlichen Titel an, und ließ ſich von ſeinen Biſchöfen die Krone aufſetzen.

Aber Heinrich bekam itzt in Italien immer mehr Muth, und immer mehr Anhang. Viele Biſchöfe, und beſonders der Erzbiſchof von Ravenna, Wibert, traten auf ſeine Seite. Er kündigte die Bedingungen auf, die er dem Pabſte zugeſtanden hatte. Er wollte ihn ſelbſt mit der Gräfin Mathildis gefangen nehmen, wodurch dieſe Dame aber ſo erbittert wurde, daß ſie alle ihre Güter der römiſchen Kirche ſchenkte. Gleichwohl hinderte er den Pabſt nach Deutſchland zu gehen, wohin er eingeladen war, und drohte ihm mit einem immer mehr verſtärkten Heere in Italien.

In Deutſchland hingegen erwarteten die mißvergnügten Fürſten den Kaiſer und den Pabſt vergeblich. Der Pabſt konnte nicht kommen, weil ihn der Kaiſer eingeſchloſſen hielt, und der Kaiſer wollte nicht kommen, weil er dem Pabſte zu Leibe gehen wollte.

Die päbſtlichen Legaten in Deutſchland unterlieſſen nicht das Feuer der Zwietracht immer mehr anzuzünden. Da alſo der Reichstag zu Augsburg zu der geſetzten Zeit nicht konnte gehalten werden, indem ſich der Kaiſer entſchuldigte, daß ihn nothwendige Angelegenheiten in Italien aufhielten, ſo hielten die Fürſten, vor ſich, eine Verſammlung zu Forchheim. Hier wurde die Empörung wider den Kaiſer, bey ſeiner Abweſen-

ſen.

ſenheit, allgemein, und man that endlich, was man ſeit vielen Jahren ſchon ſo oft hatte thun wollen: man erwählte einen neuen Kaiſer. Der Herzog von Schwaben, Rudolph, der Schwager Heinrichs durch ſeine erſte Gemahlin: und deſſen eifrigſter Anhänger in dem Kriege wider die empöreriſchen Sachſen, im vorhergehenden Jahre: dieſer wurde der Nebenbuhler ſeiner Krone. Er war es vor einigen Jahren ins geheim geweſen, hatte ſich aber hierauf mit Heinrichen verſöhnt, und deſſen Freundſchaft geſucht: itzt wurde ſein Ehrgeitz von der Menge der Fürſten hingeriſſen. Gleichwol waren die Gemüther, wie bey ſolchen aufrühreriſchen Unternehmungen gewöhnlich iſt, unter ſich ſelbſt uneins, und Rudolph muſte gewiſſe Bedingungen eingehn, ehe er allgemein für das Oberhaupt von Deutſchland erkant würde. Wenige Tage nach ſeiner Wahl wurde er zu Maynz von dem daſigen Erzbiſchof Siegfried gekrönt. Allein bey nahe hätte er an eben dem Tage, da er gekrönt wurde, das Leben verlohren. Der gröſte Theil der Bürger zu Maynz war dem Kaiſer Heinrich ergeben, und ſuchte mit Rudolphs Leuten Händel, welche bald ſo heftig wurden, daß eine öffentliche Rebellion entſtand, und Rudolph, der den ſeinigen zu Hülfe kommen wollte; bald das Leben verlohren hätte. Die Kaiſerlichen flüchteten in die Martinskirche, und von da vertheidigten ſie ſich, und trieben die Rebellen endlich hinweg. Rudolph, ob gleich am folgenden Tage eine Abbitte von der Stadt wegen des vorigen Vorfalls geſchahe, traute doch der Stadt ſo wenig, daß er und der Erzbiſchof ſie eilig verlieſſen, und beyde kamen in ihrem Leben nicht wieder nach Maynz.

Noch war, mitten im Aufruhre der Großen, allenthalben heimlicher Anhang für Heinrichen, welcher nur einen gelegnen Zeitpunkt erwartete, um zu den Waffen zu greifen, und den geſtürzten Kaiſer zu rächen. Es iſt natürlich, daß bey ſo gewaltſamen Unternehmungen die Gemüther ſich trennen. Heinrich hatte beſonders in Bayern und Böhmen ſehr groſſen Anhang, und wurde von dieſer Hülfe zeitig benachrichtigt. Selbſt in Schwaben waren viele vom hohen Adel auf ſeiner Seite. Das Mitleid bey ſeinem Schickſale hatte ihn mächtiger gemacht, als es die Furcht bey ſeinem Siege an der Unſtrutt hatte thun können.

Er erfuhr zu Pavia die Wahl und Krönung ſeines Gegenkaiſers, und eilte, gleich nach dieſer erhaltenen Nachricht, aus Italien, wo er ſeinen jungen Prinzen Conrad hinterließ, um den Pabſt und die Gräfin Mathildis zu demüthigen. Er führte nun in beyden Reichen Krieg, und da er am Ende des vorigen Jahres, noch als alleiniger Kaiſer, nicht einer einzigen Parthey widerſtehen können, ſo konnte er itzt, als entſetzter Kaiſer, zugleich in Deutſchland und Italien Krieg führen. So änderte das Schickſal mit ihm: wenn es ihn an den Rand des Abgrunds gezogen hatte, ſo erhob es ihn wiederum, und ſetzte ihn auf eine Höhe des Glücks. Itzt gieng wieder eine neue beſſere Periode ſeines Lebens an. Er fochte mit Feinden, ohne unterzuliegen, und ſiegte zuletzt.

Indem er nach Deutſchland zog, vermehrte ſich ſein Heer. Er wuſte auch ſo gar ſein Unglück zu nutzen, und machte einen neuen Herzog von Schwaben, Friedrich von Stauffen, vom hohen Adel des Landes, welcher ihm gute Dienſte leiſtete, ingleichen einen neuen Herzog von Cärnthen, Luitoldus, der

ebenfalls dieſe Würde durch ſtarken Beyſtand zu verdienen ſuchte.

Heinrich gieng herzhaft auf ſeinen Gegner Rudolph loß, und traf ihn, im Auguſt dieſes Jahrs (1077) in Schwaben. Rudolph floh aus Schwaben nach Sachſen, wo er den meiſten Anhang hatte. Er belagerte Würzburg. Heinrich gieng ihm nach, und nöthigte ihn zwar die Belagerung aufzuheben, fand ſich aber doch zu ſchwach, ihn anzugreifen, weil die gröſte Macht von ganz Sachſen bey ihm war. Es fiengen ſich ſo gar Friedensunterhandlungen an, die bloß Heinrichs Klugheit eingeleitet hatte, weil er zu ſchwach war, etwas wichtiges zu unternehmen, und immer noch auf die Hülfstruppen aus Böhmen und Bayern wartete. Dieſe kamen an, und ſo gleich brach er die Unterhandlungen ab. Rudolph wagte es nun nicht, ſich mit ihm einzulaſſen, und gieng mit ſeinen Truppen nach Sachſen. Heinrich konnte in ein ihm ſo ſehr feindliches Land, beym Einbruche des Winters, nicht nachgehen, und deckte die Stadt Würzburg.

Das folgende Jahr 1078 brachte bald beyde Heere wieder einander entgegen. Inzwiſchen war der Pabſt Gregor in keiner geringen Verlegenheit. Heinrichs Armee drengte ihn in Italien, eine andre bekriegte ſeine Parthey in Deutſchland. Er mußte befürchten, daß Heinrich die Oberhand behielte, und dann ſah es für ihn, in Abſicht des päbſtlichen Stuhls, übel aus. Er bediente ſich alſo gegen den, welchen er zu Canoſſa als einen armen Sünder behandelt hatte, itzt des furchtſamſten Rückhalts. Er ſchrieb an die Fürſten von Deutſchland, daß er durch ſeine Legaten wolle unterſuchen laſſen, welcher von den beyden Gegenkaiſern, Rudolph, oder Heinreich, der rechtmäßige ſey. Dieß hieß

den Ton ſehr ändern, und alle Fürſten beleidigen. Sie machten dem Pabſte darüber Vorwürfe, und ſchrieben an ihn in der Schreibart der gedruckten, furchtſamen, die Hülfe ſuchen. Ihre Ausdrücke dabey waren empfindlich. Sie achteten nicht auf die Abſolution vom Banne, welche der Pabſt Heinrichen zu Canoſſa ertheilt hatte, und erklärte ſich deſto weniger für einen von den beyden Gegenkaiſern: er nannte vielmehr die Fürſten Kinder des Teufels, und ſchickte ihnen ſcharfe Bullen zu. So ſehr war itzt alles in Verwirrung. Das Jahrhundert arbeitete an der Revolution, die in Abſicht der Macht der Päbſte, und der Einſchränkung der Kaiſer erfolgen ſollte. Wenn groſſe Veränderungen erfolgen ſollen, ſo muß vorher alles verwirrt werden.

Heinrich und Rudolph waren diejenigen, auf die vorerſt alles ankam. Sie ſuchten und fanden einander bey Nellerſtadt, am Fluſſe Strova, wo es zu einem ſehr hitzigen Treffen kam. (am 12 Auguſt 1078) Es iſt ſchwer zu beſtimmen, welche Armee eigentlich das Schlachtfeld behauptet, und den Sieg davon getragen habe. Es iſt wahr, die gleichzeitigen Schriftſteller erzählen gröſtentheils, daß Rudolph geſiegt, nachdem er vorher ſchon geſchlagen geweſen; aber eben dieſe Schriftſteller ſind partheyiſch, und ganz wider Heinrichen eingenommen. Sie geſtehen dennoch die groſſe Einbuſſe, welche die Sachſen erlitten, und das Herzog Otto dem Feinde den Sieg, den er ſchon gehabt, wieder entriſſen hätte, daß auch Heinrich bald nach der Schlacht ſich als Sieger gezeigt, und behauptet, die Macht der Sachſen ſey in der Schlacht ganz hingerichtet. Einige ſpätere Schriftſteller machen der Parthey Rudolphs

den

den Sieg ſtreitig, und ſie verdienen eben deswegen, weil ſie ſpäter ſchrieben, und keine Partheylichkeit haben deſto mehr Aufmerkſamkeit. Die wahre Beſchaffenheit der Schlacht ſcheint dieſe geweſen zu ſeyn. Heinrich ſiegte; es blieben eine Menge von Sachſen: Rudolph floh davon. Herzog Otto aber ſammelte einen Theil der Flüchtigen, und brach von neuen in einen Theil der Feinde. Hier war er glücklich, und trieb die Feinde vom Schlachtfelde. Ueberhaupt entſchied die Schlacht nichts, ob ſie gleich die ſächſiſche Parthey ſehr ſchwächte. Heinrich zog nach Schwaben, und verwüſtete dieſes Land: und Rudolph blieb in Sachſen.

Das ganze folgende Jahr (1079) verlief unter Verhandlungen, von beyden Seiten. Jeder ſcheute ſich den andern offenbar anzugreiffen: jeder wollte das äuſſerſte nicht wagen, und gleichwohl wollte keiner dem andern nachgeben. Heinrich ſuchte ſich zu verſtärken: Rudolph that ein gleiches; doch hielt er ſich meiſtentheils in Sachſen auf. Heinrich brauchte zwey Heere, in Deutſchland und in Italien, und ſein Anhang vermehrte ſich merklich. Gregor der Pabſt, ſchickte ein Schreiben über das andere nach Deutſchland, und wuſte ſelbſt nicht, was er wollte. Er verband ſich indeſſen mit den normänniſchen Fürſten in Italien: er machte ſeine Freundſchaft mit der Gräfinn Mathildis immer enger: aber dieſer doppelte Schuz konnte den liſtigen furchtſamen doch nicht bewegen, ſo eilfertig mit einer Entſcheidung wegen der Kaiſerwahl in Deuſchland zu ſeyn. Er ſchickte vielmehr an Heinrichen und Rudolphen öfters Geſandten, und verſprach, nach dem Ausdrucke eines gleichzeitigen Schriftſtellers, bald dieſem, bald jenem ſeine Gunſt, und ließ ſich dafür

Geld geben. Allein der unverzagte und tapfere Heinrich ward der unnützen Unterhandlungen am erſten müde.

Er brach, ſchon im Jenner des Jahrs 1080 mit einem ſtarken Heere in Sachſen ein. Die Feinde zogen ihre Truppen zuſammen, aber zu ihrer gröſten Verwunderung waren ſelbſt verſchiedene ſächſiſche Groſſen auf Heinrichs Seite getretten, und viele ergriffen die Neutralität. Rudolph ſtellte ſich mit ſeiner Armee vortheilhaft bey Fladenheim an der Elſter. Dieſe Stellung hielt aber den Muth Heinrichs nicht ab. Er grif den Feind an, (im Februar 1080) und ſo geſchickt, daß die Feinde alle ihre kluge Anſtalten vereitelt, und ſich von der Seite und vom Rücken her umringt ſahen. Rudolph war wieder verlohren, wenn ihn nicht Herzog Otto errettet hätte. Dieſer brachte durch ſeine Tapfeckeit alles in Verwirrung. Die letzten wurden die erſten, und die erſten die letzten. In dieſem blutigen Gemiſche kamen Heinrichs Truppen in Unordnung, welche ſich ohnſtreitig zu unvorſichtig in die Mitte der Feinde gewagt hatten. Sie nahmen die Flucht, und der Sieg fiel den Sachſen zu, welche im Verfolgen groſſe Beute machten, und Heinrichs Heere einen empfindlichen Verluſt zufügten. Heinrich hatte alle Stärke ſeines Geiſtes, und allen ſeinen Muth nöthig, um, nach dieſem Verluſte, wiederum dem Feinde die Spitze bieten zu können.

Man kannte dieſen Muth Heinrichs noch nicht, und glaubte durch dieſen Sieg alles gewonnen zu haben. Beſonders dachte Pabſt Gregor nunmehro ſeinen Feind ſo geſchwächt zu ſehen, daß keine Furcht weiter für ihn nöthig ſey. Er hielt eine Kirchenverſammlung

zu

zu Rom. Er erklärte ſich öffentlich für Rudolphen, und that Heinrichen von neuen in den Bann, und ſprach das ganze deutſche Reich von der geleiſteten Eidpflicht los: eine Verwegenheit, die Heinrich nachdrücklicher rächte, als es Gregor vermuthet hatte.

Der Bann that eine unerwartete Wirkung, wie es oft mit den äuſſerſten Mitteln zu geſchehen pflegt. Sehr viele Fürſten und Stände des Reichs verabſcheuten die Frechheit des Pabſts, die gewiſſer maaſſen ſelbſt ihren Rechten nachtheilig war, und verſtärkten die Parthey des Kaiſers Heinrich anſehnlich. Er ſelbſt bekam dadurch eben ſo viel Muth, als durch die päbſtliche Abſetzung Reizung zum Zorne. Er ſtellte alſo, noch ehe er gegen Rudolphen aufs neue ins Feld rückte, eine Kirchenverſammlung zu Brixen, in dem heutigen Tyrol, an, um den Pabſt abzuſetzen. Das geſchah auch. Simonie, Einführung des Cölibats, und Königsmord waren die Urſachen. Die Biſchöffe, deren Anzahl neun und vierzig ſtark war, beſchloſſen, „ daß der höchſtunverſchämte Hildebrand canoniſch abgeſetzt, und vertrieben werden, und wenn er auf geſchehne Ankündigung dieſes Urtheils nicht von ſeinem Stuhle herunter ſtiege, immer und ewig verdammt ſeyn ſollte.„ An die Stelle Gregors wurde Wibert, Erzbiſchof von Ravenna, unter den Namen, **Clemens der Dritte**, zum Pabſte erwählt. Wibert war vom Gregor ſchon vor drey Jahren in den Bann gethan, und ergrif daher die Gelegenheit, gleiches mit gleichem zu vergelten, ſehr freudig.

Heinrich ertheilte Wiberten den päbſtlichen Stuhl. Gregor ertheilte Rudolphen die kaiſerliche Krone. Zum Unglück ſchenkte jeder von den beyden

etwas weg, worüber er noch keine Gewalt hatte. Heinrich verſchafte ſich die Gewalt in der Folge über den päbſtlichen Stuhl; und machte ſich dadurch furchtbar. Gregor konnte in Abſicht der kaiſerlichen Krone nicht daſſelbige thun, und machte ſich dadurch lächerlich. Die Aufſchrift, mit welcher er Rudolphen die kaiſerliche Krone ſchenkte, iſt eben ſo bekannt, als abgeſchmackt.

Petra dedit Petro, Petrus diadema Rudolpho.

d. i. Der Fels hat dem h. Petrus die Krone gegeben, und Petrus giebt ſie Rudolphen. Die Hitze des Stolzes und des Zorns verführte Gregorn zu mehrern Ungereimtheiten. Er wollte in Perſon gegen Heinrichen zu Felde gehen: er fieng an zu prophezeyen *), und verſicherte, daß Heinrich zwiſchen Oſtern und Petri Reich und Leben verliehren ſollte. Petri war lange vorbey, und der Kaiſer lebte, und man lachte über den Pabſt.

Gregor ſoll, nach einem damals gewöhnlichen Vorurtheile der Sterndeuterey ergeben geweſen ſeyn, und daher ſoll ſeine Weiſſagung gefloſſen ſeyn. Wenigſtens wird er in der über ſeine Abſetzung zu Brixen verfertigten Urkunde der Zauberey beſchuldigt, und der Traumdeuterey. Etwas fanatiſches bemerkt man in ſeinen Charakter ſehr leicht, und der Fanatiſmus iſt zum Aberglauben geneigt.

So bald der neue Pabſt Clemens der Dritte, der Biſchof von Ravenna erwählt war, gieng er nach Italien, lief in der Lombardey herum, und hetzte das Volk wider den Gregor auf. Inzwiſchen verſtärkte

*) Sigebert, Gemblacenſ. ad a. 1080. et alii.

ſtärkte der Kaiſer Heinrich ſeine Armee, um Rudolphen anzugreifen, welcher in Sachſen herumzog. Heinrich brach aus Thüringen im Monate Oktober in Sachſen ein, eroberte und plünderte Erfurt, indem er die Feinde durch einen ſehr geſchickten Marſch hintergangen hatte, und trieb ſie vor ſich. Beyde Heere kamen in der Gegend von Merſeburg, an der Elſter, zuſammen, und obgleich Heinrich keine vortheilhafte Stellung hatte, ſo beſchloß er doch die Feinde unverzüglich anzugreifen, welche ſich, auf ihrer Seite ebenfalls dazu bereit fanden. (Am 15 Oktober 1080)

Die Schlacht, wurde ſehr hitzig, und nach der Beſchreibung der gleichzeitigen Schriftſteller, ſehr verwirrt. Ein Theil von Heinrichs Armee floh. Herzog Otto, der tapfre Feldherr, glaubte ſchon den Sieg in den Händen zu haben, als ein neuer Trupp Feinde von der Seite ihn anfiel, welcher die, ihm entgegen geſtellten Sachſen in die Flucht geſchlagen hatte. Otto brachte auch endlich dieſe zum weichen, und fiel in ihre Bagage ein, welche geplündert wurde. Inzwiſchen verlohr die ſächſiſche Parthey alles, indem ſie ihr Haupt, den Gegenkaiſer Rudolph verlohr. Dieſer wurde von dem Herzoge Gottfried von Niederlothringen, oder Bouillon tödtlich verwundet. Der Herzog hieb ihm die rechte Hand ab, und ſtieß ihm, in der Verbitterung den Schaft der deutſchen Reichsfahne in den Unterlieb. Es iſt eben dieſer Gottfried von Bouillon, der hernach die Türken im gelobten Lande ſchlug, und Jeruſalem eroberte.

Rudolph ließ ſich nach Merſeburg bringen, wo er an den empfangenen Wunden ſtarb. Er bereute noch vor ſeinem Tode ſeine Empörung gegen den Kai-

ſer Heinrich, und ließ ihn um Vergebung bitten. Man errichtete ihm ein Denkmal zu Merſeburg, welches noch itzt zu ſehen iſt, und man zeigt auch noch daſelbſt ſeine abgehauene Hand.

Heinrich hingegen ſuchte von dieſer Glücksänderung Vortheil zu ziehen; nichts ſtand ihm mehr entgegen. Er ließ den Sachſen Friede anbieten, und es kamen von beyden Theilen Biſchöfe zuſammen. Der Kaiſer mäßigte ſich ſo ſehr, daß er, um die Ruhe allgemein herzuſtellen, den Sachſen antragen ließ, wenn ſie ihn durchaus nicht zu ihrem Herrn haben wollten, ſo ſollten ſie ſeinen Sohn dazu erwählen, und er verſpräche, niemals in ſeinem Leben nach Sachſen zu kommen. Konnte etwas nachgebender ſeyn? Dennoch kam nichts zu Stande. Die verſammelten Biſchöfe von beyden Theilen waren zu ſehr auf einander erbittert. Und der Erzbiſchof von Salzburg, welcher vom Heinrich abgeſetzt worden war, und bey den Sachſen in Exile lebte, verdarb durch eine ungeſchickte weitläuftige Rede vollends alles. Man errichtete nicht einmal einen Waffenſtillſtand, auf ſechs Monate, wie man anfänglich angetragen hatte.

Obgleich Heinrich die Sachſen alſo noch immer in den Waffen wider ſich ſahe, ſo hatte er ſie doch ſo gedemüthiget, daß er nicht ſo bald etwas groſſes gefährliches von ihnen vermuthete. Ihr Kaiſer war todt: der Muth vielen gefallen: ihre Entſchlieſſungen unordentlich. — Allein in Italien drohte dem Kaiſer gröſſere Gefahr. Gregor wüthete fort, und grif alle weltliche Gewalt auf das ſchimpflichſte an. Mathildis ſtand ihm bey. Der Gegenpabſt Wibert konnte, ohne Heinrichen, nichts ausrichten, und dieſen muſte Heinrich erhalten, und beſtätigen, oder alles verlieren.

Er machte ſich alſo mit einem Heere auf den Weg nach Italien im Anfange des Jahrs 1081, und zog gegen Gregorn zu Felde.

Es iſt wunderbar, beym erſten Anblicke der Umſtände, daß keine auswärtigen Mächte ſich mit dem Kaiſer gegen den Pabſt verbanden, welcher doch zu gleicher Zeit alle Fürſten angrif. Er ſagte in einem Schreiben an den Biſchof von Metz; „ein ſchlechter „Menſch, ein Exorciſt allein hat mehr Gewalt, „als alle weltliche Regenten zuſammen, denn die Für„ſten, wenn ſie nicht als gute Chriſten leben, ſind „Sclaven der Teufel, und denen hat der Exorciſt „zu befehlen; hat er aber den Herren zu befehlen, „ſo hat er auch über ihre Sclaven zu befehlen.„

An die franzöſiſchen Biſchöffe ließ er ein Circularſchreiben ergehen, worinnen die Worte ſtunden: „Euer König iſt mehr ein Tyrann als ein König; er „führt ein ſtrafbares und ſchändliches Leben,„ und nach dieſen unbeſonnenen Ausdrücken ward, wie gewöhnlich, mit dem Banne gedroht.

An den König von Ungarn, Salomo, deſſen Land kaum für eine chriſtliche Provinz zu rechnen war, ſchrieb er: „Du kannſt den Fürſten deines Landes nur „ſagen: daß das Königreich Ungarn der römiſchen „Kirche gehöre.„

Die Einführung der päbſtlichen Verleihung aller geiſtlichen Würden muſte alle Fürſten und Könige wider ihn aufbringen. Warum thaten ſie nichts, und lieſſen den guten Heinrich allein fechten? — Weil er Kaiſer war, und jeder fürchtete, er möchte durch fremde Hülfe nur gar zu mächtig werden. Dieſe verfehlende Politik, dergleichen es immer, und an den meiſten Höfen Europens gegeben hat, brachte am

Ende allen Fürſten einen unerſetzlichen Schaden, der durch alle folgende Jahrhunderte gedauert hat, und noch itzo nicht gänzlich getilgt iſt.

Heinrich rückte mit einem muthigen und zahlreichen Heere in Italien ein, vereinigte ſich mit ſeinem Pabſte Clemens, zog durch die Länder ſeiner Feindin der Mathildis, ohne ſich aufzuhalten, und belagerte Rom. Er konnte es nicht erobern. Obgleich dreyzehn Cardinäle von der Parthey Gregors abgefallen waren, und ob gleich eine andre groſſe Menge der Geiſtlichkeit in Italien auf ſeine Seite traten, ſo hatte er doch nicht das Glück, ſo gleich Sieger zu werden. Die normänniſchen Fürſten, beſonders Robert Guiscard, hatten ſich mit Gregorn vereinigt. Wenn beyde Partheyen gleichen Muth gehabt hätten, ſo würde eine entſcheidende Schlacht erfolgt, und dadurch die Ruhe hergeſtellt worden ſeyn. Allein Heinrichs Schickſal wollte es ſo, daß er niemals ganz ſinken, und niemals ganz Sieger ſeyn ſollte.

Die Hitze nöthigte ihn, die Belagerung von Rom aufzuheben. Indeſſen hatte die Geiſtlichkeit zu Lucca die Bürger wider die Mathildis eingenommen, und die ganze Stadt erklärte ſich für Heinrichen. Er beſtürmte, auf dem Wege nach Lucca, die Stadt Florenz, aber vergeblich. In Lucca öfnete man ihm die Thore mit Freuden, und er machte dieſe Stadt zu ſeinem Waffenplatze in Italien.

Die Wichtigkeit der italieniſchen Angelegenheiten lieſſen ihn nur flüchtige Blicke nach Deutſchland thun. Hier war, während ſeiner Abweſenheit, im Auguſt dieſes Jahrs 1081 alles in neue Verwirrung gekommen. Die Sachſen hatten einen Grafen Hermann von Luxemburg zu ihrem Kaiſer erwählt, einen Mann

von

von beſcheidnem, aber nicht groſſem Geiſte, deſſen ſanftes Betragen gefiel. Er hatte bisher den Sachſen wider Heinrichen beygeſtanden, und erhielt dafür die gefährliche Ehre der Kaiſerkrone. Man hatte einen Charakter, wie er war, mit Fleiß, erwählt. Der Erzbiſchof von Magdeburg, der Biſchof von Halberſtadt, der Herzog Otto, und der Markgraf Ecbert von Thüringen; dieſe zuſammen waren eigentlich Kaiſer, indeß Graf Hermann den Namen dazu hergab. Es ermangelte nicht ein päbſtlicher Legate, von Gregors Seite, welcher das Schauſpiel des neuen Gegenkaiſers wichtiger zu machen ſuchte.

Aber Heinrich, den vielleicht Gregor durch dieſes Schauſpiel hatte nach Deutſchland ziehen wollen, wich nicht aus Italien, wo er ſeinen Pabſt Clemens einzuſetzen ſich feſt entſchloſſen hatte. Dieß muſte auch geſchehen, wenn er nicht, ohne Folgen, in Deutſchland kämpfen wollte. Er unternahm die Belagerung von Rom im folgenden Jahre 1082, von neuem, überließ ſie aber bald ſeinem Pabſte Clemens, und zog nach der Lombardie, um die Gräfin Mathildis anzugreifen; konnte aber nicht viel gegen ihre Feſtungen ausrichten. Die Belagerung von Rom wurde auch wieder aufgehoben. Es fehlte am Gelde. Zum Glücke kam nun durch die geſchäftige Munterkeit des Kaiſers ein Bündniß zwiſchen ihm, und dem orientaliſchen Kaiſer, Alexius Commenus zu Stande, welches eigentlich wider den normänniſchen Fürſten Robert in Neapel errichtet wurde. Aber es half doch dem Kaiſer zu neuem Muthe, Anhange und Gelde. Er wendete dieſes alles zur Vorbereitung auf ſeinen groſſen Endzweck, Rom zu erobern, an.

Im folgenden Jahr 1083 unternahm er nun die Belagerung von Rom zum dritten mahle. Er eroberte endlich den jenſeits der Tiber gelegnen Theil der Stadt. Obgleich itzt ſeine Waffen überall ſiegten, auch in Apulien, Calabrien, und der Lombardey, ſo mäßigte er ſich doch, und verſprach ſich mit Gregorn zu vergleichen. Die Römer übernahmen die Vermittlung, und man machte einen Waffenſtillſtand. Der römiſche Adel, den die Gelindigkeit des Kaiſers rührte, verpflichtete ſich eidlich, daß er Gregorn nöthigen wollte, entweder Heinrichen die Kaiſerkrone zu geben, wie man damals ſprach, das hieß, die Ceremonie der Krönung zu verrichten, oder den päbſtlichen Stuhl zu verlaſſen. Itzt ſchien Heinrich am Ende ſeiner traurigen Laufbahn zu ſeyn. Er würde es geweſen ſeyn, wenn Gregor nicht ein hartnäckiger Alter geweſen wäre. Dieſer unbiegſame Mann wollte von keinem Vorſchlage hören, er that vielmehr in dem einen Theile der Stadt den Kaiſer Heinrich, der in dem andern war, aufs neue in den Bann, und bezeigte ſich deſto härter, je unglücklicher er war. Heinrich ſetzte alſo die Belagerung mit Standhaftigkeit und Macht fort, und wurde endlich (im Jahre 1084) Meiſter von der ganzen Stadt. Gregor entfloh auf die Engelsburg; und trotzte immer noch dem Kaiſer, und that ihn immer noch in den Bann.

Der Einzug Heinrichs in die Stadt Rom war der ſchönſte Triumph in ſeinem ganzen Leben. Er ſetzte ſeinen Pabſt Clemens nun vollkommen in ſeine Würde ein, und ließ ihn durch die Biſchöffe weyhen. Der neue Pabſt krönte am Oſtertage Heinrichen zum Kaiſer, und beyde, der Pabſt, und der Kaiſer, hatten

ten nun den Hauptzweck ihrer Wünſche erreicht. Die Häuſer der Feinde des Kaiſers wurden niedergeriſſen, und die Schuldigen beſtraft. Alles beugte die Knie vor Heinrichen; alles war ihm ergeben; nur das Glück nicht.

Robert, der normanniſche Fürſt, welcher befürchten muſte, daß bey fernern Eroberungen Heinrichs auch die Reihe an ihn kommen könnte, eilte nach Rom zu, mit einem Heere von ſechs und dreyßig tauſend Mann. Heinrich war eben im Begriffe nach Deutſchland zu gehen, und überließ ſeinem Pabſte Clemens, mit ſeiner Parthey ſich zu vertheidigen. Er muſte nach Deutſchland gehen, wenn er nicht bey ſeiner Ehre in Italien alle Ehre in Deutſchland verliehren wollte, wo der Gegenkaiſer Hermann anfieng Aufſehn zu machen.

Indem er nach Deutſchland zog, befreyte Robert den alten Pabſt in der Engelsburg, und ſöhnte die Römer mit ihm aus. Dennoch traute er den Römern nicht, und, nachdem Gregor auf einem Concilio im Lateran den Kaiſer Heinrich und ſeinen Pabſt, mit allen ſeinen Anhängern nochmals verdammt hatte, ſo zogen Robert und Gregor aus Rom davon, und Gregor kam nie wieder dahin. Er gieng nach Montecaſſino, und von da nach Salerno.

Heinrich kam zu einer gelegenen Zeit (1084) in Deutſchland an. Sein Hauptfeind unter den Fürſten der Herzog Otto, gegen deſſen Tapferkeit er im Felde nie glücklich geweſen war, hatte durch ſeinen Tod ihm den Sieg erleichtert. Hermann von Luxenburg ſpielte die Rolle nur nach der Vorſchrift derjenigen, die ihn auf den Schauplatz geführt hatten. Dieſe waren oft ſelbſt uneins, nachdem Otto geſtorben war. Es ſchien

alſo

alſo, zumal bey dem Glücke der kaiſerlichen Waffen in Italien, ein Vergleich wahrſcheinlich. Aber das Wahrſcheinliche geſchieht in der Welt nicht oft, und bey Heinrich erfolgte es niemals.

Seine Erſcheinung und ſeine lebhafte Geſchäftigkeit unterhandelte, und ſchlug zugleich. Er befreyte Augsburg von Feinden, und ſtellte an den Grenzen von Franken und Thüringen einen Friedenscongreß an. Dieſer lief fruchtlos ab, ſo wie alle bisherigen.

Die Sachſen mit ihrer Parthey hielten einen Synodus zu Quedlinburg. Hier wurde das Bündnis wider Heinrichen beſtärkt, und alles genehm gehalten, was der alte Gregor in Italien gegen den Kaiſer ausgeſprochen, geurtheilt, und verdammt hatte. Man gieng ſo weit, daß man aus Unbeſonnenheit die Sätze Gregors von der Unfehlbarkeit des Pabſtes, von dem Verbote der Prieſterehe, von der päbſtlichen Verleihung der geiſtlichen Güter, und den Satz, daß auch eine ungerechte Verdammung, wenn ſie der Pabſt ausſpreche, mit blinden Gehorſam angenommen werden müſſe; daß man ſolche unerhörte verwegene Sätze annahm, und beſtätigte. So weit konnte die Rachſucht eine Nation verblenden, die auf nichts ſo ſehr als Freyheit eiferſüchtig war. Und dieſe Sclavengeſetze nahmen die Sachſen zu eben der Zeit an, da ſie zur Vertheidigung der Freyheit die Waffen führten.

Ihre Unbeſonnenheit wurde von dem Schickſale beſtraft. Denn in eben dieſen Jahre, (1085) in dem ſie ſo ungeheure Verwegenheiten des Pabſtes unterſtützten, änderte ſich die ganze Geſtalt der Sachen.

Heinrich gieng nach Maynz, und hielt ein Concilium, mit vielen Biſchöfen, und den Legaten ſeines Pabſtes Clemens. Der Erzbiſchof von Maynz Sieg-

fried

fried war geſtorben, und Heinrich beſetzte die Stelle mit einem Getreuen von ſich. Die Wahl des Pabſtes Clemens wurde beſtätigt, ſo wie Gregors Abſetzung und Bann, die Sätze Gregors verworfen, die Geiſtlichen, welche ihnen beypflichteten, ihrer Aemter entſetzt, und neue an deren Stelle eingeſetzt. Darüber bekamen faſt alle deutſche Stifter zwey Biſchöffe, und der Verwirrung war kein Ende. Heinrichs Parthey wurde jedoch bald die ſtärkſte. Die neuen Erzbiſchöffe von Maynz und Trier wurden ſehr gute Stützen.

Die Sachſen ſahen ihren rechtmäßigen Kaiſer unter lauter begünſtigten Umſtänden auf ſie zukommen. Sie lieſſen durch den Biſchof Udo von Hildesheim mit ihm unterhandeln. Die Gelindigkeit des Monarchen, und ſeine Bereitwilligkeit zur völligen Amneſtie erwarben ihm Beyfall. Viele von den Vornehmſten in Sachſen unterwarfen ſich ihm. Seine Hauptfeinde waren verlaſſen. Hermann entfloh mit den beyden Biſchöfen von Magdeburg und Halberſtadt nach Dännemark. Heinrich war Herr.

Sein Glück wurde durch den Tod des alten Gregors, der zu Salerno ſtarb, vermehrt. Sigebert von Gemblaurs erzählt, daß dieſer hartnäckige Greis auf ſeinem Todbette noch die Strenge und Ungerechtigkeit, die er gegen Heinrichen bewieſen, bereut, und daß er den Bann aufgehoben, und befohlen habe, davon dem Kaiſer Heinrich und der ganzen chriſtlichen Kirchen Nachricht zu geben. Er geſtand ſogar, daß er in der Seelſorge, und ſeinem Hirtenamte ſehr geſündiget habe.,, Das half aber dem guten Heinrich itzo nichts: und die Freunde Gregors hüteten ſich wohl, ſein Bekenntnis bekannt zu machen. Vielmehr

betrachteten ſie den geſtorbnen Gregor als einen Martyrer, und die Gräfin Mathildis ſorgte geſchwind für einen neuen Pabſt, welcher den geſtorbenen mit allen ſeinen Eigenſchaften wieder herſtellen möchte. Sie fand Mittel, denn die findet ein jeder, der Geld genug hat, einen Clienten von ſich wiederum zum Pabſte erwählen zu laſſen, den Abt von Monte Caßino, Deſiderius, welcher den Namen Victor, III. bekam, aber eine ſchlechte Rolle ſpielte, und im fünften Monate ſchon ſtarb. Er hatte ſich zu Rom nicht erhalten können; er lief nach Capua, und hielt da ein Concilium. Die unternehmende Mathildis führte ihn nach Rom zurück, verjagte den kaiſerlichen Pabſt Clemens aus der Peterskirche, ſtellte ihren Victor dem Volke vor, und brachte es durch ihr Geld dahin, daß dieſer ihr Pabſt zu Rom bleiben konnte, und die Engelsburg in Beſitz nahm, da indeſſen der alte Pabſt zu Maria della Rotonda ſaß. Nach Victors Tode ruhte Mathildis nicht eher, bis ſie wieder einen eignen Pabſt hatte. Das wurde der Biſchof Otto von Oſtia, der bisher päbſtlicher Geſandte des Gregors in Deutſchland geweſen, und in der gregorianiſchen Schule erzogen war. Er konnte ſich gleichwohl, auch bey aller Unterſtützung ſeiner Gönnerin nicht gegen Clemens den Dritten erhalten. Er nahm den Namen Urban der Zweyte an, und half ſich mit Allmoſen, Kircheneinweihungen, und Conſecrirungen kümmerlich durch. So gut ſtand itzt alles für Heinrichen in Italien.

Die wunderbare Ebbe und Fluth in dem Schickſale ſeines Lebens aber veränderte bald die Umſtände mit ihm. Der Markgraf Ecbert von Thüringen, ein unruhiger, kriegriſcher, Kopf, und voller Ehr-

geitz

geitz und Ränke, wurde durch einen förmlichen Rechtsſpruch der Fürſten in die Reichsacht erklärt. Dieſer machte Sachſen von neuen empöreriſch. Er beſaß viele Güter in dieſem Lande, welche einen Theil der itzigen braunſchweigiſchen Länder ausmachten. Er fand bey ſeinen Nachbarn Anhang. Hermann kam mit denen, die mit ihm nach Dännemark geflohen waren, wieder zurück. Zu gleicher Zeit bekam Heinrich einen neuen Feind an dem Herzog in Bayern Welph, eben denjenigen, dem er, nach Ottos Abſetzung das Herzogthum Bayern ertheilt hatte. Aber Welph hatte nun einmal von Kaiſer das Herzogthum, und von deſſen Gegenparthey konnte er itzt neue Vortheile bekommen. Es wurde eine Vermählung zwiſchen ſeinem Prinzen Welph dem Fünften, und der Gräfin Mathildis verabredet, und dieß war ſchon Urſache genug, den Kaiſer feindlich anzugreifen.

Die Unruhen, welche Welph erregte, nöthigten Heinrichen, aus Sachſen zu gehen. Die Parthey des Gegenkaiſers Hermann verſtärkte ſich indeſſen deſto mehr, und Welph und Hermann vereinigten endlich gar ihre Heere mit einander.

Der getreueſte Freund des Kaiſers, und der beſtändigſte war der Herzog von Böhmen Bratislaus, geweſen. Heinrich belohnte ihn kaiſerlich. Er erklärte ihn zum Könige, und ließ ihm, nebſt ſeiner Gemahlin, Zuatava, zu Prag, durch den Erzbiſchof von Trier feyerlichſt die königliche Krone aufſetzen. (im Jahre 1086.)

Die ſchnelle Menge ſeiner Feinde verurſachte ſchnelle Auftritte. Er gieng ihnen entgegen, als ſie Würzburg belagerten. Aber die gröſſere Macht die Welph, und Hermann, hatten, ſiegte über ihn bey

Bleichfeld, und eroberte hierauf Würzburg. Er erhohlte ſich mit bewundernswürdigem Muthe wieder, und nahm Würzburg wieder ein, und ſetzte einen neuen Biſchof zum Wächter in der Stadt.

Es wurden hierauf, wie gewöhnlich, neue Friedensunterhandlungen gepflogen, und wie gewöhnlich, waren ſie wieder fruchtlos. Heinrich wollte (im Jahre 1087) von neuen in Sachſen einbrechen, zog ſich aber, wegen der Menge der Feinde wieder zurück. Man warb itzt allenthalben gegen ihn Soldaten. Der Adel, welcher gegen ihn fochte, nannte ſich **Ritter des heiligen Peters**, und die gemeinen, **die Getreuen des heiligen Peters**. Die mathildiniſchen Päbſte fuhren immer mit ihrem Banne fort, und die Stände des Reichs brauchten dieſes zum Vorwande. Bey vielen wirkte auch der Aberglaube und das Vorurtheil. Sie wollten dem Kaiſer nicht eher helfen, bis er aus dem Banne wäre. Heinrich ſagte nichts weiter drauf, als daß er an der Spitze ſeiner Heere ſie überzeugen wollte, daß er nicht im Banne ſey. Es gehörte unglaubliche Standhaftigkeit dazu, ſich ſo gegen die Menge von Feinden, und ſo unaufhörlich zu wehren, wie Heinrich that.

Mitten unter dieſen trüben Ausſichten trat wieder das Glück auf ſeine Seite, welches mit ihm zu ſpielen ſchien. Der ärgſte Urheber aller Unruhen ſeit zwölf Jahren her, der Biſchof von Halberſtadt, Buco, ſtarb (1087) ſo, wie es ſein Leben verdient hatte: er wurde in einem Aufruhre zu Goslar, tödtlich verwundet. Der unruhige Ecbert demüthigte ſich vor ihm, ſchwur ihm von neuen den Gehorſam, und wurde aus ſeinem gefährlichſten Gegner, ſein eifriger Anhänger. Die Sachſen wurden dadurch bewogen,

endlich auch zu ihrem Gehorſam zurückzukehren. Sie unterwarfen ſich ihrem Herrn, den ſie auf ſechszehn Jahr bekriegt hatten, und erhielten, eine vollkommne Vergebung. Selbſt der Gegenkaiſer Hermann legte den angenommenen Kaiſertitel ab, und gieng ruhig in ſeine Erbländer, wo er bald hernach von einem Weibe getödtet wurde.

Izt, (im Jahre 1088) war Heinrich wieder Sieger, und Herr, aber in eben dieſem Jahre noch gieng der Krieg von neuen an. Der Urheber war der unruhige Markgraf Ecbert, welcher, an ſtatt durch das Beyſpiel des Rudolphs, und Hermanns abgeſchreckt zu werden, vielmehr durch den Tod des leztern ſich verleiten ließ, Anſprüche auf die Krone Deutſchlands zu machen und ſeinen Ehrgeiz zu befriedigen.

Niemals iſt ein Fürſt, bey ſo vieler Tapferkeit, und ſo muthiger Standhaftigkeit ſo unglücklich geweſen, als Heinrich: denn auf einmal geſtürzt zu werden, iſt geringer Unglück, als aus lauter beſiegten Unfällen immer in neue, unaufhörlich zu gerathen.

Ecbert ſammelte ein Heer, und gieng auf die kaiſerlichen Truppen los, welche in ſeinen thüringiſchen Ländern ſtanden, indem er nun auf einmal verlangte, daß ſeine Güter von allen kaiſerlichen Soldaten frey ſeyn ſollten. Der Kaiſer war von der Abſicht Ecberts auf den Thron, und daß er ſich izt die Gelegenheit dazu bahnen wollte, unterrichtet. Er belagerte daher das Schloß des Markgrafen, Gleichen, in Thüringen. Ecbert drang mit einem ſtarken Heere auf ihn zu. Heinrich war unglücklich, und wurde geſchlagen. Er war in der Weihnachtsnacht (1089) überfallen worden. Die Schlacht dauerte bis in die tiefe Nacht,

und richtete dadurch im kaiſerlichen Heere nur deſto mehr Schaden an. Der Sieg machte den Markgrafen muthiger; allein einen ſtarken Anhang konnte er doch ſo gleich nicht erhalten.

Der Kaiſer furchte ſich auch für ihn ſo wenig, daß er im folgenden Jahre (1090) nach Italien gieng, nachdem er vorher einen Reichstag zu Speyer gehalten, und gewiſſer maſſen dadurch ſein Anſehn beſtärkt hatte. Seine Gegenwart war in Italien ſehr nöthig geworden. Mathildis und ihre Freunde hatten alles in Verwirrung gebracht.

Die Heyrath der Gräfin Mathildis mit dem Prinzen des Herzogs von Bayern, Welph den Fünften, veränderte in Italien die Sachen. Man hatte die Neigung der Gräfin bey dieſer Vermählung nicht zu Rathe gezogen. Obgleich Welph ein junger Prinz, und die Gräfin eine Dame von drey und vierzig Jahren war, ſo ſchien ſie doch an dem gebundnen Leben der Ehe überhaupt, ſo wenig als an ihrem Bräutizamme Geſchmack zu haben. Sie verheyrathete ſich blos den Cardinälen zu Gefallen, und dem Kaiſer zum Trotze, welcher als ein naher Anverwandte, und als Kaiſer, auf die künftige Verlaſſenſchaft ihrer Güter Anſpruch hatte. Sie hatte dieſe zwar ſchon dem Stuhle des heiligen Peters geſchenkt, allein die Cardinäle trauten gleichwohl itzo den Rechten des Stuhls des heiligen Peters nicht viel zu, und glaubten, daß ein Prinz, wie Welph, durch die Waffen mehr Recht gegen den Kaiſer haben dürfte. Mathildis erklärte ihren Gemahl zum Univerſalerben aller ihrer Güter. Sie that dieſes nur, um ſich an dem Kaiſer zu rächen; denn ſie liebte ihren Gemahl ganz

und gar nicht, und ein Charakter, wie ſie war, wuſte tauſend Mittel, alle Bande zu brechen.

Dieſe italieniſche Umſtände nöthigten den Kaiſer, der Mathildis förmlich den Krieg anzukündigen, und dieß um ſo mehr, da ſie ihren Pabſt Urban wieder nach Rom geführt, und den kaiſerlichen Pabſt Clemens, aus der Stadt vertrieben hatte.

Heinrich war in Italien glücklich. (1190) Er verwüſtete und eroberte faſt alle Beſitzungen der Mathildis, und nahm ihre Schlöſſer dieſſeits des Po ein. Er belagerte die feſte Stadt Mantua, und eroberte ſie nach einer Belagerung von eilf Monaten, und er ſchlug auch die mathildiniſchen Truppen bey Tricontari. Pabſt Urban zitterte in Rom, und ſprach in der Angſt einen jeden von der Sünde des Todtſchlags los, der den Kaiſer umbringen würde. Aber es fand ſich niemand. Hingegen wurde um eben dieſe Zeit der Gegner des Kaiſers in Deutſchland, Markgraf Ecbert, in einer Mühle, zu Eiſenbüttel, erſchlagen. Man gab vor, die Aebtißin zu Quedlinburg, des Kaiſers Schweſter, habe dieſe Ermordung veranſtaltet.

Itzt war Heinrich wieder allenthalben Sieger, und wo er hinkam, demüthigte ſich alles vor ihm. Die Römer ſelbſt, beſtürzt über des Kaiſers Vortheile, nahmen Clemens den Dritten wieder in ihre Stadt auf, gaben ihm die Engelsburg ein, und verjagten Urban den Zweyten, der wieder nach Calabrien wandern muſte.

Bey ſolchen Vorfällen wuſte ſich ſelbſt Mathildis nicht weiter zn rathen, und fing an zu wanken. Man ergrif das letzte Mittel, was man gegen einen Sieger zu gebrauchen pflegt, von dem man nicht ganz

niedergeſtürzt ſeyn will. Man fieng an, einen Vergleich vorzuſchlagen, und Welph der Vierte, der Schwiegervater der Mathildis, kam aus Deutſchland nach Italien, um den Vergleich zu Stande zu bringen. Allein Heinrich konnte die vorgetragenen Bedingungen nicht eingehen. Er verlangte, daß man ſeinen Pabſt Clemens für den rechtmäßigen Pabſt erkannte, und da man dieſe Bedingung nicht annahm, ſo konnte der Kaiſer auch nichts verwilligen.

Indeſſen hatte ſich die Gräfin Mathildis von ihrer Beſtürzung wieder erholt, und brachte neue Springfedern wider den Kaiſer in Bewegung. Dieſe geſchäftige, dem Kaiſer im höchſten Grade feindſelige, und mit aller Liſt und verſchmitzten Politik ausgerüſtete Fürſtin wiegelte vier italiäniſche Städte gegen den Kaiſer auf, indem derſelbe Monteviglio, und ihr feſtes Schloß Canoſſa, vergeblich belagerte. Der Kaiſer gieng, auf kurze Zeit, nach Deutſchland, und übergab ſeinem Sohne Conrad (1093) das Commando der Armee in Italien. Dieß war wohl der gröſte Fehler ſeiner ganzen Regierung: nicht deswegen, weil er ſeinem Sohne das Commando der Armee gab: denn welcher Vater kann, ohne ſtarke Gründe, glauben, daß ſein Sohn ein Unmenſch ſeyn, und wider ihn ſich empören kann? ſondern daß er, ohne nothwendige Urſache nach Deutſchland gieng, und ſeine Siege unvollendet in Italien ließ, und den Feinden neue Gelegenheit gab, ihre Kräfte zu verſtärken.

Kaum hatte Heinrich den Rücken gewandt, ſo ſpielte ihm die Gräfin den ärgſten Streich, und reizte den Prinzen Conrad zum Aufruhr gegen den Vater. Zwar eilte Heinrich gleich wieder zurück, aber er fand ſein voriges Glück nicht wieder. Seine groſ-

ſe Feindin machte ſich itzt fürchterlicher als jemals, und er war nicht im Stande, nachdem ſeine Truppen einen Verluſt erlitten hatten, etwas groſſes gegen ſie zu unternehmen. Er rang mit den Unfällen, ohne zu unterliegen, aber auch ohne etwas auszurichten.

Die gefährliche Gräfin, in Verbindung mit der ihr ergebenen Geiſtlichkeit, und ihrem Pabſte, ſiegte über die kindliche Pflicht Conrads. Man ſtellte dieſem Prinzen vor, daß ſein Vater als ein Verbannter ihn ſelbſt mit in die Verdammung zöge; daß ſeine Nachfolge auf dem Kaiſerthrone, unter ſolchen Umſtänden zweifelhaft und voller Gefahr ſey: man nahm den Aberglauben zu Hülfe, und ſprach ihn vom Banne, und der kindlichen Pflicht los. Die Hofnung zur italiäniſchen Krone, und der mächtige Beyſtand der Mathildis, und verſchiedner lombardiſchen Städte, vollführten die Verblendung des Prinzen. Man breitete aus, daß Conrad einen natürlichen Haß gegen ſeinen Vater habe, weil ihm dieſer gegen ſeine zweyte Gemahlin, Adelheid, unerlaubte Dinge zugemuthet, und die Verweigerung des Prinzen mit Unmuth empfunden habe. Solche Verläumdungen waren damals gewöhnlich. Man ſcheute ſich nicht, einander die ſchrecklichſten Laſter Schuld zu geben; ſie mochten wahr, oder erdichtet ſeyn, ſo that das Gerücht doch immer ſeine Wirkung.

Der verblendete und unglückliche Conrad bekam doch ſtarken Anhang, und viele von der Parthey des Vaters traten auf die Parthey des Sohns. Er ließ ſich zu Mayland zum König von Italien krönen; ſetzte einen neuen Erzbiſchof, und erklärte ſich nun öffentlich wider ſeinen Vater. Der Pabſt der Mathildis, Pabſt Urban, trat wieder auf den öffentlichen Schauplatz, kam

am Ende des Jahrs (1093) nach Rom, und bekam in der Folge einen groſſen Theil der Stadt auf ſeine Seite. Die meiſten Städte der Lombardey wurden ebenfalls Conrads Parthey ergeben. In Deutſchland warben Biſchöfe Truppen für den Pabſt und Conraden, und Fürſten wurden **Ritter des heiligen Peters.** Die Revolution ſtieg aufs höchſte. Man machte zu Ulm ein Bündnis, in geiſtlichen Dingen, blos dem Biſchof Gebhart zu Coſtnitz, welcher ſchon vorher päbſtlicher Legat, von Urbans Seite, war, zu gehorchen, und in weltlichen Dingen ſollten die Herzoge und Grafen zu befehlen haben.

Nun war Heinrichs Schickſal aufs äuſſerſte gekommen. Er wurde bis zur Melancholie erbittert. Sein Pabſt Clemens wolte dem Sturme weichen, und ſeine Würde öffentlich niederlegen. Alles ſchien itzt wider Heinrichen zu ſeyn, und er war unvermögend, ſich durch dieſen Schwarm von Feinden durchzukämpfen. In Deutſchland hatte man durch den Bund zu Ulm ſein ganzes Anſehen geſchwächt: Welph der Vierte, und der Herzog Berthold in Schwaben ſuchten alles wider ihn aufzubringen. Die Biſchöfe gehorchten dem Biſchoffe zu Coſtnitz, das war ſo viel, als dem Pabſte Urban ſelbſt. In Italien, wo Heinrich ſelbſt gegenwärtig war, muſte er wider die Macht, und die Liſt der gefährlichen Gräfin Mathildis, wider die lombardiſchen Städte, wider den gröſten Theil von Italien, wider die Rebellen ſeiner Armee, die auf Conrads Seite getreten waren, und wider dieſen ſeinen eignen Sohn kämpfen. Dennoch wurde er nicht überwunden: er fochte bald da, bald dort, unterredete ſich mit ſeinem Pabſte zu Verona, und ſuchte Hülfe bey den Venetianern.

Unter-

Unterdeſſen reiſte der Gegenpabſt Urban nach Frankreich, um dort das Project eines Feldzuges der Chriſtenheit wider die Sacracenen und Türken in Paläſtina zu ſtande zu bringen, welches auch auf dem Concilio zu Clairmont, (1095) ausgeführt wurde.

Ehe noch Urban nach Frankreich gieng, erweckte er dem Kaiſer Heinrich durch die Kirchenverſammlung, die er zu Placenz hielt, den heftigſten Verdruß. Heinrich hatte ſich, nach dem Tode ſeiner erſten Gemahlin, Bertha, im Jahr 1089 mit einer reußiſchen Prinzeſſin, der Wittwe des Margrafen Uto, Adelheid vermählt, aber er war ihrer auch bald überdrüßig worden, und hatte ſie ſo gar in Verhaft nehmen laſſen. Adelheid entkam aus ihrem Gefängniſſe, und floh zur Mathildis. Dieſe ließ ſie nun auf der Kirchenverſammlung zu Florenz alle ihre Ehebettgeheimniſſe, von denen es dennoch ungewiß bleibt, ob ſie wahr ſind, vor allen verſammleten Prieſtern und Biſchöffen erzählen. Ein Theil dieſer ſonderbaren Geheimniſſe gereichten der Adelheid ſelbſt zur Schande. Man ſtelle ſich nun eine Pinzeßin vor, die vor einer ganzen Menge Prälaten von ſolchen Unanſtändigkeiten, die im Bette vorgefallen ſeyn ſollen, ganz freymüthig, und öffentlich Bericht abſtattet und Klagen führt. Die Biſchöffe erlieſſen ihr auch die Straffe, die ſie ſelbſt wegen gewiſſer Vergehungen, die ſie geſtand begangen zu haben, verdiente. weil ſie ſo gar freymüthig ihre Schande erzählt hatte. Die Feinde des Kaiſers aber freuten ſich, von neuen üble Gerüchte von ihm auszubreiten, und Dinge bekannt zu machen, die nur der Unſinn der Feindſchaft in den Mund nehmen konnte, und an deren Gewißheit doch jeder vernünftige

zweifelte. Aber alle Mittel galten, wenn ſie nur Heinrichen ſchaden konnten. So unglücklich war dieſer Fürſt.

Die Bosheit ſeiner Feinde, die Macht und der Reichthum der Gräfinn Mathildis, die Bemühungen der Biſchöfe, der Aberglauben des Jahrhunderts, und die Rebellion ſeines eignen Sohns: dieſes alles zuſammen beſtürmte ihn in Italien ſo ſehr, daß er nichts wichtiges und groſſes mehr ausführen konnte. Sein Pabſt Clements wurde eben ſo unfähig, ihm zu helfen. Selbſt Verrätherey ſtritt wider ſie. Urban, welcher, nachdem er in Frankreich einen allgemeinen Schwindel, nach dem gelobten Lande zu ziehen, erregt, und über hundert tauſend Menſchen dahin geprebigt hatte, ruhmvoll nach Italien kam, beſtach die Römer, und bekam die Engelsburg ein. Clemens muſte nach Ravenna entweichen. Heinrich überließ der Rache der Zeit ſeine Feinde, und zog ſich kaltblütig nach Deutſchland zurück, wo er neue Vorbereitungen des Glücks für ſich fand. (1097.)

Es war ein ſeltſames, tragicomiſches Jahrhundert geworden. Alles gieng durch einander, und die eifrigſten Freunde wurden, ehe man es ſich verſah, die bitterſten Feinde, und dann wieder Freunde, auch wohl nachher wieder Feinde. Kein Bündnis war feſte; auſſer, was der Aberglaube, und der päbſtliche Fanatismus errichteten. Welph, der Herzog von Bayern war der eifrigſte Anhänger Heinrichs, von dem er ſein Herzogthum bekommen hatte. Er wurde hierauf ſein Feind, und trat auf Rudolphs Seite. Bald darauf wurde er wieder ein Freund des Kaiſers. Durch die Heirath ſeines Prinzen mit der Mathildis war er ihm Gegentheil der bitterſte Feind des Kaiſers geworden; und nach wenigen Jahren,

(1096)

(1096) trat er wieder auf des Kaiſers Seite, und bahnte ihm den Weg nach Deutſchland, und machte ihm faſt alles wieder ergeben. Daran war die Gräſinn Mathildis Schuld.

Man hat vorher erzählt, daß ſie, aus Devotion für den päbſtlichen Stuhl ſich mit dem jungen Welph dem Fünften vermählte. Nun ſind freylich Heirathen aus Devotion kein ſtarkes Eheband. Beſonders bey einer Mathildis. Sie bekam alſo ſehr bald eine Abneigung gegen ihren Gemahl, oder vielmehr ſie erklärte ihre längſt gehabte Abneigung ganz deutlich. Und der junge Prinz war auch nicht eben in eine drey und vierzig jährige Dame ſehr verliebt. Indeſſen war es ihm nicht gleichgültig, daß er durch eine Trennung von ihr die reiche Erbſchaft ihrer Staaten verliehren ſollte. Mathildis wollte ihn nun aber einmal nicht länger zum Gemahle haben, und ſie trennte ſich von ihm. Man erzählte auch hierbey einige Umſtände, die der Gräſin Tugend nachtheilig, und ihrer Ehre ſchimpflich waren. Heinrich wurde durch die Gerüchte, die man in Abſicht des Ehebettes der Mathildis ausbreitete, für alles dasjenige gerächt, was Adelheid in Gegenwart der heiligen Vätter zu Placenz auf dem Concilio ſollte ausgeſagt haben. Das Schickſal rächte ihn überhaupt an allen ſeinen Feinden. Er ſah aller ihr Untergang, zwey ausgenommen, die ihn überlebten, aber doch am Ende noch die Rache des Schickſals ſtark genug empfanden.

Der erzürnte Herzog Welph gieng nach Deutſchland, und that dem Kaiſer durch ſeinen Zorn wieder die Mathildis ſo gute Dienſte, daß Heinrich bey ſeiner Ankunft in Deutſchland, im Jahre 1097 faſt alle Gemüther beruhigt, und die Stände des Reichs

 auf

ſchen Grundſätze hatte, und ſich als den heftigſten Feind des Kaiſers Heinrich bezeigte. Clemens, der kaiſerliche Pabſt, konnte ſich gegen Paſchalis weit weniger, als gegen Urban, erhalten. Er ſtarb zum Glücke für ſich im folgenden Jahre 1100 zu Ravenna, wo er Erzbiſchof war. Man ſuchte auch ihm einen Nachfolger zu geben, aber die Parthey war zu ſchwach. Es ſtanden zwar ein paar Gegenpäbſte auf, aber ſie verſchwanden eben ſo geſchwind wieder, als ſie entſtanden waren, und von einem Sylveſter, wuſte man gar nicht, wo er hingekommen war. Die ſchwache kaiſerliche Parthey blieb alſo ohne Pabſt.

Conrad, der Prinz des Kaiſers, und zugleich ſein Rebell, war gar nicht der Mann, der eine ſolche Rolle, wie er übernommen hatte, ausführen konnte. Leutſeligkeit, ſanftes Weſen, machten die Grundlage ſeines Charakters aus; und eben dieſe Eigenſchaften muſten ihn in Italien, bey der Argliſt der Gräfin Mathildis, und bey den Ränken der Italiäner unglücklich, und verächtlich machen. Dieß wurde er auch ſo ſehr, daß er nur den Namen hergab, und Mathildis der wirklich König von Italien war. Sie ſchickte den Biſchöffen die Hirtenſtäbe zu: ſie regierte die Städte: ſie befahl den Soldaten. Endlich glaubte ſie den Prinzen Conrad gar nicht weiter nöthig zu haben. Sie hatte ihn ſeinem Vater entgegen geſtellt, und da dieſer nicht wieder nach Italien ſo gleich kommen wollte, ſchien ihr Prinz Conrad ganz unnütz. Sie übergab ihn daher den Händen ihres Arztes, der ihm ein Tränkchen zubereitete, woran er ſtarb. (im Jahre 1101.) Wenigſtens erzählt ein Schriftſteller von bewährtem Glauben dieſen Tod mit den nämlichen Worten, und man hat nicht Urſache, der Gräfin Mathildis Vertheidigung zu übernehmen.

Der

Der Tod des Pabſtes Clemens, und des Prinzen Conrads machten für Heinrichen eine neue Epoche ſeines Lebens. Jener gab ihm Gelegenheit, eine Verſöhnung mit dem päbſtlichen Stuhle zu verſuchen, und dieſer ſchafte ihm freyere Ausſichten zur Herrſchaft über Italien. Er entſchloß ſich alſo, wiederum nach Italien zu gehen, und dort ſein Glück herzuſtellen. Er machte auch dieſe Abſicht am Ende des Jahrs 1101 den Fürſten in Deutſchland öffentlich bekannt.

Die beſten Hoffnungen aber, welche er hatte, wurden durch das ſtörriſche Betragen des neuen Pabſtes Paſchalis vermindert. Dieſer würdige Nachfolger auf dem Throne des bösartigen Gregors folgte völlig den Grundſätzen, die ihm Mathildis beybrachte. Er war von Natur nicht frech und entſchloſſen, wurde es aber durch die Parthey, die ihm zum Pabſte gemacht hatte, und beſtändig umgab. Dieſer ihren Rathſchlägen muſte er folgen, und da der Vortheil des römiſchen Stuhls, und ſein eigen Anſehn dabey gewann, ſo war es deſto leichter, alle diejenigen Verwegenheiten fortzuſetzen, mit welchen man bisher die Ruhe Heinrichs des Vierten, und die Macht des Kaiſers beſtürmt hatte.

Unter dieſen Dingen war die Schenkung nicht die geringſte, welche Mathildis nochmals dem römiſchen Stuhle mit allen ihren Gütern und Ländern machte. Man gab vor, der erſte Schenkungsbrief, durch welchen, zu Gregors Zeiten, Mathildis alle ihre Länder an den Pabſt vermacht hatte, wäre verlohren gegangen. Man erneuerte nun dieſes groſſe und wichtige Geſchenk, ſo ſehr es auch wider die Lehnsgeſetze des Reichs, wider die Rechte des Kaiſers, und wider die geheiligten Verſprechungen war, durch welche Mathil-

dis ihre Güter, bey ihrer Vermählung, dem jungen Prinzen Welph dem Fünften, vermacht hatte. Mathildis ſah nun noch, bey ihrem Leben, einen Krieg über ihre Verlaſſenſchaft entſtehen. Der Kaiſer verlangte ſie: der Herzog Welph machte Anſprüche darauf: der Pabſt hielt ſie für ſeine Erbſchaft. Unter allen hatte Welph allerdings das gröſte Recht, denn was konnte er für die Untugend ſeiner Gemahlin, die ihre Ehe mit ihm getrennt hatte, ohne hinlängliche Urſachen angeben zu können, und die ihm, als Gemahl, alle ihre Beſitzungen, feyerlichſt verſprochen, und vermacht hatte.

Der Pabſt Paſchalis der Zweyte beſaß Einſicht genug, um alles ſo einzuleiten, daß durch neue Streitigkeiten mit dem Kaiſer die Beſitzung der mathildiniſchen Güter ihm gewiſſer würden. Er nahm die Gelegenheit dazu aus Flandern, in welchem Lande ſchon ſein Vorgänger, Urban der Zweyte, ein neues Bißthum zu Atras errichtet hatte, weil der Biſchof zu Cambray, unter dem ſonſt Arras ſtand, vom Heinrich dem Vierten die ſo genannte Inveſtitur, mit Ring und Stab angenommen hatte. Dieſer neue Biſchof zu Arras, der ganz vom Pabſte abhieng, und ſich der kaiſerlichen Oberherrſchaft völlig entzogen hatte, reitzte nothwendig die Rache des Kaiſers. Der Kaiſer nahm ſich des Biſchofs von Cambray an, und wollte den neuen Biſchof ihm unterwerfen. Der Pabſt unterſtützte den neuen Biſchof, und brachte, durch gute Künſte den Graf von Flandern Robert auf ſeine Seite. Er ſchickte ſo gar dem Grafen Robert einen ſchriftlichen Befehl zu, „den Kaiſer zu verfolgen, wo er ihn anträfe, weil dieſes der einzige Weg für ihn zum himmliſchen Jeruſa-

„ lem

„ lem ſey. „ Der Kaiſer hingegen wollte eben nicht die Verfolgung erwarten, ſondern brach mit einem Heere im Herbſte des Jahrs 1102 in Flandern ein. Der damals früh eingefallne Winter, und die unwegſamen Gegenden hielten ihn zwar ab, ſo gleich ſeine ganze Macht mit völliger Wirkung zu zeigen, er hatte aber doch genug ausgerichtet, um dem Grafen Furcht einzujagen. Der Graf furchte ſich für einen zweyten Feldzug des Kaiſers, und unterwarf ſich ihm ganz, und leiſtete ihm, im folgenden Sommer, zu Lüttich, den Eid der Treue.

Indeſſen wurde der Pabſt Paſchalis der Zweyte, nur deſto aufgebrachter. Er hielt eine Kirchenverſammlung, im Jahre 1102 zu Rom, und erneuerte auf derſelben die gregorianiſchen Sätze, daß der Pabſt die geiſtlichen Würden allein verleihen ſollte, oder daß er die Inveſtitur haben, das heißt, mit Stab und Ring die Biſchöffe belehnen ſollte; daß ein Geiſtlicher nicht einmal einen Lehnseid dem Kaiſer leiſten ſollte: daß die Prieſter durchaus ſich nicht verheirathen ſollten, und dergleichen unſinnige Sätze mehr. Denn was kann unſinniger ſeyn, als wenn der Vater der Chriſtenheit Geſetze giebt, die zur Verminderung des menſchlichen Geſchlechts in der Chriſtenheit dienen, und die die Entvölkerung der Länder zur Folge haben? Die Geiſtlichen, die nun keine Weiber haben durften, hielten ſich Beyſchläferinnen. Dadurch wurde die Fortpflanzung des menſchlichen Geſchlechts nicht bewirkt, aber nur das Laſter der Wolluſt ausgebreitet, und die Tugend ſelbſt in den Häuſern derjenigen, die die Tugend predigten, verunehrt.

Um die Feindſchaft gegen den Kaiſer vollkommen zu machen, that Paſchalis der Zweyte auf der Kirchen-

verſammlung zu Rom auch den Kaiſer von neuen in den Bann, und wiederhohlte alle diejenigen Flüche, die die bisherigen Statthalter Chriſti wider ihr Oberhaupt, den Kaiſer, ausgeſprochen hatten. Zugleich wurde der verſtorbne Erzbiſchof von Maynz, Wezilo, noch im Grabe als ein Ketzer verdammt, weil er den Satz behauptet hatte — „ daß die Fürſten ungerechte Bannſtrahlen nicht zu fürchten hätten. „

Der neue Bann von einem neuen Pabſt wider den Kaiſer wirkte in dieſem Jahrhunderte, in welchem die Dummheit des Aberglaubens herrſchte, ſehr viel. Selbſt in Deutſchland verlohr Heinrich dadurch viel von ſeinem Anſehn, und es war ihm ſo gar nöthig, ein Gegenmittel dagegen ausfündig zu machen. Hierbey zeigte er eine ungemeine Politik, die ſeinem Geiſte Ehre macht. Er ſah ein, daß er, als ein Verbannter, nicht ſo viel Anhang finden würde, als nöthig war, den Pabſt zu züchtigen. Er muſte ein Mittel ergreifen, welches durch Aberglauben den Aberglauben blendete. Er gab vor, er wolle nichts weiter mehr ſuchen, als ſich mit dem Pabſte zu verſöhnen, und alsdenn wolle er ſelbſt nach Jeruſalem ziehen, ſeinem Sohne die Regierung abtreten, und in Paläſtina durch Kriege wider die Ungläubigen die Sünden wider die päbſtliche Heiligkeit büſſen.

Auf einmal war Heinrich der Vierte ein frommer Mann bey der Menge in Deutſchland. Jedermann wollte mit ihm nach Jeruſalem ziehn. Die Deutſchen hatten nähmlich, ihrem Charakter gemäß an dem erſten Einfalle der Kreuzzüge nicht eben Antheil genommen. Sie hatten ſie als ein Spectakel betrachtet, bey welchem ſie nicht mit Acteurs ſeyn wollten. Allein, nachdem man Nachricht erhalten

hatte,

hatte, daß Jeruſalem erobert, und ein chriſtliches Königreich im gelobten Lande aufgerichtet ſey, ſo fuhr der Fanatismus auch in die Köpfe der Deutſchen. Die Päbſte vergaſſen nicht, das verdienſtliche Werk zu rühmen, welches bey einem Feldzuge gegen die Mahometaner ſey, und große Fürſten von Deutſchland giengen nun nach Arabien. Des Kaiſers Schwager, Wilhelm von Poitou, der alte Herzog von Bayern Welph der Vierte, der Erzbiſchof von Salzburg, giengen dahin, und in kurzen waren über hundert und ſechzig tauſend Mann beyſammen, die ſich, aus beſondrer Devotion, an den arabiſchen Klippen die Köpfe zerſtoſſen wollten.

Heinrich war viel zu klug, um im Ernſte einen Feldzug nach Paläſtina unternehmen zu wollen. Aber man merkte es auch bald, daß er nur zum Scheine dieſes Unternehmen verſprochen hatte. Die Gemüther wurden ihm alſo eben ſo geſchwind wieder abgeneigt, als ſie ſich ihm zugeneigt hatten, und die Stände des Reichs drangen immer mehr auf eine Ausſöhnung mit dem neuen Pabſte, die doch, bey der harten Grauſamkeit deſſelben unmöglich war.

Der Pabſt, der es ſich ſchlechterdings vorgenommen hatte, den Kaiſer zu demüthigen, gerieth endlich auf den ſchrecklichen Einfall, den zweyten Sohn des Kaiſers wider den Vater in Empörung zu bringen. Der Einfall war der Rache deſto natürlicher, da der erſte Sohn des Kaiſers, Conrad, ſchon eben diejenige Rolle geſpielt hatte, zu welcher man nun den zweyten Sohn zu bewegen trachtete.

Man brauchte bey der Verführung des jungen Heinrichs eben die Maasregeln der Verblendung, welche Conraden verführt hatten, und ſie wirkten eben ſo

gut. Zwar hatte der junge Heinrich einen feyerlichen Eid abgelegt, ſo lange ſein Vater lebte, ſich in die Regierung nicht zu mengen. Er war auch anfänglich gewiſſenhaft genug, um für dieſen Eid ſich zu fürchten. Allein der Pabſt wuſte Rath. Er ſprach ihn von der Verbindlichkeit dieſes Eides los, ſo ſonderbar es iſt, wenn der Statthalter Chriſti auf Erden einen Sohn von der Pflicht gegen ſeinen Vater, die ihm Gott, und die Natur aufgelegt hat, befreyen will. Inzwiſchen ergrif der Ehrgeitz des jüngern Heinrichs dieſe Rechtfertigung ſo gleich, und er wurde Rebell gegen ſeinen Vater.

Dies war nun der letzte Streich des Unglücks, der den tapfern, beſtändig beunruhigten Kaiſer Heinrich, treffen ſollte. Er hatte gegen alle ſeine Anverwandten, gegen die Fürſten des Reichs, gegen den Pabſt, gegen Italien, gegen ſeinen Sohn kämpfen müſſen, und war nie niedergeſtürzt worden. Itzt muſte er wider den zweyten Sohn die Waffen führen. Des Ungemachs war zu viel.

Der erſte Ausbruch der Untreue des Sohns gegen den Vater erfolgte gegen das Ende des Jahrs 1104, als eben der Kaiſer Heinrich nach Eimbeck zog, um den unruhigen Grafen Dietrich zu züchtigen. Hier verließ ihn der Sohn, und gieng nach Bayern, wo einige Stände auch Unruhen angefangen hatten. Der Vater ſchickte den Schwiegerſohn, den Herzog Friedrich von Stauffen, an ſeinen Sohn, und ſuchte ihn zur Treue zu bewegen, aber der Sohn ließ dem Vater antworten, „ daß er mit einem Verbannten „ nichts zu thun haben könnte. „ Der Kaiſer ſuchte indeſſen ſeine Aufhebung vom Banne beym Pabſte, Paſchalis, aber, wie man leicht erachten kann, ver-

geblich. Vielmehr unterſtützte der heil'ge Vater den rebelliſchen Sohn wider ſeinen Vater, auf alle mögliche Weiſe.

Der jüngere Heinrich war nun (im Jahre 1105) ein erklärter Feind des Kaiſers, ſeines Vaters, der ihn, mit Mühe, dem Throne genähert, und zu ſeinem Nachfolger hatte erwählen laſſen. Daß Conrad wider ſeinen Vater in Italien ſich empört hatte, war weniger Verbrechen, als daß es Heinrich that. Conrad war ſo zu ſagen von der Mathildis, und ihrem Schwarme übertäubt worden. Heinrich befand ſich in Deutſchland, ohne jenen heftigen Erſchütterungen, die ihn allenfalls hätten hinreiſſen können; aber Heinrich war jung und ehrſüchtig, und eine hitzige Ehrſucht, wozu iſt die nicht zu bewegen?

Es entſtand alſo wieder ein bürgerlicher Krieg in Deutſchland, in welchem ſich Vater und Sohn um die Krone ſchlugen. Der Sohn und der Vater, beyde ſammelten Heere, und die Waffen ſollten den Ausgang machen. Der Vater fand noch Anhang genug, um dem aufrühreriſchen Sohne die Spitze zu bieten. Der Sohn fand ebenfalls Mittel, Heere ins Feld zu ſtellen.

Es war für den alten Kaiſer bey der Menge, und bey den abergläubiſchen Fürſten das gröſte Unglück, daß ihn drey Päbſte hinter einander in den Bann gethan hatten, Gregor, Urban, und Paſchalis. Obgleich alle dieſe drey Päbſte kaum ſo viel wie einer gelten konnten, ſo hatte doch das Vorurtheil das Uebergewicht, und ſchadete dem alten Kaiſer gewaltig. Man gieng dazumal in religiöſen Vorurtheilen bis zum Läppiſchen. Der jüngere Heinrich war ein Beyſpiel davon. Er lief in der Charwoche bar-

fuß nach Quedlinburg, und dieſe Andacht erwarb ihm beſondern Beyfall bey den Sachſen.

Die Sachſen hielten eine Zuſammenkuuft zu Goslar, und traten auf die Seite des Sohns wider den alten Kaiſer. Es wurde hierauf ein Synodus zu Nordhauſen gehalten, und beſchloſſen, die gregorianiſchen Sätze, die man im Anfange öffentlich auf einer Synode zu Erfurt für Wahnwitz erklärt hatte, dieſe Sätze von dem Verbote der Prieſterehe, der Simonie, und der päbſtlichen Verleihung der geiſtlichen Güter, mit Gewalt der Waffen durchzuſetzen. So viel vermag die Zeit über die Vernunft, wenn die Vorurtheile des Aberglaubens nur erſt Grund gefaßt haben.

Heinrich der Kaiſer hatte vor acht Jahren den Erzbiſchof von Maynz Ruthard, weil er ihm nicht getreu war, abgeſetzt. Mit der Einſetzung dieſes Prälaten wollte der junge Heinrich den Anfang ſeiner Kriegsbeſchäftigungen machen, und dazu verſammelte er ein anſehnliches Heer aus Sachſen und Thüringen, mit welchem er gegen ſeinen Vater ins Feld zog.

Der Sohn zog von einer Menge Sachſen und Thüringer begleitet gegen Maynz, und wollte dort den vom Kaiſer, ſeinem Vater, vertriebnen Erzbiſchof Ruthard, einſetzen. Der Kaiſer aber hinderte ihn an dem Uebergange über den Rhein, und war mit ſeinen Truppen zu gut verſchanzt, um angegriffen werden zu können. Der Sohn kehrte nach Franken zurück, drang in Würzburg ein, ſetzte dort einen neuen Biſchof, und eroberte Nürnberg und Regensburg.

Indeſſen war der Vater ſeinem aufrühreriſchen Sohne nachgeeilt. Er traf ihn am Fluſſe Regen, ohnweit Regensburg. Beyde Heere ſtanden nun einander

ander gegen über, und man erwartete alle Augenblicke eine Schlacht, welche zwiſchen Vater und Sohn entſcheidend wäre. Man verſuchte vorher eine Vermittlung, nach der damals üblichen, thörigten, Gewohnheit. Denn zwey perſöhnliche Feinde an der Spitze ihrer Armeen, die beyde noch nichts verlohren haben, laſſen ſich nicht vereinigen. Hier wirkte die Liſt, auf die es bey ſolchen Unterhandlungen gemeiniglich angeſehen war. Der rebelliſche Sohn wuſte durch Verſprechungen und Furcht ſeiner künftigen Regierung, und durch das Blendende ſeiner Schmeicheley, ſelbſt die Geſandten ſeines Vaters, ſich ergeben zu machen. Sie kehrten nicht wieder zum Kaiſer zurück. Er ſchickte andere; und ſie waren eben ſo untreu. Der unglückliche Vater erfuhr das Schickſal der alten römiſchen Kaiſer, die oft im Angeſichte ihrer Rebellen von allen verlaſſen wurden. Er ſahe ſich, von ſeinen Getreueſten betrogen, verlaſſen. Er hatte kein anderes Mittel mehr übrig, als die Flucht.

Dies war ein zu leichter Sieg für einen rebelliſchen Sohn, aber ein gewöhnlicher. Der Eigennutz findet bey einer neuen Regierung ſeine Hoffnung beſſer als bey einer, die ohnehin mit dem Alter des Monarchen, zu Ende eilt. Der unglückliche verlaßne Kaiſer muſte in der Nacht entfliehen, um nicht in die Hände ſeiner Feinde zu fallen. Er gieng nach Böhmen, wo er immer noch die beſte Hülfe in ſeinem Leben erhalten hatte. Der Herzog von Böhmen, Borisvogus verließ ſeinen verrathnen Freund nicht. Er nahm ihn ehrenvoll auf, und führte ihn eben ſo, in Begleitung von einer guten Anzahl Truppen, nach Sachſen. Hier fand er bey dem Grafen Groitzſch, Wipracht, eine neue Zuflucht.

Der Sohn hingegen war indeſſen nicht müßig geweſen. Er hatte Speyer eingenommen, ſeines Vaters Schätze geraubt, und einen allgemeinen Reichstag nach Maynz, auf Weyhnachten dieſes Jahrs (1105), veranſtaltet. Gleichwol fürchtete er ſich noch vor ſeinem Vater, welcher noch Truppen beyſammen hatte, und nicht ganz ohne Freunde war. Wirklich hatte der Vater die Abſicht, mit einem Heere nach Maynz zu gehen, und mit dieſer fürchterlichen Begleitung entweder dem Reichstage beyzuwohnen, oder ihn zu verhindern. Man ſah die Abſicht leicht ein, und muſte ſie mit deſto mehr Behutſamkeit hintertreiben, da der alte Kaiſer die Einwohner der Stadt Maynz ſich längſt völlig ergeben gemacht hatte.

Eine Bosheit muſte itzt das Mittel zur andern werden. Der Sohn beſchloß, den Vater durch Liſt, und Betheurung der Reue, zu hintergehen, und der Anſchlag gelang. Denn der alte Heinrich hatte noch immer ein Vaterherz gegen den rebelliſchen Sohn.

Der Kaiſer war unterwegens nach Maynz, als ihm ſein Sohn bey Coblenz entgegen kam; ganz Reue, ganz Demuth, und Ergebenheit. Er wirft ſich dem Vater zu Füſſen, er bittet um Verzeihung für das begangne Unrecht, bekennt, daß er durch andre zu der Abſcheulichkeit der Rebellion verführt worden ſey, und verſpricht alle mögliche Genugthuung. Der Vater traute den Thränen des fußfälligen Sohns, umarmt ihn, vergiebt ihm, und alles iſt zur Eintracht und Ruhe gebracht.

Auf die erſte Bethörung des gutherzigen Vaters, folgte die zweyte. Der ausgeſöhnte und mit der Nachfolge auf dem Kaiſerthrone zufriedne Sohn, ſtellte dem Vater vor, wenn er mit einer Armee auf

dem Reichstage erſchiene, ſo würden die Fürſten des Reichs mißvergnügt ſeyn, und da er ſich mit ihm völlig ausgeſöhnt habe, ſey die Macht der Truppen ganz unnöthig, wodurch nur ohnehin zu Ausſchweifungen der Soldaten, und Beſchwerden derjenigen, die ſie unterhalten ſollten, Gelegenheit gegeben würde. Der Vater traut den ſchmeichelnden Worten, und entläßt ſein ganzes Heer bis auf eine Bedeckung von drey hundert Mann.

In dem erſten Nachtlager auf dem Wege nach Maynz, nach dieſer Verſöhnung, genoß der gute alte Kaiſer, zum letztenmal in ſeinem Leben, die Freude des Siegers, und des vergnügten Vaters. Er wurde mit ſeinem Sohne, nach dem ihm eignen, weichen Charakter bis zum Entzücken vertraut, und erneuerte ſeine Liebe mit einer Menge von Küſſen. Es mußte ein entſetzlicher Charakter ſeyn, der dabey die Schlinge zum Verderben desjenigen, der ihm ſo wohlwollte, legen konnte, Heinrich, der jüngere, that es.

Am folgenden Tage, bald nach dem Aufbruche aus dem vorigen Nachtlager, erſchienen Boten, welche der Sohn beſtellt hatte, und meldeten, daß ein beträchtliches Heer von Schwaben und Bayern in Maynz eingerückt, und daß dieſe Truppen gegen den Kaiſer ſehr erbittert wären. Hier ergriff der Sohn den Anlaß ſeinem Vater vorzuſtellen, wie gefährlich ſein Zuſtand werden könnte, wenn er mit ſo weniger Begleitung — ſeine Armee hatte er eben, auf den Rath ſeines Sohnes, auseinander gehen laſſen — ſich nach Maynz begebe. Er bewies, wie nöthig es ſey, daß er, der Sohn, nunmehro vorerſt nach Maynz gienge, die Gemüther beſänftige, und alles zu der glücklichen Wiedervereinigung des Vaters und

des Sohns vorbereite. Indeſſen verſicherte er nochmals ſeine Treue gegen den Vater durch einen feyerlichen Eidſchwur, — eben indem er ſeine Intrigue ausführen wollte — und machte den guten alten Vater völlig ſicher. Er rieth ihm, ſich in das nah gelegne Schloß Böckelheim zu verfügen, und dort, in Ruhe, den Zeitpunkt zu erwarten, der ihn mit Ruhm und Vortheil nach Maynz führen würde. Der Kaiſer traut, und wie konnte er anders? er geht nach Böckelheim. Kaum iſt er, mit wenigen ins Thor eingelaſſen, ſo wird es verſchloſſen. Man kündigt ihm an, daß er ein Gefangener ſey.

In einem Briefe des Kaiſers ſelbſt, an den König von Frankreich, in welchen er ſich über die Ungerechtigkeiten ſeines Sohns beſchwert, erzählt der alte Kaiſer dieſe ganze Scene ſehr rührend. Er hatte einigen Argwohn, als ihn der Sohn erſuchte, nach Böckelheim zu gehen, und brach in die Worte aus: **Gott ſey Zeuge, und Richter, zwiſchen mir und dir, mein Sohn, an dem heutigen Tage. Du weißt, wie viel ich für dich gethan, wie ich, um dir die Nachfolge auf dem Kaiſerthrone zu verſchaffen, mir die Fürſten zu Feinden gemacht, und wie viel ich für deine Ehre geſtritten und gelitten habe.** Der Sohn betheuerte ſeine Treue aufs neue, und ſchwur zum drittenmale den feyerlichen Eid. Er ſetzte ſeinen Kopf zur Sicherheit für die Wohlfahrt des Vaters, und verſprach, ſein Leben für das Glück des Vaters zu laſſen.

So bald dem alten Kaiſer in Böckelheim die Gefangenſchaft angekündigt war, verlieſſen ihn auf Befehl auch noch die wenigen Freunde, die mit ihm ins

Thor gelaſſen worden waren. Es umringten ihn ſeine Feinde, die Vertrauten ſeines böſen Sohns. Dieſe ließen ihn nicht in andere Geſellſchaft kommen. So gar in den Weyhnachtsfeyertägen durfte er nicht in die Kirche gehen, durfte niemanden ſprechen, und litt an allem Mangel. Er klagt ſelbſt, daß er Hunger und Durſt gelitten.

Im Triumph hingegen über den vollführten Streich, gieng der jüngere Heinrich nach Maynz. Hier verſammelten ſich die Stände des Reichs: Hier zeigte ihnen der Sohn, wie er den Vater betrogen, und wie er als nunmehriger Kaiſer, die Ruhe des Reichs um ſo leichter herſtellen würde, da ſein Vater, als ein Gefangener, etwas weiter zu unternehmen unfähig ſey. Theils wirklicher Haß verſchiedner Fürſten gegen den alten Kaiſer, theils die Furcht vor dem neuen Regenten, und viele andre Triebfedern verurſachten einen allgemeinen Beyfall der ausgeübten Bosheit. Man erkannte den jüngern Heinrich als Kaiſer, man leiſtete ihm die Huldigung, und ſuchte nur noch die ganze Revolution dadurch zu vollenden, daß der alte Kaiſer gezwungen würde, die Reichsinſignien dem Sohne zu übergeben, und die Regierung feyerlich an ihn abzutreten.

Der alte gefangne Kaiſer zu Böckelheim bat um weiter nichts, als nach Maynz gebracht zu werden, wo er über ſich von den Fürſten wollte Recht ſprechen laſſen. Man wuſte aber gar zu gut, wie groß ſein Anhang in dieſer Stadt ſey, und ſchlug ihm die Bitte ab. Sein Sohn hatte vielmehr Unempfindlichkeit genug ihm, unter harten Drohungen die Reichsinſignien abzufodern. Er ließ den Vater von Böckelheim nach Ingelheim, einem kleinen Städtchen, bringen, wo er

eben ſo ſcharf, als zu Böckelheim, bewacht wurde. Hier erſchien Heinrich der Fünfte ſelbſt, in der Begleitung ſehr vieler ihm ergebnen Reichsſtänden, unter denen der Biſchof zu Coſtnitz, ein beſtändiger Feind des alten Heinrichs, und ernannter Vicar des Pabſtes in Deutſchland, der erſte war. Hier muſte der Vater dem Sohne die Regierung feyerlich abtreten.

Der betrogne, gefangne Vater auf der einen Seite; der triumphirende rebelliſche Sohn auf der andern, mit einer Schaar der Fürſten umgeben, machten dieſe Scene ſehr rührend. Der alte Kaiſer war bedrohet worden, daß man ihm das Leben nehmen würde, wenn er nicht in der Verſammlung der Fürſten die Regierung freywillig niederlegte. Man hatte ihm auch die andern Arten der Betragung, die er beobachten ſollte, vorgeſchrieben. Dieſem zu Folge fiel der Vater dem Sohne zu Füſſen, und trat ihm die Regierung ab. Er muſte ſagen — „daß er freywillig dem Throne entſage, daß er ſich viel zu ſchwach hielte, ferner die Regierung von Deutſchland zu führen, daß er ſie ſeinem Sohne übergebe, und nunmehr für nichts weiter, als ſeine Seele, ſorgen wolle.„ — Er ſetzte gleichwohl, mit Thränen, hinzu, er bäte den Sohn, nichts, was ſeiner unwürdig wäre, wider ihn zu beſchlieſſen. Viele in der Verſammlung wurden bis zum Weinen gerührt. An dem jungen Heinrich aber bemerkte man keine dergleichen Bewegungen. Vielmehr wurde der alte Kaiſer genöthigt, nachdem er alle um Vergebung gebeten hatte, wenn er ſie irgendworinnen ſollte beleidiget haben, auch dem Biſchoffe von Coſtnitz, als päbſtlichen Vicare, zu Füſſen zu fallen, und ihm um die Losſprechung vom Banne zu bitten. Allein der Biſchof Gebhard entſchuldigte ſich, daß er

den alten Kaiſer nicht von dem Banne befreyen könne, bis die Einwilligung des Pabſtes dazu erfolgt wäre. In der Folge wurde es zur Mode, daß Fürſten ihren Unterthanen zu Füſſen fielen, wenn dieſe Unterthanen Geiſtliche waren, und dieſe Mode dauerte länger, als ein Jahrhundert.

Mit der ganzen Erfüllung ſeiner Wünſche beehrt, gieng der junge Heinrich, als nunmehriger Kaiſer, wieder nach Maynz zurück, zeigte die ſchriftliche Entſagung ſeines Vaters von der Regierung den Ständen des Reichs, und beſtieg ſelbſt den kaiſerlichen Thron, am erſten Jenner des Jahrs 1106. Man fügte alle Gepränge der Feyerlichkeiten dieſer hinzu, und eine Geſandtſchaft benachrichtigte den Pabſt Paſchalis den Zweyten, von der gewünſchten, nunmehr vollendeten Veränderung in Deutſchland, von welcher ſelbſt der Pabſt der erſte Urheber geweſen war.

Unter den Luſtbarkeiten beym Anfange der neuen Regierung zu Maynz fand der alte unglückliche Kaiſer, zu Ingelheim Gelegenheit, zu entweichen. Er wurde wegen der erlittenen Grauſamkeiten von vielen, ſelbſt in Italien, bedauert. Auch in Deutſchland fand er noch Freunde. Er floh von Ingelheim nach Cöln, wo er ſtarken Anhang fand, aber ſich doch noch nicht ſicher glaubte. Er gieng nach Lüttich, und hier nahm der Biſchof Otbert öffentlich ſeine Parthey. Der Name **Otbert** verdient in der Geſchichte verewigt zu ſeyn; denn es war kein gemeiner Adel der Seele, und keine geringe Kühnheit, daß ein Geiſtlicher einen alten Unglücklichen zu unterſtützen wagte, gegen welchen ſich ganz Deutſchland empört, und den die Geiſtlichkeit vorzüglich geſtürzt hatte. Otbert dachte zu groß, um der Menge gleich zu denken. Er bot dem alten

Hein-

Heinrich ſeine Hülfe an, und leiſtete ſie ihm redlich. Sein Beyſpiel erweckte einige Nachfolger. Die Stadt Cöln, und der Herzog von Niederlothringen, Heinrich, nahmen gleiche Parthey. Der leztere ſchickte dem alten Kaiſer Hülfstruppen, und hinderte den jüngern Heinrich an der Einnahme von Lüttich.

So bald der jüngere Heinrich erfahren hatte, daß ſein Vater zu Lüttich ſey, beſchloß er Oſtern in dieſer Stadt zu feyern. Der Vater ſchrieb ihm hierauf einen, noch aufbewahrten, beweglichen Brief, in welchem er ihn bittet, nicht nach Lüttich zu kommen, und ſeinen Ruheplatz nicht zu ſtören. Allein der jüngere Heinrich bekam dadurch nur deſto mehr Verdacht, und eilte mit einem Heere nach Lüttich zu, fand aber den Herzog von Niederlothringen im Wege ſtehen, gegen welchen er zu ſchwach war. Er muſte alſo zurück, und erklärte den Herzog in die Reichsacht, weil er einen Theil ſeiner Truppen zurückgetrieben, und einen andern völlig geſchlagen hatte.

Noch war der neue Kaiſer nicht ſo nahe an dem Ziele der vollkommenen Ruhe, wie er geglaubt hatte. Als der Anſchlag auf Lüttich mißlungen war, gieng er auf Cöln zu. Auch dieſe Stadt verſagte ihm den Eintritt, und da es eben der Tag vor Oſtern war, muſte er zurück gehen. Er blieb einige Tage zu Bonn, und begab ſich hierauf wieder nach Maynz, wo er ein öffentliches Manifeſt heraus gab, in welchem er alles zu ſeiner Hülfe aufbot, um ſich an den Städten Lüttich und Cöln, und dem Herzoge von Lothringen empfindlich zu rächen. Aus dieſem Manifeſte ſieht man, daß der Verluſt ſeiner Truppen in dem Gefechte mit dem Herzoge von Lothringen ſehr beträchtlich geweſen ſeyn müſſe.

Der

Der alte Kaiſer wurde durch den Beyſtand ſeiner Freunde wieder etwas aufgemuntert. Beſonders heiterte ihn der tapfere und treue Herzog von Lothringen auf, und rieth ihm, ſich durch die Waffen Recht zu verſchaffen, indem theils noch Deutſchland ſelbſt, theils auch auswärtige Prinzen ihm gewiß beyſtehen würden. In dieſer Abſicht ſchrieb der unglückliche Vater an die Könige von Frankreich und England, und an die Reichsſtände, und mahlte in dieſen Schreiben die Ungerechtigkeiten ſeines Sohnes, und das Elend, das ihn drückte, ſehr lebhaft ab. Er klagt, daß ihm alle Güter, alle Einkünfte genommen wären, daß er nur von der Barmherzigkeit andrer Menſchen den Unterhalt ſeines Lebens erhalten müſſe. Bey dem Biſchofe von Speyer hatte er um eine erledigte Pfründe gebeten, und auch dieſe nicht erhalten können, weil er unter dem Banne wäre. Seine Umſtände machten ihn unvermögend, etwas gegen den rebelliſchen Sohn zu unternehmen, welcher ihm von neuen den Krieg ankündigte, und Cöln belagerte.

So ſtark auch das Heer des jungen Heinrichs war, welcher Cöln belagerte, ſo verzweifelt wehrte ſich dennoch die belagerte Stadt. Die Einwohner thaten das äuſſerſte, und richteten durch öftere Ausfälle und andere Arten der Vertheidigung ſo viel Volk zu Grunde, daß die Belagerung fruchtlos war, und der erſte Verſuch des Kaiſers mißlung.

Der unglückliche Vater arbeitete indeſſen zu Lüttich an der Verbeſſerung ſeines Geſchicks, welches ſo grauſam war, daß es ihm immer mehr und mehr alle Mittel raubte, ſich zu helfen. — Nein! des Ungemachs war zu viel. Der Körper erlag unter den Schmerzen der Seele. Der unglückliche Kaiſer ſtarb

nach einer achttägigen Krankheit, die ihm der Gram verurſachte, im Auguſt dieſes Jahres 1106, zu Lüttich, in einem Alter von ſechs und funfzig Jahren.

Er ſoll kurz vor ſeinem Tode noch in die Worte ausgebrochen ſeyn. **Gott der Rache! du wirſt dieſen Vatermord nicht ungerochen laſſen.** Sein Gram muſte allerdings der heftigſte von der Welt ſeyn. Allein jener Ausdruck wird dennoch unwahrſcheinlich, wenn man erwägt, daß er, bey Annäherung ſeines Todes, den kaiſerlichen Ring und das Schwerdt einem ſeiner Vertrauten gab, um es ſeinem Sohne zuzuſtellen, ihm alle Vergehungen gegen ſich vergab, und bitten ließ, diejenigen nicht zu ſtrafen, welche ihm bis ans Ende getreu geblieben wären.

Bey jedem Menſchen hört das Elend dieſes Lebens mit dem Tode auf. Der unglückliche Heinrich der Vierte muſte auch hierinnen eine Ausnahme ſeyn. Man verſtattete ſeinem todten Körper nicht die Ruhe, die das menſchliche Geſchlecht den Todten jederzeit gegönnt hat. Weil er in dem Banne geſtorben war, ſo behauptete man, ſein Körper könne nicht in der Kirche zu Lüttich, wo er beygeſetzt war, bleiben. Er wurde, auf Befehl ſeines Sohnes, ausgegraben, und in einem Sarge nach Speyer gebracht, wo er über der Erde in einer ungeweihten Kapelle ſtehen blieb. Man hatte ihn anfänglich in der Kirche der heil. Maria zu Speyer beygeſetzt. Aber der Biſchof drohte die Kirche deswegen in den Bann zu thun. Der unglückliche Todte kam alſo in eine ungeweihte Kapelle. Eigentlich wollte dieſe elende Rache nichts bedeuten, und es konnte dem Körper ſehr gleichgültig ſeyn, wo er lag. Allein der Aberglaube der damaligen Zeiten machte daraus eine groſſe Wichtigkeit. Das Volk zu

Speyer

Speyer gerieth bey nahe in eine Empörung darüber, und lief Haufenweiſe täglich in die Kapelle und betete für die Seele des unbegrabnen Kaiſers. So machten es die Einfältigen unter den Heyden ehemals, welche glaubten, daß die Seele eines nicht förmlich begrabnen nicht über den Höllenfluß Styx kommen könnte, ſondern herumſchwärmen müſte.

Auf ſolche Art hatte denn endlich der päbſtliche Stuhl den Thron des Kaiſers erniedrigt, und ſeine Macht über den erſten Menſchen der Welt, von dem er ſelbſt Unterthan war, unmenſchlich genug aufgerichtet. Der jüngere Heinrich, der nun alleiniger Kaiſer wurde, gerieth ſehr bald mit dem Pabſte Paſchalis ſelbſt in Streitigkeit, und er, der den Bann des Vaters zum Grunde der Rechtmäßigkeit ſeiner Empörung gemacht hatte, nöthigte eben dieſen Pabſt Paſchalis, im Jahr 1111. zu geſtehen, daß er **keine Macht habe, einen Kaiſer in den Bann zu thun**, und zu verſprechen, daß der Pabſt niemals wieder einen Kaiſer in den Bann thun ſollte. Hier wurde auch der todte Körper Heinrichs des Vierten vom Banne befreyt, und alſo endigte ſich erſt das Schickſal Heinrichs des Vierten, fünf Jahr nach ſeinem Tode; ein Schickſal, das in der Geſchichte keiner mit ihm gemein hat.

Niemals iſt irgend ein Menſch durch ſo tragiſche Schickſale, ſo mannigfaltige Abwechſelungen, eine ſolche Reihe von Jahren hindurch, von der Kindheit an bis ins Grab, ausgezeichnet worden. Und gleichwohl blieb Heinrich, unter allen Vorfällen, immer unbezwinglich, und immer doch ohne entſcheidenden Sieg. Denn wenn er auch die Sachſen, und den Gegenkaiſer Rudolph bezwang, ſo würkte er dadurch

doch

doch nur einen Stilleſtand, der bald in heftigere Unruhe ausbrach. Heinrich muſte in ſeinem Leben, gegen ſeine beiden Gemahlinnen, gegen ſeine beiden Söhne, gegen ſeine nächſte Muhme, die Gräfin Mathildis, gegen ſeine eigne Creaturen, die er zu Fürſten, und Grafen, erhoben, und gegen die ganze Cleriſey, an deren Spitze der Pabſt ſtand, kämpfen. So viele verbundene Feinde haben ſeinen Charakter bey einigen verdächtig gemacht, und der gröſte Theil der Geſchichtsſchreiber ſchildert Heinrich den vierten als einen laſterhaften, und unklugen Prinzen. Die Verführung zu dieſem Urtheile war deſto leichter, da ſelbſt ein groſſer Theil ſeiner Zeitgenoſſen ihn ſo bezeichnet. Allein man muß bemerken, daß dieſe Zeitgenoſſen zur Cleriſey gehörten, und alſo die bitterſten Feinde des Kaiſers waren. Die Geſchichte hat ſchon manchem Prinzen auf dieſe Art Unrecht gethan.

Heinrich war, nach dem Zeugniſſe ſeines ärgſten Feindes, die ſchönſte Mannsperſon ſeines Jahrhunderts. Er hatte in ſeinem ganzen Betragen etwas freyes angenehmes. In ſeiner frühen Jugend der Mutter entführt, und in die ſcheinheilige Erziehung des Erzbiſchofs zu Cöln Hanno gegeben, aus dieſer bald darauf unter der Aufſicht eines Weltmannes, des Erzbiſchofs von Bremen, erzogen, gerieth er von einem äuſſerſten aufs andre. Es war natürlich, daß die freyere Erziehung des Erzbiſchofs Adalberts dem Geſchmacke des ſchönen jungen Prinzen am angenehmſten war. Hier bekam er durch die unangenehme Erinnerung an die Erziehung des cölniſchen Erzbiſchofs einen unauslöſchlichen Haß gegen die Scheinheiligkeit der Cleriſey. Er wurde ihr Feind. Die Grundſätze des Syſtems ſeines Vaters, die Sachſen zu unterdrü-

terdrücken, und auf ihrem Ruine die unumſchränktere kaiſerliche Macht zu erbauen, wurde, unglücklicher Weiſe mit jener Feindſchaft verknüpft, und aus dieſer Quelle floß das Unglück ſeines ganzen Lebens. Die Erbitterung wurde ſehr bald von allen Seiten heftig, und ein Vorfall erzeugte den andern, eine Feindſchaft die andre. Hätte Heinrich nicht zu den Zeiten des hartnäckigen Pabſt Hildebrands und der ränkevollen, mächtigen, Mathildis gelebt, ſo würde er ſeinen Plan leichter haben ausführen können.

Er wurde wider Willen mit ſeiner erſten Gemahlin verheyrathet, wie wir erzählt haben. Konnte er da Liebe gegen ſie haben? Er ſah, daß die Cleriſey ſich ungeſtraft Beyſchläferinnen hielt. Sollte ihn dieſes Beyſpiel nicht reizen? einen jungen muntern Prinzen, welcher wohl bemerkte, wie ſehr er die Bewundrung andrer auf ſich zog? Aus Haß gegen die Cleriſey gieng er zu einer Verachtung verſchiedner ihrer Lehren über. Er war der Religion ergeben, und immer von Geſellſchaft der Geiſtlichen begleitet, allein da er ſeine Gemahlin nicht wohl leiden konnte, da ſie ihn ſelbſt einigemal der öffentlichen Beſchimpfung Preis gegeben, wovon wir oben ein Beyſpiel erzählt haben, da ſeine Rathgeber zu nachſichtig für ſeine Leidenſchaften waren, da die Wildheit des Krieges ſein Gemüth immer noch unordentlicher machte; ſo begieng er Ausſchweifungen, die die Tugend nicht billigen kan. Allein wenn man geſtehn muß, daß Heinrich der Vierte ein wollüſtiges Temperament hatte, ſo muß man zugleich bemerken, daß es die ärgſte aller Ungerechtgkeiten bey ſeinen Feinden und ſeinen Geſchichtsſchreibern war, die Bettgeheimniſſe ihres Prinzen, um die ſich Unterthanen nicht zu bekümmern hat-

ten, öffentlich bekannt zu machen. Heinrich war unglücklich genug, daß er ſolche unverſchämte nicht mit Gefängniß, und härter noch, ſtrafen konnte.

Man giebt ihm verſchiedene Fehler in der Regierung Schuld. Die vorhergehende Erzählung ſeines Lebens hat gezeigt, daß ſeine gröſten Fehler die waren, daß ſeine Anſchläge immer mißlungen, daß ſeine Freunde ihm untreu wurden, indem man ſie durch Verſprechungen beſtach, und daß er die mehreſten Gefechte ohne ſeine Schuld verlohr.

Heinrich ſoll nach dem Berichte eines gleichzeitigen Schriftſtellers, über vierzig groſſe und kleinere Treffen gehalten haben. Das zeigt uns den Krieger. Er verlohr die meiſten, und bot doch immer wieder ſeinen Feinden die Spitze. Das zeigt uns den weiſen Prinzen.

Der Sieg über die groſſe Armee der Sachſen an der Unſtrut, und der über den Gegenkaiſer Rudolph bey Merſeburg, bewieſen, daß er ein guter General ſeiner Zeit war. Die Härte, mit welcher er, nach dem Siege bey der Unſtrut, mit den Sachſen verfuhr, iſt wohl ein weſentlicher Fehler; allein der Sieger war damals noch jung, und von dem väterlichen Syſtem der Souverainität noch zu ſehr eingenommen.

Man wird aus der vorhergehenden Erzehlung ſeines Lebens geſehn haben, daß derjenige Schritt, worüber man ihn am meiſten, und allgemein tadelt, ſeine Reiſe nach Canoſſa zu dem Pabſte Gregor, um die Losſprechung vom Banne zu erhalten, daß dieſer Schritt aus den damaligen Umſtänden beurtheilt werden müſſe, und gar nicht ſo unüberlegt fehlerhaft geweſen ſey, wie man vorgiebt. Die Folge, welche man nicht vorher ſehen konnte, machte dasjenige zu

ei-

einem groſſen Fehler, was ſonſt ein Meiſterſtreich der Politik des ehrgeizigen Heinrichs geweſen ſeyn würde. So iſt es mit mehrern Vorwürfen gegangen, welche man Heinrich dem Vierten, weil es faſt jederman that, gemacht hat. Man hat, — ich muß es wiederholen — das Unglück bey ihm Thorheit, und mißlungene Anſchläge Fehler genannt.

Die lange Erfahrung hatte ihn zu einem guten Krieger gemacht, und an perſönlicher Tapferkeit fehlte es ihm ſo wenig, daß er auch im härteſten Winter Krieg führte. Gleichwohl hatten die Kriege ſeine Seele nicht erhärtet; vielmehr wurde er immer großmüthiger, je länger er Krieg führte. Er bewieß dieſe Großmuth an verſchiednen Feinden, die er, nach geſchehner Ausſöhnung mit Wohlthat überhäufte. Er machte den Herzog Otto von Bayern, dem er anfänglich ſein Herzogthum genommen hatte, nach dem Siege an der Unſtrut, zu ſeinem Statthalter in Sachſen, da er ihm ſein Herzogthum nicht wiedergeben konnte. Und eben dieſer Fürſt führte nachher die Heere wider ihn an, und ſchlug ſeine Truppen. Mit dem Herzog Welph verſöhnte er ſich, ſo bald er von der Parthey der Mathildis abgetreten war. Dem Erzbiſchofe Siegfried von Maynz, welcher offenbar wider ihn Parthey genommen hatte, gab er ſeine Freundſchaft ſehr bald wieder. Selbſt ſeinem Sohne Heinrich, der ihm Krone und Scepter raubte, ertheilte er ſo gleich Vergebung, als ihn dieſer darum bat, und zu einer Zeit, da er ihn von ſeinen Truppen leicht umringen, und gefangen nehmen konnte.

So ſehr er die Grundſätze von der Hoheit des römiſchen Stuhls verabſcheuete und beſtritt, ſo wenig entzog er ſich den Lehrſätzen der Religion. Er hatte

beſtändig Geiſtliche um ſich, und ob er gleich die Cle-
riſey haßte, ſo richtete er ſich doch nach den Rathge-
bungen der Geiſtlichen, die um ihn waren, eben da er die geiſtliche Macht zu Rom bekämpfte. Die Uebungen der Religion vernachnachläßigte er nie, und wenn es die Umſtände erlaubten, verrichtete er ſein Morgengebet in der Kirche. Er hätte bey dieſer Gelegenheit einmal bey nahe ſein Leben verlohren, indem ein Böſewicht auf ihn lauerte. Gegen die Armen und alle Bedürftige war er ſo wohlthätig, daß die Geſchichte dieſen Zug ſeines Charakters beſonders bezeichnet hat.

Wenn Heinrich der Vierte derjenige ſchwache Fürſt geweſen wäre, für welchen ihn der größte Theil der Geſchichtſchreiber bisher gehalten hat, ſo würde er bey dem Sturme der Unfälle, die ihn ergriffen, ſehr bald zu Grunde gegangen ſeyn. Es gehörte unglaublicher Heroismus dazu, ſich zu gleicher Zeit gegen das empörte Deutſchland, und gegen Italien zu erhalten, indem ſein eigner Sohn Conrad in Italien mit dem Heere auf die Seite ſeiner Feinde trat, und in Deutſchland faſt alles wider ihn war. Solche Situationen, für die man erſchrickt, hatte Heinrich in ſeinem Leben viele zu überwinden. Sein Leben, mit allen ſeinen Verkettungen, und Begebenheiten, und den Perſonen, welche mit auf dem Schauplatze handeln, iſt kein unbedeutender Beytrag zu der Geſchichte des menſchlichen Herzens.

Heinrich ſtarb unbeſieget, indem noch Freunde für ihn fochten, und ſiegten, und auch auswärtige neue Hülfe erwartet wurde, welche ihn bald aufs neue fürchterlich machen konnte. Er ſtarb, ob gleich ſeiner Güter beraubt, dennoch in Freyheit, und ſein eig-

ner

ner Sohn, der ihm die Krone genommen, muſte, fünf Jahr nach ſeinem Tode, ſeinen Triumph über die Päbſte vollenden, und von ihnen die Unrechtmäßigkeit des Bannes wider ihn, erzwingen. Es geſchah ihm in ſeinem Leben, und auch nach ſeinem Tode, in der Geſchichte, viel Unrecht. Solche Charaktere lernen uns die Bosheit der Menſchen mit ihren Folgen, und das menſchliche Geſchlecht, kennen.

*
* *

Es würde eine ſehr unnütze Weitläuftigkeit ſeyn, wenn ich alle die vielen Reichshiſtorien nennen wollte, welche von Heinrich dem Vierten handeln. Auch bekenne ich, denſelben nicht gefolgt zu ſeyn. Ihre Einrichtung war auſſerhalb meinem Plane; denn ſie beſchreiben die Geſchichte des Reichs unter Heinrich dem Vierten, und ich beſchrieb das Leben Heinrichs unter den Umſtänden des Reichs. Einen groſſen oder merkwürdigen Mann kennen zu lernen, und die Geſchichte eines Reichs zu lernen, ſind zwey ſehr verſchiedne Dinge.

Die Quellen von der Geſchichte des Kaiſers Heinrichs erfodern mehr critiſche Aufmerkſamkeit, als die von irgend einer andern Periode. Der gröſte Theil der Schriftſteller iſt dem Kaiſer feindſelig geſinnt, und ſtrömt in Vorwürfen und Tadel über.

Der ärgſte unter ihnen iſt Bruno, der bekannte Geſchichtſchreiber des ſächſiſchen Krieges, welchen ich nach der Ausgabe des Struve's im erſten Theil der Scriptt. German. Freheri pag. 174 u. ff. gebraucht habe. Dieſer Schriftſteller iſt bis zum unerträglichen parteyiſch. Um den Kaiſer Heinrich

ſchlecht und tadelhaft vorzuſtellen, und die Rebellion ſeiner Landesleute der Sachſen, zu rechtfertigen, verfällt er zuweilen bis ins läppiſche, und beleidigt alle Würde der Geſchichte. Es iſt gut, daß ſeine Geſchichte nicht weiter als bis zu Ende des Jahrs 1081 geht. Er würde, bey den folgenden Katraſtrophen Heinrichs ſich an der Wahrheit nur mehr noch verſündigt haben. Indeſſen iſt er dem critiſchen Forſcher, der die Gabe der Unterſcheidungskraft beſitzt, immer brauchbar, und ich habe ihn gut genutzt.

Das Gegentheil von dieſem Schriftſteller ſtellt der naumburgiſche Biſchof Waltram in ſeiner Schrift de Unitate Eccleſiae dar. Indem er die Ungerechtigkeit des Pabſtes Gregor gegen Heinrich den Vierten beweiſet, erzehlt er zugleich manchen erheblichen Umſtand, und verbreitet über Heinrichs Leben, Licht und Wahrheit. Wenn man ſich nicht durch einen Schwall von unnützem Zeuge, welches dennoch zu ſeiner Zeit nützlich genug war, hindurch arbeiten müſte, ſo könnte man dem Schriftſteller mehr aufrichtiges Lob geben. Sein Buch iſt zur Hälfte Predigt; aber eine Predigt die ihrem Verfaſſer übler bekam, als ſonſt gewöhnlich, indem er in den damaligen Unruhen ſein Bisthum verlor.

Der vornehmſte Schriftſteller unter allen würde der berühmte Lambert von Aſchaffenburg ſeyn, wenn er nur mehr als den Anfang von Heinrichs Regierung enthielte. Da er aber ſchon mit der Erwehlung Rudolphs zum Gegenkaiſer aufhört, ſo fehlt der intereſſanteſte Theil von Heinrichs Geſchichte bey ihm. Seine Nachfolger verdienen nicht mit ihm verglichen zu werden. Marianus Scotus, Dodechinus Abbas, und Sigebertus Gemblacenſis würden gar

nicht

nicht genennt werden, wenn man nur viele beſſere Schriftſteller von dieſem Zeitpunkte hätte. Ich habe mich dieſer, und des Lamberti nach derjenigen critiſchen Ausgabe bedient, wie ſie in Piſtorii Scriptt. Rerum Germanic. Edit. Struvian. Tom. I. abgedruckt ſind.

Der ungenannte Verfaſſer der Hiſtoriae de vita Henrici IV. Imperat. in der Collectione Reuberi, ex Editione Ioannis iſt ſchon von andern critiſchen Geſchichtſchreibern als allzupartheyiſch für Heinrich den Vierten beſchrieben worden. Dieß iſt er, allein, deswegen nicht minder brauchbar; denn in den factis iſt er getreu; nur ſeine beygefügten Betrachtungen, und ſeine Klagen ſind übertrieben. Sein Stil iſt bis zum übertriebnen, und oft bis zum abgeſchmackten gekünſtelt. Am aller nützlichſten iſt er in Abſicht der letzten Vorfälle in Heinrichs Leben. Hier hätte man ihn mehr nutzen ſollen, als bisher geſchehen iſt, und ich gab mir Mühe, dieſen Vorwurf nicht zu verdienen. Ich fand nirgens die letzten tragiſchen Scenen des unglücklichen Heinrichs umſtändlicher, und genauer erzehlt, als bey dieſem Schriftſteller, und ich fand ſie noch gröſtentheils ungenutzt.

Die eignen Briefe des Kaiſers Heinrichs an die deuſchen und auswärtigen Fürſten, und Päbſte, Gregor und Paſchalis, welche in der vorher angezeigten ruberiſchen Collection ſtehen, sind dem Geſchichtſchreiber als die ſchätzbarſten diplomatariſchen Urkunden merkwürdig; und da ſie die traurige Erzehlung des Verfaſſers der Hiſtoriae de vita Henrici IV. beſtätigt, ſo gaben ſie deſto reichern Stoff, Heinrichs unglückliche Schickſale recht umſtändlich zu beſchreiben.

Es iſt weder mein Gebrauch, wie meine Leſer ſchon wiſſen, noch im geringſten nützlich, alle diejenigen Schriften anzuführen, welche ich bey meinen Lebensbeſchreibungen, nur in einzeln Stellen, zu Rathe ziehe. Dahin gehörten, bey dieſer Biographie Heinrichs, die doppelte Lebensbeſchreibung der Markgräfin Mathildis in den Sammlungen des Muratorius, das Leben des Pabſtes Gregor in eben dieſen Sammlungen, die Briefe Gregors beym Harduin, und einige neuere Schriften, als z. B. des Herrn D. Schuberts Diſputat. de Henrico IV. exemplo turbatæ reipublicæ, Herrn Reichards Exercitt. de Ecberto, Anticæſare. Ich habe nichts verabſäumt zu nutzen, was Heinrichs Leben und Charakter hiſtoriſch mehr aufklären und entwickeln könnte.

Den

Leben des Grafen Moritz, von Sachſen.

Ein Deutſcher war es, welcher, in dieſem Jahrhunderte, Frankreich zum Sieger der Deutſchen machte, und dieſen Deutſchen nennen die Franzoſen noch immer ihren Erretter, und den Schutzgeiſt Frankreichs. Sie haben es deſtomehr Urſache, da ſeit dem Tode dieſes Feldherrn Frankreich nicht mehr fähig geweſen iſt, glückliche Kriege zu führen, und es geſchienen hat, als wenn den franzöſiſchen Köpfen die Seele fehlte. Der Graf von Sachſen war dieſes in ſeinem Leben geweſen. Der Patriotismus erfodert es, unſerm Vaterlande das ſeinige zuzueignen, und in einer Biographie der Deutſchen das Leben des groſſen Moritz zu beſchreiben.

Die Liebe gab ihm das Leben, und ein mächtiger Prinz das Recht, ſeine vornehme Geburt zu behaupten. Friedrich August Churfürſt von Sachſen, eben der, deſſen Leben in den vorhergehenden Theile dieſer Biographie beſchrieben worden iſt, und welcher gegen die Schönen nichts weniger als unempfindlich war; dieſer ſah aus den fernen Norden eine ſolche Vollkommenheit des ſchönen Geſchlechts erſcheinen, die er auf allen ſeinen Reiſen, bis nach Spanien hin, nicht hatte finden können.

Ein junger Graf von Königsmark, welcher im Jahre 1649 in Hannover unglücklicher Weiſe ums Leben kam, und eine Zeitlang in churſächſiſchen Kriegsdienſten geweſen war, hatte noch verſchiedenes von ſeiner Verlaſſenſchaft in Sachſen gelaſſen. Dieſe Erbſchaft zu heben, fanden ſeine Anverwandten Schwierigkeit, und begaben ſich deswegen ſelbſt an den Hof zu Dresden. Es waren drey Schweſtern, unter denen die jüngſte, Aurora Maria noch keinen Gemahl hatte. Dieſe ſchöne Schwedin erwarb ſich ſehr bald die Bewunderung des ganzen churſächſiſchen Hofes zu Dresden, ſo wie ſie in der Folge den Ruhm der Welt erlangte. Verſtand und Schönheit ſchienen in ihrer Perſon um den Vorzug zu wetteifern, und es blieb beſtändig ungewiß, ob ihr Geiſt, oder ihre Schönheit gröſſer wäre: aber in beyden that es Aurora Königsmark allen andern zuvor. Friedrich Auguſt empfand mehr als eine gewöhnliche Neigung zu ihr. Auf dem Schloſſe Moritzburg hielt die Liebe ihren Triumph; und Moritz kam am 15. Oktober 1696 auf einem Dorf bey Magdeburg, wo ſich die Gräfin Königsmark in der Stille aufhielt, in die Welt.

Die Gräfin von Königsmark, ob ſie gleich die Würde einer Dechantin des fürſtlichen Stiftes zu Quedlinburg erhalten hatte, war dennoch beſtändig um die Perſon des Churfürſten, welcher bald darauf den königlichen Thron in Pohlen beſtieg, und durch dieſe ihre Gegenwart vermehrte ſie die Liebe des neuen Königs ſowohl zu ſich, als ihren Sohn, welcher zuerſt in Berlin, und dann in Warſchau eine anſtändige Erziehung genoß. Er wurde zum Grafen von der Raute erklärt, welchen Titel er bis in das funfzehn-

zehnte Jahr ſeines Alters führte, und eine Zeitlang auf die berühmte Univerſität zu Leipzig geſchickt.

Ein heftiger Jnſtinct, welcher bey auſſerordentlichen Geiſtern der Bürge für künftige Vortreflichkeiten iſt, trieb den jungen Grafen von ſeiner erſten Kindheit an zu dem Geſchäfte der Waffen. Kaum konnte er den Degen führen, als er faſt allen andern Studien, auſſer den Uebungen der Waffen, entſagte. Er ſchien alle andere Wiſſenſchaften gering zu ſchätzen, auſſer der Wiſſenſchaft, zu ſiegen. Auch bezeigte er zu den fremden Sprachen keine Luſt, ausgenommen die Franzöſiſche, zu welcher er ſchon damals einen gewiſſen freundſchaftlichen Hang hatte.

Die Natur hat ſeinem Körper, welcher nur eine mittelmäßige Gröſſe hatte, diejenige Stärke der Nerven gegeben, durch welche ſein Vater, der König von Pohlen, ſich ſo ſehr auszeichnete. Gewiſſe Proben, welche er davon ablegte, und bis ins unglaubliche giengen, hätten ihm den Namen eines neuen Hercules zuwege bringen können, wenn man in der Zeit jener alten Fabeldichter gelebt hätte.

Eben zu der Zeit, als Moritz die Wiſſenſchaften lernen ſollte, und keine lernen wollte, als die, zu fechten, und zu ſiegen, war es eben dieſe Kunſt, welche die Aufmerkſamkeit von Europa ganz allein beſchäftigte. Der Tod eines ſchwächlichen Menſchen, welcher König von Spanien, und doch dabey ſo arm geweſen war, daß kein Menſch Wachskerzen zu ſeinem Begräbniß hergeben wollte; wenn nicht der Cardinal Portocarrero dafür gut geſagt hätte, ſetzte alle Cabinetter der Fürſten in Bewegung, und viele hundert tauſende ſtritten für ihre Herren um deſſen Verlaſſenſchaft. Und dieſe Verlaſſenſchaft in Europa und Amerika war gröſ-

ſer

ſer als ein Kaiſerthum. Das Haus Oeſterreich hatte die gerechteſte Anſprüche darauf, und führte für dieſelben den langwierigſten und beſchwerlichſten Krieg. Indeſſen wurde ein zweyter Krieg in Norden von dem gröſten Helden des Eigenſinns, den je dieſe Leidenſchaft in der Welt gehabt hat, geführt. Und eben zu der Zeit, als der Graf Moriz die Kunſt zu fechten zu lernen anfieng, wurde ſein Vater durch eben dieſe Kunſt von ſeinem Königsthrone geſtoſſen, und verlohr Pohlen, und erkaufte Sachſen von der Gewalt ſeines Siegers durch ungeheure Summen.

Moriz lernte zuerſt in Gefechten gegen Frankreich die Kunſt, Frankreich zu beſchützen, und die mächtigſten und glücklichſten Feinde dieſes Staats wurden die Lehrmeiſter desjenigen, der eben dieſen Staat gegen jene Nationen ſiegreich machen ſollte. Er war noch nicht dreyzehn Jahr alt, als er unter den feindlichen Fahnen gegen Frankreich zuerſt fochte. Sein Vater, welcher gezwungen worden war, den Krieg in Norden durch die Verlaſſung des Throns, für ſich, zu endigen, ſendete, vermög ſeiner genauen Verbindung mit dem Hauſe Oeſterreich, zu deſſen Beyhülfe, neuntauſend Mann wider Frankreich, nach Holland, unter dem Befehle des Grafen von Schulenburg, jenes berühmten Generals, welcher ſich in dem Kriege gegen den König von Schweden ſo ſehr hervorgethan hatte, und die Erfahrung mit Genie verband. Dieſem groſſen Feldherrn wurde der junge Graf Moriz, da er durchaus in den Krieg wollte, anvertraut, und begab ſich daher von Haag, wo er, während des ſchwediſchen Einfalls in Sachſen ſich aufgehalten hatte, zu den Armeen der Alliirten in Flandern. Die Nähe des kriegeriſchen Schauſpiels, und der Ruf davon hatte in

Haag ſeinen Eiſer dergeſtalt entzündet, daß er kaum in Flandern angekommen war, als er ſchon an allen Gefahren Antheil nehmen wollte, ſo jung er auch war.

Die Feldzüge in dem Jahre 1709, und den zwey folgenden, muſten den Jüngling, ſo wenig er auch noch von den Meiſterkünſten eines Eugens und Marlboroughs begreifen konnte, gleichwohl mit jenen groſſen Empfindungen erfüllen, welche in jungen Seelen der Saame des künftigen groſſen Mannes werden. Er war mit den erhabenen Männern, Eugen und Marlborough immer in Geſellſchaft, er empfing von ihnen ſeine Bildung, und lernte den Krieg kennen. Eine der gröſten Scenen war die entſetzliche Schlacht bey Malplaquet, welcher Moritz beywohnte, und am Abende nach dem Siege ſagte der junge Graf, dieſer Tag habe ihm außerordentlich wohl gefallen.

In der Folge ſuchte er ſich ſo gar hervorzuthun, ohnerachtet ſein Alter es ihm noch nicht verſtattete. Er wagte ſich bey der Belagerung von Mons, aller Vorſtellungen ohnerachtet in die Laufgräben, und ſchien die Gefahr zu ſuchen, weil er gleichſam fühlte, daß ſie für den Krieger der Weg zum Glücke ſey.

Indeſſen war Carl der Zwölfte, von dem Glücke, dem er zu ſehr getrotzt hatte, verlaſſen worden, und ſeine Feinde beſiegten nun die Reſte ſeiner Armeen und ſeiner Städte. Moritz begab ſich zu den Feinden Carls, und gieng aus den Niederlanden nach Liefland. Hier belagerte Peter der Groſſe Riga, welcher Belagerung Moritz wieder beywohnte. Im folgenden Jahre gieng er zu den ſächſiſchen Truppen, welche Stralſund belagerten, und hier legte er ſchon die gröſten

Pro-

Proben ſeines Muthes ab. Er ſchwamm, unter andern Unternehmungen, durch einen Fluß, im Angeſichte der Feinde, die Piſtole an der Seite. Er wagte ſich an alle gefährliche Oerter, und zeigte alle Eigenſchaften eines tapfern und unerſchrockenen Officiers.

Unter dieſem Beſtreben nach Verdienſten, erhielt er den Titel und Rang eines **Grafen von Sachſen**, von ſeinem Vater, welcher nach dem Tode des Kaiſers Joſeph, das Reichsvicariat führte. Er gieng nach Dresden, und fand bald an allen den Luſtbarkeiten Geſchmack, durch welche ſich der daſige Hof unter allen andern in Europa damals auszeichnete. Hier wurde ein zweyter bleibender Zug in dem Charakter des jungen Grafens gebildet, die Liebe zum ſinnlichen Vergnügen, und beſonders gegen das ſchöne Geſchlecht. Die Beyſpiele des Hofes wirkten auf ihn, die Mode gab ihm Geſchmack, und die Jugend ſeines Alters Heſtigkeit. Er wandte ſeine Liebe zum ſchönen Geſchlechte zur Ehe an, und vermählte ſich mit einer ſehr jungen Fräulein von Löben aus der Oberlauſitz, die durch Schönheit und Lebhaftigkeit des Witzes die allgemeine Bewundrung auf ſich zog. Durch dieſe Verbindung wurde er auf einige Zeit aus der Laufbahn des Krieges hinweggeriſſen, und ergab ſich allen möglichen Arten von Ergötzlichkeiten. Aber auch ſelbſt hierinnen zeigte er eine gewiſſe Verwegenheit, und beſtrebte ſich beynahe, das in Gefahr zu verwandeln, was nur Luſt ſeyn ſollte. Sein Vater, der König, gab ihm indeſſen ein neu errichtetes Küraſſier-Regiment, und die Stelle eines Oberſten bey demſelben.

Um eben dieſe Zeit war der kriegriſche, und unglückliche König von Schweden, Carl der zwölfte endlich genöthigt worden, die Türkey zu verlaſſen, und ſeiner betrangten Feſtung Stralſund zu Hülfe zu eilen. Alles war itzt wider ihn, denn alles fürchtete ſich vor ihm, ob gleich ſeine Heere und Länder geſchwächt waren, und das fürchterliche, **blos Er ſelbſt**, war. Drey Könige, aus Preuſſen, Dänemark und Pohlen, belagerten ihn in Stralſund, und er wehrte ſich gegen alle bis ins unglaubliche. Einen ſolchen Helden kennen zu lernen wünſchte der Graf Moritz innigſt. Er war unter den ſächſiſchen Truppen vor Sttalſund, und hätte gern den König Carl geſprochen, wenigſtens geſehen: man ſagte ihm aber, daß er dieſen Helden nur an den allergefährlichſten Oertern finden könnte. Moritz gieng nun an dieſe gefährlichſte Oerter öfters, weil er glaubte, daß dort der Poſten des Königs von Schweden wäre. Er irrte ſich nicht; er ſah endlich den König. Man erzehlt, daß Moritz bey deſſen Anblicken in eine erſtaunende Lebhaftigkeit gerathen ſey. Er bewunderte den heldenmüthigen König, den er vor ſich ſah, mit Exclamationen, und es iſt gewiß, daß er dieſe Bewundrung und Hochachtung für Carl den Zwölften die ganze Zeit ſeines Lebens unverändert beybehalten hat.

Er eilte von einem ordentlichen Kriege in Pommern zu einen wilden Aufruhr in Pohlen. Verſchiedne Mißvergnügte, welche von Schweden unterſtützt wurden, brachten endlich eine ſehr ausgebreitete Unruhe zu Stande. Der Vorwand waren die ſächſiſchen Truppen, welche die Pohlen nicht in ihren Grenzen leiden wollten, da es doch die Truppen ihres Königs waren, und ein rußiſches Heer dennoch immer in

Poh-

Pohlen gelitten werden mußte. Sie fielen die ſächſiſchen Truppen allenthalben an, wo ſie ſtanden, hieben ganze Corps nieder, und begegneten ihnen als den ärgſten Feinden. Es wurde zwar, durch rußiſche Vermittlung am 18 Jänner 1716 ein Friede geſchloſſen, aber auch bald darauf gebrochen, indem die Conföderations-Marſchäle vorgaben, daß die Bevollmächtigten ihre Inſtructionen überſchritten hätten. Die Feindſeligkeiten nahmen von neuen ihren Anfang mit vieler Wuth, und Graf Moritz wäre beynahe das erſte Opfer dieſer Wuth geworden. Er war mit drey Regimentern nach Warſchau aufgebrochen. Unterwegens wurde er zu Krosniec von den Feinden überfallen, die nicht nur viele von ſeinen Leuten tödteten, und gefangen nahmen, ſondern auch viel Pferde und Kriegsbedürfniſſe erbeuteten, und ihn durch einen Schuß, der ihn nur um ein Haar verfehlte, beynahe ſelbſt getödtet hätten. Er faßte ſich aber bald wieder, und zog ſich mit ſeinem Corps, unter beſtändigen Fechten glücklich nach Warſchau. Der bald darauf erfolgte vollkommne Friede machte ſeine Tapferkeit in Pohlen unnöthig. Er flog dem Vergnügen zu Dresden in die Arme.

Mitten unter dieſen Vergnügungen, in welchen der junge lebhafte Graf manchmal zu weit gieng, entſpann ſich zwiſchen ihm und ſeiner Gemahlin eine Mißhelligkeit, welche in der Folge zu einer Eheſcheidung führte. Moritz war eben ſo verſchwenderiſch, als ſeine junge Gemahlin freygebig, und daraus war eine ziemliche Unordnung in ihren Finanzen entſtanden. Dies gab die erſte Gelegenheit zum Mißverſtändniſſe, welches hernach durch die Eiferſucht der Gemahlin vermehrt wurde, indem Moritz ſeinen Nei-

gun-

gungen, oft ohne Bedenken, folgte, und durch verſchiedene Liebhabereyen die Zuneigung ſeiner Gemahlin verlohr.

Der Feldmarſchall von Flemming, jener groſſe Liebling des Königs Auguſt des Zweyten, welcher mit groſſen Fähigkeiten die Schwachheit, die vielen groſſen Männern eigen iſt, verband, auch die geringſten Beleidigungen mit allem dem Nachdrucke zu ahnden, welchen ihm in allen Fällen ſein Anſehn gab; dieſer General und Miniſter glaubte ſich, noch in Pohlen, durch einige Reden des Grafens Moritz beleidigt, und ergrif die erſte Gelegenheit, ſich zu rächen. Es wurden, nach dem Frieden zu Lublin, verſchiedne Truppen abgedankt; und bey dieſer Gelegenheit ließ der Feldmarſchall auch das Regiment des Grafens Moritz eingehn. Obgleich dieſer zu eben der Zeit von ſeinem Vater mit neuen Ehren und Gütern beſchenkt wurde, ſo erſetzte ſeinem kriegriſchen Sinne dennoch das alles nicht den Verluſt eines Regiments.

Zum Glücke für ſeine Begierde zum Kriege wurde eben ein beſchwerlicher Krieg von dem Kaiſer Carl dem ſechsten wider die Türken geführt. Moritz begab ſich in das Lager des groſſen Eugens, den er ſchon in Braband hatte kennen gelernt, und wurde zum zweytenmale ſein Schüler. Hier in dem Feldzuge gegen die Türken konnte er ſehr viel lernen. Er war bey der berühmten Belagerung von Belgrad, und bey der noch berühmtern Schlacht bey dieſer Feſtung gegenwärtig, wo Eugen mit einer ſolchen Verwegenheit ſich in eine Schlacht einließ, und ſiegte, daß eben dieſer Sieg ihm, ohne der Gunſt des Kaiſers, eine gerichtliche Ahndung in Wien würde zugezogen haben. Eu-

gen hatte es gewagt, an einen unbequemen Orte, ſo mit dem Feinde zu ſchlagen, daß der Verluſt des Treffens der Ruin der ganzen kaiſerlichen Armee geweſen ſeyn würde. Moritz ſah dieſes Beyſpiel, ahmte es aber nie nach. Er ließ ſich in ſeinem Leben in kein Treffen ein, welches ihm die Vorſicht verbot. So gehen die Genies in der Welt immer ihre eigne Wege; ſie lernen von einander, aber bleiben ſich nicht ähnlich; denn — dafür ſind ſie Genies.

Der Friede zu Paſſarowitz verbreitete über ganz Europa, von einem Ende bis zum andern, Ruhe, und Moritz kam aus Ungarn in Dresden an, wo er wiederum alle diejenigen Ergötzlichkeiten genoß, welche nur an dem prachtvollen königlichen Hofe zu Dresden zu finden waren. Er hielt ſich bald in Dresden auf, bald auf den Gütern, welche ihm ſein Vater geſchenkt hatte. Seine Ausſchweifungen aber in allen Luſtbarkeiten, welche immer mit Verſchwendung begleitet waren, brachten ſeine ökonomiſchen Umſtände in noch gröſſere Verwirrung, aus welcher ihn, nur immer auf kurze Zeit, die Freygebigkeit des Königs riß. Er ſah ſelbſt ein, daß er zu Kriegsdienſten geſchaffen war, aber die Abneigung zwiſchen ihm, und dem Feldmarſchall Flemming, welcher ſein Regiment hatte eingehn laſſen, machte ihm die Kriegsdienſte in ſeinem Vaterlande unangenehm, und ſo gar die Hofnung dazu ſchwer. Gleichwohl hatte er auch keine Ausſicht in andre Länder. Unter dieſen Umſtänden reißte er an den franzöſiſchen Hof, im Jahre 1720, nicht um dort Kriegsdienſte zu ſuchen, ſondern um die franzöſiſche groſſe Welt zu ſehen, und in Paris geweſen zu ſeyn, welches man damals für einen Mann von Stande für ſehr nöthig hielt.

In

In Frankreich führte der Herzog von Orleans, Philipp, für den minderjährigen Ludwig den funfzehnten, die Regierung. Er führte die Luſtigkeit wieder an dem franzöſiſchen Hofe ein, welche das hohe Alter des vorigen Königs verbannt hatte. Er hatte ein ungemein einnehmendes Weſen, welches ihm jedermann ergeben machte, und bey aller äuſſern Leichtſinnigkeit die Gabe, die Menſchen wohl zu kennen. Sein ganzer Charakter ſtimte mit demjenigen, welchen Graf Moritz hatte, den kriegriſchen Geiſt ausgenommen, völlig überein. Er ſuchte den Grafen von Sachſen in Frankreich zu behalten: er überhäufte ihn mit Höflichkeiten: er überredete ihn, in franzöſiſche Dienſte zu treten. Die Neigung, welche Moritz beſtändig für Frankreich gehabt hatte, erleichterte die Bemühung des Herzogs von Orleans. Dieſer ließ ihm (am 7 Auguſt 1720) die Beſtallung eines Marechal de Camp ausfertigen; und Moritz wurde, faſt ehe er ſich es verſah, franzöſiſcher General. Er erhielt das deutſche Regiment, welches vormals die königsmarkiſche Familie gehabt hatte, damals aber von einem Generale ſchwediſcher Herkunft kommandirt wurde, welcher es an den Grafen von Sachſen für dreyßigtauſend Thaler verkaufte.

Der König von Pohlen, welcher von dieſem ganzen Handel ſeines Sohnes nicht eher unterrichtet wurde, bis er völlig geſchloſſen war, bezeigte darüber ſein Mißfallen. Er berief den Grafen nach Sachſen zurück. Allein es war zu ſpät, das Vorhaben zu hindern, welches ſchon ſo richtig gemacht war. Auguſt muſte es geſchehen laſſen, daß ſein Sohn in fremde Dienſte trat, in welchen er, in der Folge, gegen ſeine Anverwandten ſelbſt die Waffen führte.

Damals blühte das weltbekannte, und unglückliche Actienſyſtem des Schottländers Law, welcher durch ſeine errichtete Bank in Paris, das ganze Königreich in Zerrüttung, und viele Familien an den Bettelſtab brachte. Der Paroxismus des Actienhandels, welcher damals, wie öfters bey öffentlichen gebilligten Einrichtungen, in alle Köpfe fuhr, dieſer hatte auch auf den Grafen Moritz Einfluß und trug dazu bey, daß er zu Paris in große Schulden gerieth, welche ihn nöthigten, dieſe Stadt auf einige Zeit zu verlaſſen, und ſich nach Sachſen zu begeben. Hier fand er, mitten unter neuen Verſchwendungen, und Ergötzlichkeiten, Mittel, durch Verkaufung und Verſetzung ſeiner Güter, und durch die Gnade ſeines Vaters, diejenigen Summen zu erhalten, welche er in Paris nöthig hatte. Er kam, im Jahre 1722 wieder dahin, und nunmehro wurde Frankreich vollkommen ſein zweytes Vaterland. Er nahm da ſeinen beſtändigen Aufenthalt, und widmete ſich gänzlich dem franzöſiſchen Kriegsweſen.

Jetzt fieng er an einzuſehen, wie unentbehrlich das Studium vieler Wiſſenſchaften für einen groſſen General ſey, und wie der Heldenmuth nur erſt durch Bildung der Künſte, Verehrung erlange. Er ſtudirte die Mathematik, die Ingenieurkunſt, und den ganzen Umfang der Kriegswiſſenſchaften als ein erhabner Geiſt, welcher von ſeinen Lehrern lernt, weiter als ſie zu ſehen, und dadurch gegen ſie am dankbarſten wird, daß er ſie übertrift. Er zeigte für dieſe Wiſſenſchaften auſſerordentliche Talente, und widmete ihnen, und der Geſchichte, und Mathematik, ſeine ganze Zeit. In der letzten Kunſt zeigte er ſich zuerſt als einen Erfinder. Er ließ nach ſeiner Erfindung, eine

Ma-

Maſchine verfertigen, durch welche die Boote von Rouen nach Paris ohne Hülfe der Pferde ſollten gezogen werden, und er mußte, nachdem er ungeheure Summen darauf verwendet hatte, dieſes Unternehmen endlich fahren laſſen. Aber er wurde dadurch in den Stand geſetzt, zu der Vollkommenheit einer andern Maſchine viel beyzutragen, durch welche zu Paris die Boote von Portroyal in das Baßin gezogen werden. Die Geſchichte, welche alle groſſe Männer in der Welt jederzeit geliebt haben, gehörte ebenfalls zu den Lieblingsbeſchäftigungen des Grafen von Sachſen, denn er ſah ein, daß man einen Cäſar kennen muß, wenn man ihm gleich werden will, und daß das Leben der Turenne, und Eugene die Schule groſſer Feldherren iſt.

Der Scharfſicht des Grafen Moritz entgieng kein Theil der Kriegskunſt; und faſt in allen Theilen ſuchte er etwas zu verbeſſern. So legte er ſich mit beſondern Fleiß auf die Kunſt des Exercitiums der Truppen, wodurch ganze Heere nur eine Maſchine zu ſeyn ſcheinen, die der Wink eines einzigen Meiſters mit einer unglaublichen Schnelligkeit wirken läßt. Dieſe Kunſt, welche **Friedrich der Groſſe** bis zu einem Wunderwerke vervollkommnet hat, reizte die Aufmerkſamkeit des Marſchals von Sachſen, von ſeiner Jugend an. Er hatte eine neue Art des Exercitiums erfunden, nach welcher er ſein Regiment täglich übte. Der Ritter Follard, welcher ſein ganzes Leben damit zubrachte, den Krieg zu ſtudiren, und für ihn Lehren zu geben, dieſer ſchäzte die neue Methode der Taktik des Grafens von Sachſen ſehr hoch. Er drückte ſich, in ſeinen Commentarien über den Polybius, darüber folgender maaſſen aus. „Was ich itzt eben bemerkt

habe, iſt ſehr gut: aber man muß auch die Truppen nach der neuen Methode ſchieſſen laſſen, welche der Graf von Sachſen bey ſeinem Regimente eingeführt hat; eine Methode, die ich ſehr hoch ſchätze, ſo wie ihren Erfinder, welcher einer von den gröſten Genies für den Krieg iſt, die ich jemals habe kennen gelernt „ Die Folge der Zeit beſtätigte das Urtheil des Ritters.

Eine Reiſe des Grafens nach Dresden, im Jahr 1724, wurde die Gelegenheit zu einem groſſen Schickſale für ihn, durch welches er zu einem regierenden Fürſten erwählt wurde, ohne dieſen Stand behaupten zu können.

Curland, ein altes Herzogthum, welches ehedem dem deutſchen Orden gehörte, war im Jahre 1516 ein eigner Staat, und von Pohlen abhängig geworden, nachdem der Großmeiſter des Ordens, Gotthart Kettler, dem Orden entſagt, und ſich zum ſouverainen Herzog von Curland und Semgallen hatte ausruffen laſſen. Er hatte zu Wilna gewiſſe Pacta ſubjectionis an Pohlen beſchworen. Als der letzte von dieſem kettlerſchen Stamme, Herzog Ferdinand ohne Kinder blieb, ſo entwarf die Republik Pohlen das Project, Curland in Woywodſchaften zu vertheilen, und es mit der Krone zu vereinigen. Die Stände von Curland erfuhren dieſes Vorhaben kaum, als ſie Mittel dagegen ſuchten. Das beſte war, einen Nachfolger des Herzogs Ferdinand, der ſich gröſtentheils zu Danzig aufhielt, und eben ſo ſchwächlich an Seele, als am Körper war, noch bey ſeinem Leben zu erwählen. Der damalige curländiſche Geſandte zu Dresden, nachheriger Conferenzminiſter an dieſem Hofe, der Freyherr von Bülow gab dem Grafen von Sachſen zuerſt den Einfall, ſich um

das Herzogthum Curland bey den wählenden Ständen zu bewerben. Er unterſtützte die Abſicht des Grafen. Er unterhandelte eine Vermählung deſſelben mit der verwittweten Herzogin Anna, von Curland, einer rußiſchen Prinzeßin, welche hernach auf den Kaiſerthron von Rußland geruffen wurde. Dieſe Vermählung ſollte in dem Falle geſchehen, daß die Wahl eines Herzogs von Curland auf den Grafen Moritz fiele.

Alles ging glücklich von ſtatten. Den Ständen von Curland war viel daran gelegen, daß ſie zeitig einen neuen Herzog erhielten, ehe ſie durch den Todesfall des Herzogs Ferdinand um ihre Gerechtſame kämen. Die verwittwete Herzogin von Curland empfahl ihnen den Grafen von Sachſen, als eine Perſon, welche beſonders dem Könige in Pohlen angenehm ſeyn würde. Der Graf begab ſich nach Frankreich indeſſen zurück, und ließ ſeine Mittel wirken.

Es kamen drey Competenten für den Thron von Curland in den Vorſchlag; der Herzog von Holſtein Gottorp, der rußiſche Fürſt Mentſchikow, und der Graf Moritz von Sachſen. Der ausgebreitete Ruhm des letztern, ſeine perſönliche Tapferkeit, und ſein Geiſt, machten ihn zu demjenigen, welcher die Wahl der Stände in der Folge am beſten rechtfertigen konnte. Der alte Herzog Ferdinand ließ umſonſt eine öffentliche Proteſtation wider die Wahl bekannt machen. Man wollte einen Beſchützer haben, und achtete auf den ſchwächlichen Prinzen nicht. Die Republik Pohlen widerſprach dem Rechte der Wahl gleichfals. Aber eben dieſe war es, gegen welche man einen Beſchützer ſuchte. Die Wahl gieng vor ſich; und durch dieſelbe wurde, am 5 Julius, 1726, der Graf Moritz von Sachſen, Herzog von Curland und Semgallen.

Er begab ſich unter dem Scheine einer Reiſe nach Liefland, zu ſeinen neuen Unterthanen in Curland, und machte Anſtalt, ihre, und ſeine Rechte zu vertheidigen.

Indeſſen erhob ganz Pohlen ſeine Rache wider dieſe Wahl. Die Pohlen, welche ihr Vorhaben, Curland mit ihrem Staate zu vereinigen, ſcheitern ſahen, vermutheten, daß König Auguſt ſeinem Sohne in dieſer Sache günſtig ſey, und nöthigten ihn, ſeine väterliche Neigung dem Ehrgeitze der Unterthanen aufzuopfern. Er erklärte, daß er die Wahl von Curland, welche auf den Grafen von Sachſen gefallen wäre, mißbillige, weil ſie den Rechten der Republik entgegen zu ſeyn ſchiene, und daß er den Grafen nicht im geringſten unterſtützen werde. Dies war noch nicht genug. Es wurde eine Acte ausgefertiget, durch welche jene Wahl völlig vernichtet, und für unſtatthaft erklärt wurde. Den Grafen ſelbſt foderte man nebſt einigen Räthen binnen ſechs Wochen zu ſeiner Verantwortung nach Warſchau. Hierauf wurde die ganze Sache auf einen Reichstag, zu Grodno, gebracht.

Noch gefährlicher wurde der Zorn des rußiſchen Hofes. Die Kaiſerin Catharina erklärte, daß ſie mit der geſchehenen Wahl nicht zufrieden wäre, ſondern verlangte, die Curländer ſollten entweder den Herzog von Holſtein Gottorp, oder den Fürſten Mentſchikow zu ihrem Herrn erwählen. Der Stolz dieſes letztern, welcher aus einem Paſtetenbeckerjungen General, und Fürſt geworden war, gieng ſo weit, daß er durch den Fürſten Dolgoruky den Ständen in Curland Drohungen ſagen ließ: und dieſe Drohungen fingen an durch ein Corps rußiſcher Truppen, welches ſich den curländiſchen Grenzen näherte, erfüllt zu werden.

Graf Moritz hatte ſich inzwiſchen die verwittwete Herzogin von Curland geneigt gemacht, mit welcher er ſich vermählen wollte. Dieſe Prinzeßin that bey dem ihr verwandten rußiſchen Hofe alles mögliche, um die Wahl ihres Freundes zu unterſtützen. Sie ging ſelbſt nach Riga, und redete dem Fürſten Mentſchikow zu, um ſich nicht weiter zu widerſetzen. Aber vergeblich. Mentſchikow gieng vielmehr ſelbſt nach Mietau, und ließ rußiſche Truppen in die Stadt rücken.

Am folgenden Morgen nach der Ankunft dieſes Nebenbuhlers ging Graf Moritz ſelbſt zu ihm. Mentſchikow ſagte ihm ohne Umſtände, und mit ziemlicher Heftigkeit, daß die vorgenommene Wahl der Stände nichts gelte, daß die Stände entweder ihn ſelbſt, oder den Herzog von Holſtein wählen müſten, und daß er, bloß dieſer Urſache wegen nach Mietau gekommen wäre. Moritz antwortete ihm mit geſetzten Muthe, daß die Wahl der Stände rechtmäßig ſey: das Schickſal von Curland käme itzt darauf an, daß es entweder zu Pohlen geſchlagen, und in Woywodſchaften vertheilt würde, oder ſeine bisherige Verfaſſung behielte, in welchem letztern Falle er, der Graf, allein Herzog ſeyn könnte. — Mentſchikow fragte ihn darauf; „ wie er ſich denn zu erhalten gedächte?„ — Ich kenne meine Schwäche gar wohl, antwortete der Graf, aber gedenke nicht daran, denn die Sache wird ſich von ſelbſt erhalten.

Mentſchikow ließ bald darauf einige Abgeordnete des Landes zu ſich kommen, und drohete, daß er ihnen zwanzig tauſend Mann zuſchicken wolle, welche ſie würden lehren zu gehorchen.

Auf den Abend lief von vielen Orten die Nachricht ein, daß der Fürſt Mentſchikow ſeine Sache mit Gewalt treiben wolle. Es zogen auch auf 800 Mann Ruſſen ſich um den Pallaſt des Grafen. Dieſer hatte nur 60 Mann, mit welchen er ſich vertheidigte, und die Belagerung ſeines Pallaſts aushielte, welche jedoch bald aufgehoben wurde, weil man ſich für einen Aufruhr fürchtete. Mentſchikow reißte vielmehr am dritten Tage von Mietau ſelbſt ab, mit der Bedrohung, daß, wenn binnen zehn Tagen die Curländer nicht den ruſſiſchen Hof befriedigt hätten, er mit einer Armee wieder zurück kommen würde.

Der Reichstag zu Grodno ſetzte den Grafen in noch gröſſere Verlegenheit. Die Pohlen erklärten ſeine Wahl zum Herzoge von Curland für nichtig, und ihn ſelbſt für einen hartnäckigen ungehorſamen. Die Curländer waren Rebellen. Dieſe unglückliche Nation ſchickte einen von ihrem Adel, mit Namen Mollen, als einen Abgeordneten aller Stände von Curland, nach Pohlen, um die Nation zu rechtfertigen. Der Abgeſandte hatte ſich kaum bey dem Kron-Marſchal zur Audienz melden laſſen, als er in ſeinem Hauſe in Verhaft genommen wurde. Das ſtolze Weſen, welches damals die Pohlen ganz eingenommen hatte, und welches ſie auf dieſem Reichstage gegen ihren eigenen König, die Könige von Preuſſen und England, und den Pabſt bezeugten, ſtieg zu einem noch höhern Tone gegen die verlaßnen Curländer. Es wurde eine Commißion ernannt, welche nach Curland gehen, neue Einrichtungen in dieſem Lande machen, und den Grafen von Sachſen zur Verlaſſung des Landes zwingen ſollte. Es rückten einige pohlniſche Truppen an die Grenze. Der Graf von Sachſen wurde endlich in

die Acht erklärt, und ein Preis auf ſeinen Kopf geſezt. Der curländiſche Abgeſandte wurde mit einem Unterofficier und ein paar Mann Bedeckung zurückgeſchickt.

Moritz arbeitete mit der gröſten Thätigkeit dem Schickſale entgegen. Er wandte ſich, in beſondern Schreiben an den Hof zu Berlin, an den Primas von Pohlen, an den Kronkanzler. Er bat den Miniſter Oſtermann in Petersburg um Unterſtützung. Die verwittibte Herzogin von Curland reiſte ſelbſt an den ruſſiſchen Hof, um für ihn Vorſtellungen zu thun. Alles war vergeblich. Das Schickſal wollte, daß Moriz nicht ein regierender Fürſt, ſondern der erſte General ſeiner Zeit werden ſollte. Er war, bey dieſer Verwirrung ſeiner Situation, ſchon einmal nach Grodno unterwegens; beſann ſich aber und kehrte mitten auf der Reiſe, deren Unnützlichkeit er vorher ſah, wieder zurück. Er faßte den Entſchluß, wieder nach Frankreich zurück zu gehen, und Curland zu verlaſſen: aber er änderte ſeinen Entſchluß wiederum, und nahm ſich vor, das äuſſerſte abzuwarten, und ſeine Rechte mit den Waffen zu vertheidigen.

Das ſonderbarſte dabey war, daß ſeine Achtserklärung unter dem königlichen Siegel, und mit der Unterſchrift ſeines Vaters ausgefertigt war, und eben dieſer, ſein königlicher Vater, ihn zu gleicher Zeit mit Gelde und Ehre beſchenkte, indem er einen Preis auf ſeinen Kopf ſetzen lies. So wollten es die Umſtände. Das öffentliche Schreiben, welches der Graf an ſeinen Vater, als König von Pohlen, ſandte, iſt zu merkwürdg, als daß man nicht hier davon einen Auszug mitheilen ſollte.

Der Graf erklärt dem Könige, daß er durch eine unvermeidliche Nothwendigkeit gezwungen würde,

gegen die Befehle Sr. Majeſtät ungehorſam zu ſeyn; daß die Empfindungen der Ehre ihm die Pflicht auflegten, nichts zu thun, was ſeiner Geburt unwürdig ſey; daß er eine ehrenvolle Parthey nicht verlaſſen, und ſein gegebens Wort nicht brechen könne; daß er eine wichtige Stelle bey den Armeen des allerchriſtlichſten Königs beſitze, bey welchem Feigheit und Verrätherey keine Entſchuldigung fänden, und daß, wenn er an dieſes alles nicht denken wolle, er doch, wegen des gegebenen Worts an die Stände von Curland, durch Gewiſſensbiſſe abgehalten würde, ſeine Tage in der allgemeinen Verachtung zu beſchlieſſen. „Nichts iſt in meinem Herzen, fügt er hinzu, tiefer eingeprägt, als eine vollkommene Ergebung in den Willen Ew. Majeſtät; aber die Ehre, Sire, erkennt keine andre Herrſchaft, als ſich ſelbſt. Wenn ich einen Augenblick dieſen Grundſatz fahren laſſe, ſo bin ich Ihrer Gütigkeiten nicht mehr würdig. Es iſt weder Eigenſinn, noch Leichtſinnigkeit, daß ich meine Wahl angenommen habe. Ich bin von der ganzen Nation von Curland einſtimmig erwählt worden, durch denjenigen Adel, welcher ſeit vielen Jahrhunderten ſeine Ergebenheit für Pohlen bewieſen, und mehr als einmal zu den Vortheilen, und dem Ruhme dieſer Krone beygetragen hat, welcher nichts ſucht, nichts wünſcht, und verlangt, als in der Treue ſeiner Vorfahren zu beharren, und dieſe Pflicht niemals verlaſſen wird.„

Man weiß wohl, daß die Staatskunſt ſolche Schriften eben alsdenn am nothwendigſten macht, wenn ſie am unnützeſten ſind. Sie müſſen alsdenn dasjenige beym Publiko rechtfertigen, was bey den Fürſten nicht mehr gerechtfertigt werden kann. Auch hatte der Graf von jenem ſchönen Schreiben keinen

andern Vortheil, als daß ihm einige Leute Recht gaben, die ihm kein Recht verſchaffen konnten.

Sobald die pohlniſche Commißion in Mietau angekommen war, begab ſich der Graf ſelbſt zum Unterkanzler, welcher mit ihm Verhandlung pflegen wollte. Er erklärte ſich ſo, daß er zu verſtehen gab, wie er geſonnen wäre, die Curländer nicht zu verlaſſen, welche bereit wären, ſich ſeinen Dienſten aufzuopfern. Er konnte dieſe Sprache wohl führen, da er einſah, daß Pohlen ſeine Macht zur Unterdrückung Curlands nicht verwenden würde, weil ſonſt ein ausgebreiteter Krieg mit den fremden mächtigen Nachbarn dadurch entſtehen muſte. Indeſſen ſchadete doch die pohlniſche Commißion gleich im Anfange dem Grafen ungemein. Sie machte viele Curländer beſtürzt, und abwendig. Sie maßte ſich vieler Gewalt an. Sie ſchwächte den Credit des Grafen.

So bald die Commißion die Wirkung ihrer Unternehmung ſo ſtark ſah, als ſie es kaum vermuthete, ging ſie noch weiter. Sie ließ zu Mietau eine Anklage wider die drey Oberräthe wegen der geſchehenen Wahl bey ſich anbringen, und richtete darüber. Endlich ertheilte ſie ein Decret, durch welches die drey Oberräthe zwar losgeſprochen wurden, aber die Wahl des Grafen von Sachſen zum Herzoge von Curland wurde förmlich kaßirt, und den Ständen von Curland befohlen, mit keiner andern Macht in die geringſte Verbindung zu treten, auſſer mit Pohlen, von welchem Reiche ſie abhängig wären.

Der Graf, wider deſſen Wahl von allen Canzeln in ganz Curland das Caſſations-Decret abgepredigt werden muſte, und deſſen Verlegenheit immer gröſſer wurde, ging mit einiger Mannſchaft auf die

Inſel

Inſel Usmaiz, wo er die verſprochne Hülfe der Curländer erwartete, ſich verſchanzte, und mit Artillerie, und Kriegsbedürfniſſen verſah.

Inzwiſchen erfüllte der Fürſt Mentſchikow ſeine vorigen Drohungen. Das Intereſſe des rußiſchen Hofes bey der Wahl von Curland war durch den Tod der Kaiſerin Katharina, und den neuen Monarchen, Peter den Zweiten, nicht verändert worden. Es erſchien ein rußiſches Corps in Curland, und nöthigte die Regierung des Landes, ſeine Protection anzunehmen. Pohlen auf der einen und Rußland auf der andern Seite, gaben wechſelsweiſe Geſetze, und hoben ſie wechſelsweiſe, einer der andern ihre, auf. Alles was der Adel, von Curland thun konnte, war, den Grafen von Sachſen, den ſie zu ihrem Fürſten erwählt hatten, zu entfernen. Sie ſchickten eine Geſandtſchaft an ihn, und baten ihn darum. Das hieß, ſie baten den, ſie zu verlaſſen, den ſie zu ihrem Schutzgeiſte erwählt hatten, und liebten.

Graf Moritz hatte umſonſt gehoft, auf der Inſel Usmaiz vielen Beyſtand zu erhalten. Sein ganzes Heer wurde endlich dreyhundert Mann ſtark. Er empfing die Bitte der Geſandten der Curländer, ſie zu verlaſſen, weil es der rußiſche Hof verlange, mit Anſtand und Klugheit. Er bedauerte, daß er ſo unglücklich geweſen ſey, den Zorn des rußiſchen Hofes ſich zuzuziehen. Er verſicherte, daß, da er ſich zu ſchwach ſähe, einer ſolchen Macht zu widerſtehen, er ſich gezwungen befände, die Curländer zu verlaſſen, und verlangte bloß zehn Tage Friſt, um ſich zu entfernen.

Die rußiſchen Generale verſtatteten ihm nur zwey Tage Zeit, und griffen ihn mit vier tauſend Mann auf der Inſel an, auf welcher er ſich mit ſeinen drey-

hundert Mann noch nicht gehörig verſchanzt hatte. Es war ein Ueberfall, und kein Angriff. Das Schrecken und die Unordnung halfen die Mannſchaft des Grafen beſiegen. Er verlor Mannſchaft, Artillerie, und Kriegsbedürfniſſe. Nur ſeine Kühnheit rettete ihn. Er wagte ſich mit ſeinem Pferde ins Waſſer, und entkam den Händen der Ruſſen, durch Schwimmen. Seine Anhänger wurden als Gefangne nach Mietau geführt.

In Danzig, wo er zuerſt einige Ruhe ſchöpfte, ſah er das Schickſal Curlands bald verändert. Die rußiſchen Generals verlangten, daß ſich die pohlniſche Commißion aus Curland hinweg begäbe, und dieſe wollten, daß die rußiſchen Generals mit ihren Truppen weg giengen. Während dieſer Streitigkeit fiel der Nebenbuhler des Grafens um Curland, Fürſt Mentſchikow, durch eine ſolche Cabale, durch welche er oft andere geſtürzt hatte, in Ungnade. Nun verlieſſen Ruſſen und Pohlen Curland, und dieſes Herzogthum blieb in dem Zuſtande, in dem es geweſen war. Nur konnte nicht weiter, ſo lange noch der alte Herzog Ferdinand lebte, an eine Wahl eines neuen Herzogs gedacht werden.

Graf Moritz machte Proteſtationen gegen das Verfahren wider ſich: die letzte Zuflucht im Unglücke: erwartete einen günſtigern Zeitpunkte, der niemals kam, und ging nach Frankreich zurück. Hier vergaß er die Ungerechtigkeiten von Curland in dem angenehmen Umgange mit der franzöſiſchen Nation, die ihn bald verehren lernen ſollte.

Der Hof zu Verſailles war itzt ziemlich verändert. Der König vertrieb ſich die Zeit, auſſer der Jagd, bloß mit ſeiner Gemahlin. Fleury, erſter Miniſter liebte Sparſamkeit, Stille, und Frieden Das

Kriegsweſen zu Lande, wurde aus Mode erhalten, und das Seekriegsweſen ging gar ein. Der Cardinal Fleury war, als Miniſter, dabey glücklich: aber die Generals, und Moritz, waren es nicht.

Im Jahr 1730 erſchien eine neue Hofnung für ihn, wegen Curland. Die verwittibte Herzogin Anna, welche ihn bey der Wahl von Curland ſo ſehr unterſtützt, welche ihm ihre Hand, wenn er in Abſicht Curlands glücklich würde, verſprochen hatte, wurde Kaiſerin von Rußland. Allein das Intereſſe einer Regentin von Rußland konnte nicht einerley mit dem Intereſſe einer verwittweten Herzogin von Curland ſeyn. Ueberdem war der Graf von Biron ihr Liebling geworden. Moritz that alſo bey ihr vergebliche Vorſtellungen wegen Curlands, und gab bloß dadurch ihrem Günſtlinge Gelegenheit zu neuen Entwürfen, die ihm, Moritzen, in der Folge ſelbſt widrig wurden.

Die Ruhe am franzöſiſchen Hofe bildete Moritzen zum vollkommenen Feldherrn aus. Er machte ſich in dieſer Zeit, den ganzen Umfang der kriegeriſchen Kenntniſſe eigen. Er ſtudirte die Kriegskunſt mit neuem Eifer, und wurde nun ſelbſt Lehrer und Schriftſteller darinnen.

Es gehörte zu den Eigenheiten dieſes groſſen Mannes, daß er immer unter ſolchen Umſtänden die gröſten Dinge that, unter welchen andre Menſchen nichts zu thun fähig ſind. Er ſchlug die Feinde, indem er krank war, und ſchrieb vortrefliche Schriften, indem er das Fieber hatte. Er ſetzte im Jahre 1732 das Werk auf, welches den Titel führt: mes Reveries. Dieſe ſo genannten Reverien oder Träume, wurden in dreyzehn Fiebernächten, von dem kranken Marſchall in die Feder dictirt. Er verbeſſerte und vermehrte dieſes Werk, und gab es von neuen nach

dem

dem Frieden, 1736. heraus. Die Kriegskunſt des Grafen von Sachſen, iſt, ſo wie alle ſeine Anmerkungen in dieſer Gattung, eines Cäſars würdig. Der Verfaſſer ſchreibt in jenem männlichen und raſchen Style, welcher den Charakter des Kriegers bezeichnet. Voller tiefen Einſichten, und neuen Kühnheiten geht er oft vom gewöhnlichen ab, und giebt dafür da Regeln an, wo es bisher noch keine gegeben hatte. Dieſe Regeln ſind eben ſo neu, als nützlich, und gehen theils den General, theils den Soldaten an. Der Autor ſteigt bis zu dem erhabenſten der Kriegskunſt, und beweißt ſich in allen Fächern, als Kenner, Genie, und Lehrer. Der glänzendſte Beweis von der Vortreflichkeit der Kriegskunſt des Grafen von Sachſen, iſt die Achtung, welche der König von Preuſſen derſelben gegönnt hat.

Um dieſe Zeit, (im Jahre 1732) wurde Moritz mit dem Ritter Follard genauer bekannt, jenem berühmten Lehrmeiſter des Krieges, welcher durch ſeine Commentarien über den Polybius ſein Andenken unſterblich gemacht, und der Quintus Icilius der erſten Hälfte unſers erſten Jahrhunderts war. Die Gleichheit der Neigung, und die gleiche Stärke des Genies machte den Marſchall mit dem Ritter ſehr bald vertraut. Sie waren alle Tage zwey oder drey Stunden mit einander in Unterredung, und theilten einander ihre Betrachtungen und Ideen über die kriegriſchen Geſchäfte mit. Durch dieſen täglichen Umgang mit dem Ritter Follard, der die Tactik der Alten ſo ſehr ſtudirt hatte, gewann Moritz einen Geſchmack an der Lectüre der alten Schriftſteller, und er fing an, alle alten Autoren zu leſen, welche von der Kriegskunſt unterrichten. Er ſtudirte beſonders den Polybius ſehr

eifrig. Eine beſondre Neigung hatte er gegen den Onoſander, einen Schriftſteller in der Kriegskunſt der Alten, welcher weniger bekannt iſt, als er zu ſeyn verdiente. Moritz ſchätzte ihn ſehr hoch, ob er ihn gleich nur in einer alten ſchlechten franzöſiſchen Ueberſetzung leſen konnte, und hatte ihn beſtändig bey ſich. Durch ſolche Studien erhob ſich Moritz auf diejenige Höhe der Einſichten, von welcher herab er alle franzöſiſche, und die meiſten andern Generals in der Welt überſahe.

Es währte nicht lange, ſo genoß er die Früchte ſeiner Bemühungen. Der unvermuthetete Tod ſeines Vaters, Königs Auguſt des Zweyten, unterbrach den Frieden, welcher in ganz Europa, von Rußland bis Portugal hin, herrſchte. Verſchiedene Mächte wollten Pohlen mit einem neuen Könige verſorgen, und darüber kamen dieſe Mächte, und ganz Europa mit einander in Krieg. Stanislaus Lezcinsky, der Schwiegervater des Königs von Frankreich, welcher ſchon 1704 zum Könige von Pohlen war erwählt worden, und der Macht der Ruſſen, bey dem Unfalle des Königs von Schweden, ſeines Schöpfers, hatte weichen müſſen: dieſer Prinz ſuchte aufs neue die pohlniſche Krone. Der Churfürſt von Sachſen der Sohn Auguſts des Zweyten, ſuchte ſie auch. Er fand den Beyſtand des rußiſchen Hofes, welcher in der Perſon des Stanislaus nicht ſeinen alten Feind auf einen benachbarten Thron erhoben ſehen wollte; und den Beyſtand des Kaiſers Carls des Sechſten, welcher als ein naher Vetter des Churfürſten von Sachſen, demſelben gern die Krone von Pohlen verſchaffen wollte, und dazu noch durch dieſe Gefälligkeit ihm die Verbindlichkeit auflegte, die ſogenannte pragmatiſche Sanction, oder die

Erb-

Erbfolge ſeiner Prinzeßin in allen ſeinen Staaten, durch ſeine Unterſchrift zu beſtätigen. Auguſt der Dritte unterzeichnete die Sanction, und erhielt dafür die kaiſerliche Unterſtützung.

Der Nebenbuhler Auguſts wurde von Frankreich unterſtützt, und Frankreich verband ſich mit Spanien und Sardinien. Unter dieſen günſtigen Umſtänden gieng Stanislaus ſelbſt nach Pohlen, und fand dort den gröſten Theil der Nation ſich geneigt. Er wurde zum König erwählt. Auguſt hingegen wurde ebenfalls von einem, obgleich geringern, Theile der Pohlen erwählt. Die kaiſerlichen Truppen trieben die Partey des Stanislaus auseinander. Er ſelbſt floh nach Danzig, wurde belagert, und entfloh, mit Gefahr; in der Verkleidung eines Bootsknechts. Das weit entfernte Frankreich konnte ihn nicht unterſtützen, aber es konnte ihn rächen. Die Rache fiel auf den Kaiſer, als den nächſten Nachbar, und der Krieg nahm zugleich am Rheine, und in Italien, den Anfang.

Itzt kam Moritz in Verſuchung die franzöſiſchen Dienſte zu verlaſſen, und eine weit höhere Stelle zu erhalten, als er damals beſaß. Sein Bruder, der neue König von Pohlen, Auguſt der Dritte, trug ihm das Obercommando aller ſeiner Truppen an: aber er ſchlug dieſe Ehre aus, blieb lieber in franzöſiſchen Dienſten, und begab ſich mit ſeinem Regimente an den Rhein, zu der Armee des Marſchalls von Berwick.

Gleich bey der erſten Unternehmung, welches die Belagerung der Reichsfeſtung Kehl war, that ſich Moritz hervor. Er begab ſich, in der Nacht am 24 October (1733) in die Trenſcheen, und gleich neben

ihm wurde ein Officier getödtet. Er brachte in dieſer Nacht eine Mine zwiſchen dem Rhein, und der rechten Seite des Hornwerks zu Stande. Drey Tage darauf ging die Feſtung über, und der Feldzug zu Ende.

Im folgenden Jahre führte er den erſten Streich des Feldzugs aus. Er griff mit zweyhundert Dragonern, zwölfhundert Mann Feinde an, welche der Zufuhr zur Bedeckung dienten, und ſchlug ſie. Er fochte nunmehro dem groſſen Helden gegen über, an deſſen Seite er in den erſten Lehrjahren der Kriegskunſt geweſen war. Aber Eugen war nicht mehr der vorige, und hütete ſich durch die achtzehnte Schlacht den Ruhm der vorigen aufs Spiel zu ſetzen. Er verſchanzte ſich, und erwartete den Feind, dem er ſonſt zuvorgekommen war. Der Marſchall von Berwick nahm ſich vor, die von den Deutſchen aufgeworfnen Linien bey Etlingen und Mühlberg anzugreiffen. Er fing eben den Angriff an, als er den Grafen von Sachſen zu ſich kommen ſah. Graf, ſagte er zu ihm, ich wollte eben dreytauſend Mann hieher rücken laſſen, aber Sie ſind mir allein ſo viel werth. Moritz rechtfertigte dieſen Lobſpruch. Er ſtellte ſich an die Spitze eines Hauſen Grenadiers, und drang mit ihnen in die feindlichen Linien. Er richtete unter den Feinden eine ſolche Verwirrung an, daß ſie flohen. Er entſchied den Sieg. Prinz Eugen wurde durch dieſen Vorfall genöthigt, ſich mit ſeiner Armee bis Heilbronn zurück zu ziehen.

Der Marſchall von Berwick ſchritt hierauf zur Belagerung von Philippsburg, welche viel Mühe koſtete. Sie wurde am 23 May (1734) eröfnet,

und dauerte bis auf den 18 Julius. Moritz that ſich bey dieſer ſchweren Belagerung, welche dem Marſchall Berwick das Leben koſtete ſo ſehr hervor, daß er gleich nach der Eroberung von Philippsburg am (1 Auguſt 1734) vom Könige die Stelle eines Generallieutenants erhielt; und dadurch neue Gelegenheit bekam ſich durch beſondere Unternehmungen auszuzeichnen. In dem Feldzuge deſſelben Jahres fiel indeſſen nichts merkwürdiges mehr vor.

Im folgenden führte der Marſchall von Coigny das Commando am Rheine. Eugen, der Befehlshaber der kaiſerlichen Armee verſuchte bey Mannheim über den Rhein zu gehen. Der Graf von Sachſen wurde ihm entgegen geſtellt, um die Kaiſerlichen aufzuhalten. Er wählte einen ſo vortheilhaften Poſten, und nahm ſolche Maaßregeln, daß der Prinz Eugen, ob er gleich an Truppen ſo überlegen war, es nicht wagte, ſein Project auszuführen. Die Unternehmungen bey beyden Heeren beſtanden in Hin- und Hermärſchen, ohne Wirkſamkeit. Am Ende des Feldzugs ſchien es zu einem Treffen zu kommen, als der Graf von Seckendorf mit einem ſtarken Corps auf die franzöſiſche Armee ſtieß. Aber es blieb bey einer Canonade ohne Folgen. Ueberhaupt war nun noch der Schatten des groſſen Eugens bey dieſer Armee. Er ſchien ſich ſelbſt überlebt zu haben; und es war Ehre für ihn, daß er dieſes ſelbſt zuerſt eingeſehen hatte, und keine, ihm ſonſt ſo gewöhnliche, Kühnheit mehr wagte. Inzwiſchen wurden ſchon Friedensunterhandlungen gepflogen, und es iſt wahrſcheinlich, daß die Nachricht davon die beiden feindlichen Generals abhielt, groſſe Dinge zu unternehmen, deren Ausgang den Frieden unterbrechen konnte. Es wurden auch

würklich ſchon am 16 Nov. zu Wien die vorläufigen Punkte des Friedens unterzeichnet, welcher im folgenden Jahre 1736 zu Stande kam.

Durch dieſen Frieden erlangte der Curfürſt von Sachſen die Königskrone von Pohlen, und Frankreich Lothringen, ein Land wornach es viele Jahrhunderte hindurch vergeblich geſtrebt, und woran es itzt wirklich nicht gedacht, bis der glückliche Erfolg der Umſtände die Idee erweckt hatte. Don Carl, der zweyte Sohn des Königs von Spanien wurde nach Neapel verſetzt: das regierende Haus von Lothringen erhielt Toscana. Der König von Sardinien das novareſiſche, und tortoneſiſche Gebiet, und Parma und Piacenza der Kaiſer. So viele Veränderungen hatten diesmal zwey Feldzüge, in welchen noch dazu der gröſte Theil der Armeen nichts groſſes unternommen hatte, zu wege gebracht, da hingegen Kriege von vielen Jahren oft keine Veränderungen in den Beſitzungen von Europa machen.

Bald nach dieſem Frieden ſtarb der alte Herzog von Curland, Ferdinand. Das Herzogthum gehörte nunmehro dem Grafen Moritz von Rechtswegen. Er ließ ſeine Foderungen auch anbringen. Allein die Kaiſerin von Rußland, eben die Prinzeßin, welche ihn anfangs ſo unterſtützte und ihre Hand verſprach, hatte, als Kaiſerin, einen gebornen Curländer zu ihrem Liebling genommen, und ihr Anſehn brachte es leicht dahin, daß die Curländer dieſen ihren Liebling, den Oberkammerherrn und Grafen von Biron, zu ihrem Herzog erwählten. Nach dem Tode der Kaiſerin im Jahr 1740 wurde er zwar nach Siberien geſchickt, und Moritz konnte neue Hoffnung ſchöpfen. Allein die neue rußiſche Regierung gab auch dieſes

nicht

nicht zu. Curland muſte hintereinander, nach dem Willen des rußiſchen Hofes, verſchiedne Herzoge annehmen, ohne irgend einen behalten zu können. Es wurde das Spiel der benachbarten Macht. Moritz hingegen gelangte nie zu dem Beſitz eines Landes, deſſen Herrſchaft ihm die Unterthanen ſelbſt angeboten hatten. Er war, durch den Zufall einer Reiſe, ſo gar, in Frauenſtadt zugegen, da ſein Bruder, als König von Pohlen, das Wahldiplom des Herzogs von Biron unterſchrieb.

Man ſagt, daß um dieſe Zeit der Graf von Sachſen eine geheime Reiſe nach Madrit in Geſchäften des ſächſiſchen Hofes gethan habe. Wenigſtens war er eine gute Zeit auf Reiſen, ehe er wiederum ſeinen beſtändigen Aufenthalt in Paris nahm, wo nunmehro ſein Ruhm und ſein Vergnügen ſehr ausgebreitet wurde. Jenen erwarben ihm ſeine groſſen, täglich mehr bekannten Einſichten in die Kriegskunſt, und dieſes gewährte ihm der neue Geſchmack des Königs Ludwigs, an Luſtbarkeiten, und Zerſtreuungen, welche bisher von dem franzöſiſchen Hofe verbannt geweſen waren, und nun durch die Liebe des Königs zur Marquiſe Mailly wiederum zurück geruffen wurden.

Mitten unter dieſen Ergötzungen, und noch im Anfange derſelben, rief das Glück Moritzen auf den Schauplatz, auf welchem er eine groſſe, ſo unvergeßliche Rolle ſpielen ſollte.

Das Jahr 1740 ſtiftete eine neue Epoche in Europa. Es ging das Jahrhundert **Friedrichs des Groſſen** an. Dieſer Monarch war zugleich Marc Aurel und Cäſar, und eine ſolche in der Geſchichte der Welt bisher noch einzige Erſcheinung muſte

ſte groſſe Revolutionen wirken. Der Kaiſer Carl der Sechste ſtarb im October deſſelbigen Jahres, und ob ihm gleich, vermöge der pragmatiſchen Sanction, ſeine einzige Prinzeßin, Maria Thereſia, in allen ſeinen Erbländern nachfolgte, ſo machten doch verſchiedne Mächte auf die Verlaſſenſchaft des Kaiſers Anſprüche. Der König von Preuſſen machte auf vier Herzogthümer Schleſiens Anſprüche, welche das Haus Brandenburg bisher, da die Umſtände es nicht erlaubt hatten, noch nicht ausgeführt hatte. Da der Hof zu Wien ſeinen Foderungen kein Gehör gab, ſo brach er in Schleſien ein, und eroberte in kurzer Zeit Niederſchleſien, und ſchlug die öſterreichiſchen Truppen bey Molwitz.

Indeſſen machten auch der König von Pohlen, als Churfürſt zu Sachſen, wegen ſeiner Gemahlin, und der Churfürſt von Bayern, wegen eines Erbfolgevergleichs zwiſchen Kaiſer Carl dem Fünften, und Ferdinand dem erſten, und zwar beyde Prinzen, auf die ganze öſterreichiſche Verlaſſenſchaft, Anſprüche. Frankreich erklärte ſich für einen Bundgenoſſen des Churfürſten von Bayern, und dachte durch ſeine gegenwärtige Hülfe ſeine alte Schuld von Bayern, welches immer mit eignem Schaden, ein Alliirter von Frankreich geweſen war, abzutragen. Der Churfürſt Carl Albrecht ſollte nicht allein einige öſtereichiſche Provinzen, ſondern auch die erledigte Kaiſerkrone erhalten. In dieſen Abſichten ſendete Frankreich den Marſchall Belleisle an alle Höfe herum, die Wahlſtimmen für den Churfürſten von Bayern zu erwerben, und eben dieſer Marſchall, ein unternehmender, lebhafter Kopf, war zugleich Oberbefehlshaber der franzöſiſchen Hülfstruppen, die jedoch unter dem höch-

ſten

ſten Commando des Churfürſten von Bayern ſtunden. Belleisle konnte wegen ſeiner Staatsunterhandlungen nicht bey der Armee bleiben. Graf Moritz führte die zweyte Colonne der Armee, welche am 7 September 1741 in Oberöſterreich im Lager des Churfürſten von Bayern ankam, und ſich mit ſeinem Heere vereinigte.

Der Churfürſt war in Oberöſterreich glücklich, und nahm zu Linz die Huldigung ein. Da es ihm aber an ſchweren Geſchütze fehlt, um weiter in Oeſterreich zu dringen, nahm er ſeinen Weg nach Böhmen, und ſuchte ſich dieſes Königreich zu unterwerfen. Der Graf von Sachſen rückte mit einem Theile der Armee vor Prag, und alle Heere vereinigten ſich bey Braunau.

Der Graf von Sachſen bekam die Aufſicht der Belagerung von Prag, welche im November unternommen wurde. Der General Ogilvi, ein Irländer von Geburt, war Commendant in der Feſtung. Er hatte 3000 Mann Beſatzung darinnen. Die ſpäte Jahrszeit, der Mangel an Lebensmitteln, und die Annäherung des Großherzogs von Toscana mit einem Heere von 40,000 Mann, womit er Prag entſetzen wollte; dieſes alles nöthigte die bayeriſche und franzöſiſche Armee, entweder Prag in wenigen Tagen einzunehmen, oder die ganze Unternehmung aufzugeben. Der Großherzog war bereits den 25 November 5 Meilen von Prag angekommen. Aber in eben derſelben Nacht eroberte der Graf von Sachſen die Stadt mit Sturm.

Er ging mit 1000 Grenadiers und 1500 Mann zu Pferde des Abends über die Mulda an den Wall der Neuſtadt. Des Nachts um ein Uhr muſte der

Graf von Polaſtron unter einem heftigen Artillerie-feuer einen falſchen Angriff auf die ſogenannte kleine Seite von Prag thun. Dieſer Angriff wurde bis vier Uhr des Morgens fortgeſetzt, und dadurch die ganze Beſatzung von Prag auf dieſe Seite gezogen. Um eben dieſe Zeit legte Moritz an der Neuſtadt Sturmleitern an, und ſeine Truppen erſtiegen die Wälle, die nicht beſetzt waren. Einige Schritte vom Walle ſtand eine einzige Schildwache. Moritz drengte in die Stadt. Indeſſen hatte der Graf Rutowsky, welcher an einer andern Seite der Neuſtadt angriff, viele Schwierigkeiten gefunden. Moritz drang mitten durch die Stadt ihm entgegen, und öfnete ihm das Thor. Die Beſatzung ſtreckte das Gewehr, und wurde zu Kriegsgefangnen gemacht. Der Graf von Sachſen bewahrte die Stadt vor der Plünderung, der gewöhnlichen Folge eines Sturms, und vermehrte dadurch ſein Anſehn. Es war ſonderbar, daß bey der Belagerung von Prag, vier natürliche Söhne des Königs Auguſt des zweyten, ſich in den Ruhm der Eroberung theilten. Der Graf von Sachſen war der vornehmſte. Der Graf Rutowsky hatte den Angriff auf der zweyten Seite der Neuſtadt von Prag gehabt. Der Ritter von Sachſen und der Graf von Coſel hatten über die Cavallerie und Infanterie, die den falſchen Angriff auf die kleine Seite von Prag machen muſten, das Commando geführt.

Dieſe Eroberung der Hauptſtadt von Böhmen, welche man den Grafen von Sachſen zu danken hatte machte viel Aufſehn. Ihre Folgen waren auch wichtig. Der Churfürſt von Bayern ließ ſich zum König von Böhmen krönen, und nunmehro gieng er nach Frankfurt am Mayn, um daſelbſt die Kaiſerkrone zu

empfangen. Er erhielt ſie am 24 Jenner, und nahm den Namen Carl der VII. an.

Wie der Großherzog von Toscana die Einnahme von Prag erfuhr, zog er ſich nach der ſüdlichen Seite von Böhmen zurück. Der Graf von Sachſen verfolgte ihn mit einem beſondern Corps von 15,000 Mann, konnte ihm aber, wegen der Witterung und beſchwerlichen Wege keinen ſonderlichen Schaden zufügen.

Deſto mehr that er im folgenden Feldzuge. Man hatte das Augenmerk auf die Feſtung Eger gerichtet, und wollte dieſen wichtigen Platz, in welchem viel Kriegsvorrath und groſſe Magazine waren, gern vor der Eröffnung des Feldzugs einnehmen. Der Marquis von Leuville, welchem die Belagerung aufgetragen war, ſtarb, als er kaum vor Eger angelangt war, und der Graf von Sachſen kam an ſeine Stelle. Er hatte die Herzoge von Boufflers und Chevreuſe unter ſich. Die Belagerung wurde für ſo ſchwer gehalten, daß ſelbſt der Prinz Carl von Lothringen es für unnöthig hielt, die Beſatzung durch neue Truppen zu verſtärken. Moritz zeigte durch eine ſehr geſchwinde Approſchirung ſeine Kriegskunſt, und zwang den Commendanten, ſo tapfer er ſich auch vertheidigte, die Feſtung zu übergeben. Die Belagerung hatte vom 7 April bis zum 20ten gedauret, und ihr glücklicher Erfolg gab dem Ruhme des Grafen von Sachſen einen neuen Glanz. Die Eroberung von Prag war ein glücklicher Streich geweſen: die von Eger war ein Meiſterſtück der Kriegskunſt. Man bekam, auſſer dem Magazine, in Eger 23 Canonen, über 10,000 kleine und groſſe Canonenkugel, 20,000 Flinten 227 Centner Pulver, u. ſ. w.

Nach

Nach dieſer Unternehmung macht unſer Held noch einen, den letzten, Verſuch, wegen Curlands. Die Umſtände ſchienen von neuen günſtig, da ſeit der Thronbeſteigung der Kaiſerin Eliſabeth kein Herzog von Curland mehr war, und keiner gewählt wurde. Der Platz war erledigt. Moritz begab ſich ſelbſt zur rußiſchen Kaiſerin Eliſabeth, welche eben in Moskau ſich krönen ließ. Er wurde ſehr gnädig angenommen, aber in Abſicht Curlands richtete er nichts aus. Die Kaiſerin verſicherte ihm „ daß es nicht in ihrem „ Vermögen ſtünde, ſeine Abſichten auf Curland zu „ unterſtützen. „

Als er wieder bey der Armee in Böhmen ankam, fand er groſſe Veränderungen. Der König von Preuſſen hatte mit der Königin von Ungarn und Böhmen Friede gemacht, und Schleſien erhalten. In dieſem Frieden war Sachſen eingeſchloſſen. Maria Thereſia hatte ihre ganzen Kräfte gegen die Franzoſen und Bayern gewandt. Dieſe hatten zu wenig Truppen um die Länder, die ſie erobert hatten, zu beſetzen, und beſonders fehlte es ihnen an Reuterey. Moritz bekam das Commando über die franzöſiſchen Truppen in Bayern, und es koſtete viele Mühe, dieſe Truppen mit der kaiſerlichen Armee zu vereinigen, welches am 6 September erfolgte. Dieſe Vereinigung war jedoch ohne Nutzen. Die Kaiſerlichen zogen ſich gegen München, um Bayern zu decken, und Moritz gieng dem Marſchall von Maillebois entgegen, welcher von Niederrhein her den Franzoſen in Prag zu Hülfe eilte, die der Großherzog von Toscana in dieſer Hauptſtadt belagerte.

Die Vereinigung mit dem Marſchall von Maillebois geſchahe, aber als man in Böhmen eindringen wollte, verwehrte die ganze Armee des Großherzogs

den Eingang, und ſtand in Schlachtordnung. Maillebois veränderte den Marſch, und zog ſich gegen Eger zu. Der berühmte öſterreichiſche Huſarenoberſte Menzel beunruhigte beſonders den Grafen Moritz, welcher den Vortrapp führte, und that ihm beſtändig Schaden. Die franzöſiſchen Dragoner nahmen vor den öſterreichiſchen Huſaren immer die Flucht. Unter lauter Verluſt rückte der Marſchall von Maillebois endlich bis Pramhof. Wie ſchlecht damals der Zuſtand der franzöſiſchen Armee war, bewies ein Schreiben eines vornehmen franzöſiſchen Officiers, aus dem Feldlager bey Pramhof.

„Wir haben, ſchreibt er, einen überausgroſſen Mangel an Lebensmitteln erlitten. Hierzu kam noch, daß wir, ehe wir es uns verſahen, zwiſchen den Feind und einen groſſen Moraſt gerathen waren, und uns alſo bey nahe ſelbſt eingeſchloſſen hatten. Der Graf von Sachſen war derjenige, welcher uns wieder Luft machte. Dieſer nahm 800 Pferde zu ſich. Als er aber merkte, daß dieſe nicht zureichten, ſo ſchlug er ſich mit einer noch ſtärkern Mannſchaft auf die linke Seite, und nahm dem Feinde zwey wichtige Poſten ab. Weil die Hauptarmee der Feinde von dem, was geſchehen war, erſt den 30 September Nachricht haben konnte, ſo gab uns dieſes Zeit, vermittelſt gedachter zweyer Poſten, das freye Feld wieder zu gewinnen, und uns der freyen Communication mit Eger zu verſichern.„

Der Marſchall von Maillebois marſchirte Tag und Nacht, bis er zu Eger ankam. Von da wollte er bis Leutmeritz vordringen, wo der Marſchall von Broglio mit 12,000 Mann ſtand, und ſich mit demſelben vereinigen. Graf Moritz ging mit einem Corps voran, und nahm mit einer groſſen Kühnheit, die Stadt

Eln-

Damals blühte das weltbekannte, und unglückliche Actienſyſtem des Schottländers Law, welcher durch ſeine errichtete Bank in Paris, das ganze Königreich in Zerrüttung, und viele Familien an den Bettelſtab brachte. Der Paroxismus des Actienhandels, welcher damals, wie öfters bey öffentlichen gebilligten Einrichtungen, in alle Köpfe fuhr, dieſer hatte auch auf den Grafen Moritz Einfluß und trug dazu bey, daß er zu Paris in große Schulden gerieth, welche ihn nöthigten, dieſe Stadt auf einige Zeit zu verlaſſen, und ſich nach Sachſen zu begeben. Hier fand er, mitten unter neuen Verſchwendungen, und Ergötzlichkeiten, Mittel, durch Verkaufung und Verſetzung ſeiner Güter, und durch die Gnade ſeines Vaters, diejenigen Summen zu erhalten, welche er in Paris nöthig hatte. Er kam, im Jahre 1722 wieder dahin, und nunmehro wurde Frankreich vollkommen ſein zweytes Vaterland. Er nahm da ſeinen beſtändigen Aufenthalt, und widmete ſich gänzlich dem franzöſiſchen Kriegsweſen.

Jetzt fieng er an einzuſehen, wie unentbehrlich das Studium vieler Wiſſenſchaften für einen groſſen General ſey, und wie der Heldenmuth nur erſt durch Bildung der Künſte, Verehrung erlange. Er ſtudirte die Mathematik, die Ingenieurkunſt, und den ganzen Umfang der Kriegswiſſenſchaften als ein erhabner Geiſt, welcher von ſeinen Lehrern lernt, weiter als ſie zu ſehen, und dadurch geg n ſie am dankbarſten wird, daß er ſie übertrift. Er zeigte für dieſe Wiſſenſchaften auſſerordentliche Talente, und widmete ihnen, und der Geſchichte, und Mathematik, ſeine ganze Zeit. In der letzten Kunſt zeigte er ſich zuerſt als einen Erfinder. Er ließ nach ſeiner Erfindung, eine

Ma-

Maſchine verfertigen, durch welche die Boote von Rouen nach Paris ohne Hülfe der Pferde ſollten gezogen werden, und er mußte, nachdem er ungeheure Summen darauf verwendet hatte, dieſes Unternehmen endlich fahren laſſen. Aber er wurde dadurch in den Stand geſezt, zu der Vollkommenheit einer andern Maſchine viel beyzutragen, durch welche zu Paris die Boote von Portroyal in das Baßin gezogen werden. Die Geſchichte, welche alle groſſe Männer in der Welt jederzeit geliebt haben, gehörte ebenfalls zu den Lieblingsbeſchäftigungen des Grafen von Sachſen, denn er ſah ein, daß man einen Cäſar kennen muß, wenn man ihm gleich werden will, und daß das Leben der Turenne, und Eugene die Schule groſſer Feldherren iſt.

Der Scharfſicht des Grafen Moritz entgieng kein Theil der Kriegskunſt; und faſt in allen Theilen ſuchte er etwas zu verbeſſern. So legte er ſich mit beſondern Fleiß auf die Kunſt des Exercitiums der Truppen, wodurch ganze Heere nur eine Maſchine zu ſeyn ſcheinen, die der Wink eines einzigen Meiſters mit einer unglaublichen Schnelligkeit wirken läßt. Dieſe Kunſt, welche **Friedrich der Groſſe** bis zu einem Wunderwerke vervollkommnet hat, reizte die Aufmerkſamkeit des Marſchals von Sachſen, von ſeiner Jugend an. Er hatte eine neue Art des Exercitiums erfunden, nach welcher er ſein Regiment täglich übte. Der Ritter Follard, welcher ſein ganzes Leben damit zubrachte, den Krieg zu ſtudiren, und für ihn Lehren zu geben, dieſer ſchäzte die neue Methode der Taktik des Grafens von Sachſen ſehr hoch. Er drückte ſich, in ſeinen Commentarien über den Polybius, darüber folgender maaſſen aus. „Was ich itzt eben bemerkt

habe, iſt ſehr gut: aber man muß auch die Truppen nach der neuen Methode ſchieſſen laſſen, welche der Graf von Sachſen bey ſeinem Regimente eingeführt hat; eine Methode, die ich ſehr hoch ſchätze, ſo wie ihren Erfinder, welcher einer von den gröſten Genies für den Krieg iſt, die ich jemals habe kennen gelernt „ Die Folge der Zeit beſtätigte das Urtheil des Ritters.

Eine Reiſe des Grafens nach Dresden, im Jahr 1724, wurde die Gelegenheit zu einem groſſen Schickſale für ihn, durch welches er zu einem regierenden Fürſten erwählt wurde, ohne dieſen Stand behaupten zu können.

Curland, ein altes Herzogthum, welches ehedem dem deutſchen Orden gehörte, war im Jahre 1516 ein eigner Staat, und von Pohlen abhängig geworden, nachdem der Groſmeiſter des Ordens, Gotthart Kettler, dem Orden entſagt, und ſich zum ſouverainen Herzog von Curland und Semgallen hatte ausruffen laſſen. Er hatte zu Wilna gewiſſe Pacta ſubjectionis an Pohlen beſchworen. Als der letzte von dieſem kettlerſchen Stamme, Herzog Ferdinand ohne Kinder blieb, ſo entwarf die Republik Pohlen das Project, Curland in Woywodſchaften zu vertheilen, und es mit der Krone zu vereinigen. Die Stände von Curland erfuhren dieſes Vorhaben kaum, als ſie Mittel dagegen ſuchten. Das beſte war, einen Nachfolger des Herzogs Ferdinand, der ſich gröſtentheils zu Danzig aufhielt, und eben ſo ſchwächlich an Seele, als am Körper war, noch bey ſeinem Leben zu erwählen. Der damalige curländiſche Geſandte zu Dresden, nachheriger Conferenzminiſter an dieſem Hofe, der Freyherr von Bülow gab dem Grafen von Sachſen zuerſt den Einfall, ſich um

das Herzogthum Curland bey den wählenden Ständen zu bewerben. Er unterſtützte die Abſicht des Grafen. Er unterhandelte eine Vermählung deſſelben mit der verwittweten Herzogin Anna, von Curland, einer rußiſchen Prinzeßin, welche hernach auf den Kaiſerthron von Rußland geruffen wurde. Dieſe Vermählung ſollte in dem Falle geſchehen, daß die Wahl eines Herzogs von Curland auf den Grafen Moritz fiele.

Alles ging glücklich von ſtatten. Den Ständen von Curland war viel daran gelegen, daß ſie zeitig einen neuen Herzog erhielten, ehe ſie durch den Todesfall des Herzogs Ferdinand um ihre Gerechtſame kämen. Die verwittwete Herzogin von Curland empfahl ihnen den Grafen von Sachſen, als eine Perſon, welche beſonders dem Könige in Pohlen angenehm ſeyn würde. Der Graf begab ſich nach Frankreich indeſſen zurück, und ließ ſeine Mittel wirken.

Es kamen drey Competenten für den Thron von Curland in den Vorſchlag; der Herzog von Holſtein Gottorp, der rußiſche Fürſt Mentſchikow, und der Graf Moritz von Sachſen. Der ausgebreitete Ruhm des letztern, ſeine perſönliche Tapferkeit, und ſein Geiſt, machten ihn zu demjenigen, welcher die Wahl der Stände in der Folge am beſten rechtfertigen konnte. Der alte Herzog Ferdinand ließ umſonſt eine öffentliche Proteſtation wider die Wahl bekannt machen. Man wollte einen Beſchützer haben, und achtete auf den ſchwächlichen Prinzen nicht. Die Republik Pohlen widerſprach dem Rechte der Wahl gleichfals. Aber eben dieſe war es, gegen welche man einen Beſchützer ſuchte. Die Wahl gieng vor ſich; und durch dieſelbe wurde, am 5 Julius, 1726, der Graf Moritz von Sachſen, **Herzog von Curland und Semgallen.**

Er begab ſich unter dem Scheine einer Reiſe nach Liefland, zu ſeinen neuen Unterthanen in Curland, und machte Anſtalt, ihre, und ſeine Rechte zu vertheidigen.

Indeſſen erhob ganz Pohlen ſeine Rache wider dieſe Wahl. Die Pohlen, welche ihr Vorhaben, Curland mit ihrem Staate zu vereinigen, ſcheitern ſahen, vermutheten, daß König Auguſt ſeinem Sohne in dieſer Sache günſtig ſey, und nöthigten ihn, ſeine väterliche Neigung dem Ehrgeitze der Unterthanen aufzuopfern. Er erklärte, daß er die Wahl von Curland, welche auf den Grafen von Sachſen gefallen wäre, mißbillige, weil ſie den Rechten der Republik entgegen zu ſeyn ſchiene, und daß er den Grafen nicht im geringſten unterſtützen werde. Dies war noch nicht genug. Es wurde eine Acte ausgefertiget, durch welche jene Wahl völlig vernichtet, und für unſtatthaft erklärt wurde. Den Grafen ſelbſt foderte man nebſt einigen Räthen binnen ſechs Wochen zu ſeiner Verantwortung nach Warſchau. Hierauf wurde die ganze Sache auf einen Reichstag, zu Grodno, gebracht.

Noch gefährlicher wurde der Zorn des rußiſchen Hofes. Die Kaiſerin Catharina erklärte, daß ſie mit der geſchehenen Wahl nicht zufrieden wäre, ſondern verlangte, die Curländer ſollten entweder den Herzog von Holſtein Gottorp, oder den Fürſten Mentſchikow zu ihrem Herrn erwählen. Der Stolz dieſes letztern, welcher aus einem Paſtetenbeckerjungen General, und Fürſt geworden war, gieng ſo weit, daß er durch den Fürſten Dolgoruky den Ständen in Curland Drohungen ſagen ließ: und dieſe Drohungen fingen an durch ein Corps rußiſcher Truppen, welches ſich den curländiſchen Grenzen näherte, erfüllt zu werden.

Graf

Graf Moritz hatte ſich inzwiſchen die verwittwete Herzogin von Curland geneigt gemacht, mit welcher er ſich vermählen wollte. Dieſe Prinzeßin that bey dem ihr verwandten rußiſchen Hofe alles mögliche, um die Wahl ihres Freundes zu unterſtützen. Sie ging ſelbſt nach Riga, und redete dem Fürſten Mentſchikow zu, um ſich nicht weiter zu widerſetzen. Aber vergeblich. Mentſchikow gieng vielmehr ſelbſt nach Mietau, und ließ rußiſche Truppen in die Stadt rücken.

Am folgenden Morgen nach der Ankunft dieſes Nebenbuhlers ging Graf Moritz ſelbſt zu ihm. Mentſchikow ſagte ihm ohne Umſtände, und mit ziemlicher Heftigkeit, daß die vorgenommene Wahl der Stände nichts gelte, daß die Stände entweder ihn ſelbſt, oder den Herzog von Holſtein wählen müſten, und daß er, bloß dieſer Urſache wegen nach Mietau gekommen wäre. Moritz antwortete ihm mit geſetzten Muthe, daß die Wahl der Stände rechtmäßig ſey: das Schickſal von Curland käme itzt darauf an, daß es entweder zu Pohlen geſchlagen, und in Woywodſchaften vertheilt würde, oder ſeine bisherige Verfaſſung behielte, in welchem letztern Falle er, der Graf, allein Herzog ſeyn könnte. — Mentſchikow fragte ihn darauf; „ wie er ſich denn zu erhalten gedächte?„ — Ich kenne meine Schwäche gar wohl, antwortete der Graf, aber gedenke nicht daran, denn die Sache wird ſich von ſelbſt erhalten.

Mentſchikow ließ bald darauf einige Abgeordnete des Landes zu ſich kommen, und drohete, daß er ihnen zwanzig tauſend Mann zuſchicken wolle, welche ſie würden lehren zu gehorchen.

Auf den Abend lief von vielen Orten die Nachricht ein, daß der Fürſt Mentſchikow ſeine Sache mit Gewalt treiben wolle. Es zogen auch auf 800 Mann Ruſſen ſich um den Pallaſt des Grafen. Dieſer hatte nur 60 Mann, mit welchen er ſich vertheidigte, und die Belagerung ſeines Pallaſts aushielte, welche jedoch bald aufgehoben wurde, weil man ſich für einen Aufruhr fürchtete. Mentſchikow reißte vielmehr am dritten Tage von Mietau ſelbſt ab, mit der Bedrohung, daß, wenn binnen zehn Tagen die Curländer nicht den ruſſiſchen Hof befriedigt hätten, er mit einer Armee wieder zurück kommen würde.

Der Reichstag zu Grodno ſetzte den Grafen in noch gröſſere Verlegenheit. Die Pohlen erklärten ſeine Wahl zum Herzoge von Curland für nichtig, und ihn ſelbſt für einen hartnäckigen ungehorſamen. Die Curländer waren Rebellen. Dieſe unglückliche Nation ſchickte einen von ihrem Adel, mit Namen Mollen, als einen Abgeordneten aller Stände von Curland, nach Pohlen, um die Nation zu rechtfertigen. Der Abgeſandte hatte ſich kaum bey dem Kron-Marſchal zur Audienz melden laſſen, als er in ſeinem Hauſe in Verhaft genommen wurde. Das ſtolze Weſen, welches damals die Pohlen ganz eingenommen hatte, und welches ſie auf dieſem Reichstage gegen ihren eigenen König, die Könige von Preuſſen und England, und den Pabſt bezeugten, ſtieg zu einem noch höhern Tone gegen die verlaßnen Curländer. Es wurde eine Commißion ernannt, welche nach Curland gehen, neue Einrichtungen in dieſem Lande machen, und den Grafen von Sachſen zur Verlaſſung des Landes zwingen ſollte. Es rückten einige pohlniſche Truppen an die Grenze. Der Graf von Sachſen wurde endlich in

die Acht erklärt, und ein Preis auf ſeinen Kopf geſezt. Der curländiſche Abgeſandte wurde mit einem Unterofficier und ein paar Mann Bedeckung zurückgeſchickt.

Moritz arbeitete mit der gröſten Thätigkeit dem Schickſale entgegen. Er wandte ſich in beſondern Schreiben an den Hof zu Berlin, an den Primas von Pohlen, an den Kronkanzler. Er bat den Miniſter Oſtermann in Petersburg um Unterſtützung. Die verwittibte Herzogin von Curland reiſte ſelbſt an den ruſſiſchen Hof, um für ihn Vorſtellungen zu thun. Alles war vergeblich. Das Schickſal wollte, daß Moriz nicht ein regierender Fürſt, ſondern der erſte General ſeiner Zeit werden ſollte. Er war, bey dieſer Verwirrung ſeiner Situation, ſchon einmal nach Grodno unterwegens; beſann ſich aber und kehrte mitten auf der Reiſe, deren Unnützlichkeit er vorher ſah, wieder zurück. Er faßte den Entſchluß, wieder nach Frankreich zurück zu gehen, und Curland zu verlaſſen: aber er änderte ſeinen Entſchluß wiederum, und nahm ſich vor, das äufferſte abzuwarten, und ſeine Rechte mit den Waffen zu vertheidigen.

Das ſonderbarſte dabey war, daß ſeine Achtserklärung unter dem königlichen Siegel, und mit der Unterſchrift ſeines Vaters ausgefertigt war, und eben dieſer, ſein königlicher Vater, ihn zu gleicher Zeit mit Gelde und Ehre beſchenkte, indem er einen Preis auf ſeinen Kopf ſetzen lies. So wollten es die Umſtände. Das öffentliche Schreiben, welches der Graf an ſeinen Vater, als König von Pohlen, ſandte, iſt zu merkwürdg, als daß man nicht hier davon einen Auszug mitheilen ſollte.

Der Graf erklärt dem Könige, daß er durch eine unvermeidliche Nothwendigkeit gezwungen würde,

gegen

gegen die Befehle Sr. Majeſtät ungehorſam zu ſeyn; daß die Empfindungen der Ehre ihm die Pflicht auflegten, nichts zu thun, was ſeiner Geburt unwürdig ſey; daß er eine ehrenvolle Parthey nicht verlaſſen, und ſein gegebens Wort nicht brechen könne; daß er eine wichtige Stelle bey den Armeen des allerchriſtlichſten Königs beſitze, bey welchem Feigheit und Verrätherey keine Entſchuldigung fänden, und daß, wenn er an dieſes alles nicht denken wolle, er doch, wegen des gegebenen Worts an die Stände von Curland, durch Gewiſſensbiſſe abgehalten würde, ſeine Tage in der allgemeinen Verachtung zu beſchlieſſen. „Nichts iſt in meinem Herzen, fügt er hinzu, tiefer eingeprägt, als eine vollkommene Ergebung in den Willen Ew. Majeſtät; aber die Ehre, Sire, erkennt keine andre Herrſchaft, als ſich ſelbſt. Wenn ich einen Augenblick dieſen Grundſatz fahren laſſe, ſo bin ich Ihrer Gütigkeiten nicht mehr würdig. Es iſt weder Eigenſinn, noch Leichtſinnigkeit, daß ich meine Wahl angenommen habe. Ich bin von der ganzen Nation von Curland einſtimmig erwählt worden, durch denjenigen Adel, welcher ſeit vielen Jahrhunderten ſeine Ergebenheit für Pohlen bewieſen, und mehr als einmal zu den Vortheilen, und dem Ruhme dieſer Krone beygetragen hat, welcher nichts ſucht, nichts wünſcht, und verlangt, als in der Treue ſeiner Vorfahren zu beharren, und dieſe Pflicht niemals verlaſſen wird.„

Man weiß wohl, daß die Staatskunſt ſolche Schriften eben alsdenn am nothwendigſten macht, wenn ſie am unnützeſten ſind. Sie müſſen alsdenn dasjenige beym Publiko rechtfertigen, was bey den Fürſten nicht mehr gerechtfertigt werden kann. Auch hatte der Graf von jenem ſchönen Schreiben keinen

andern Vortheil, als daß ihm einige Leute Recht gaben, die ihm kein Recht verſchaffen konnten.

Sobald die pohlniſche Commißion in Mietau angekommen war, begab ſich der Graf ſelbſt zum Unterkanzler, welcher mit ihm Verhandlung pflegen wollte. Er erklärte ſich ſo, daß er zu verſtehen gab, wie er geſonnen wäre, die Curländer nicht zu verlaſſen, welche bereit wären, ſich ſeinen Dienſten aufzuopfern. Er konnte dieſe Sprache wohl führen, da er einſah, daß Pohlen ſeine Macht zur Unterdrückung Curlands nicht verwenden würde, weil ſonſt ein ausgebreiteter Krieg mit den fremden mächtigen Nachbarn dadurch entſtehen muſte. Indeſſen ſchadete doch die pohlniſche Commißion gleich im Anfange dem Grafen ungemein. Sie machte viele Curländer beſtürzt, und abwendig. Sie maßte ſich vieler Gewalt an. Sie ſchwächte den Credit des Grafen.

So bald die Commißion die Wirkung ihrer Unternehmung ſo ſtark ſah, als ſie es kaum vermuthete, ging ſie noch weiter. Sie ließ zu Mietau eine Anklage wider die drey Oberräthe wegen der geſchehenen Wahl bey ſich anbringen, und richtete darüber. Endlich ertheilte ſie ein Decret, durch welches die drey Oberräthe zwar losgeſprochen wurden, aber die Wahl des Grafen von Sachſen zum Herzoge von Curland wurde förmlich kaßirt, und den Ständen von Curland befohlen, mit keiner andern Macht in die geringſte Verbindung zu treten, auſſer mit Pohlen, von welchem Reiche ſie abhängig wären.

Der Graf, wider deſſen Wahl von allen Canzeln in ganz Curland das Caſſations-Decret abgepredigt werden muſte, und deſſen Verlegenheit immer gröſſer wurde, ging mit einiger Mannſchaft auf die

Inſel

Inſel Usmaiz, wo er die verſprochne Hülfe der Curländer erwartete, ſich verſchanzte, und mit Artillerie, und Kriegsbedürfniſſen verſah.

Inzwiſchen erfüllte der Fürſt Mentſchikow ſeine vorigen Drohungen. Das Intereſſe des rußiſchen Hofes bey der Wahl von Curland war durch den Tod der Kaiſerin Katharina, und den neuen Monarchen, Peter den Zweiten, nicht verändert worden. Es erſchien ein rußiſches Corps in Curland, und nöthigte die Regierung des Landes, ſeine Protection anzunehmen. Pohlen auf der einen und Rußland auf der andern Seite, gaben wechſelsweiſe Geſetze, und hoben ſie wechſelsweiſe, einer der andern ihre, auf. Alles was der Adel, von Curland thun konnte, war, den Grafen von Sachſen, den ſie zu ihrem Fürſten erwählt hatten, zu entfernen. Sie ſchickten eine Geſandtſchaft an ihn, und baten ihn darum. Das hieß, ſie baten den, ſie zu verlaſſen, den ſie zu ihrem Schutzgeiſte erwählt hatten, und liebten.

Graf Moritz hatte umſonſt gehoft, auf der Inſel Usmaiz vielen Beyſtand zu erhalten Sein ganzes Heer wurde endlich dreyhundert Mann ſtark. Er empfing die Bitte der Geſandten der Curländer, ſie zu verlaſſen, weil es der rußiſche Hof verlange, mit Anſtand und Klugheit. Er bedauerte, daß er ſo unglücklich geweſen ſey, den Zorn des rußiſchen Hofes ſich zuzuziehen. Er verſicherte, daß, da er ſich zu ſchwach ſähe, einer ſolchen Macht zu widerſtehen, er ſich gezwungen befände, die Curländer zu verlaſſen, und verlangte bloß zehn Tage Friſt, um ſich zu entfernen.

Die rußiſchen Generale verſtatteten ihm nur zwey Tage Zeit, und griffen ihn mit vier tauſend Mann auf der Inſel an, auf welcher er ſich mit ſeinen drey-

hundert Mann noch nicht gehörig verſchanzt hatte. Es war ein Ueberfall, und kein Angriff. Das Schrecken und die Unordnung halfen die Mannſchaft des Grafen beſiegen. Er verlor Mannſchaft, Artillerie, und Kriegsbedürfniſſe. Nur ſeine Kühnheit rettete ihn. Er wagte ſich mit ſeinem Pferde ins Waſſer, und entkam den Händen der Ruſſen, durch Schwimmen. Seine Anhänger wurden als Gefangne nach Mietau geführt.

In Danzig, wo er zuerſt einige Ruhe ſchöpfte, ſah er das Schickſal Curlands bald verändert. Die rußiſchen Generals verlangten, daß ſich die pohlniſche Commißion aus Curland hinweg begäbe, und dieſe wollten, daß die rußiſchen Generals mit ihren Truppen weg giengen. Während dieſer Streitigkeit fiel der Nebenbuhler des Grafens um Curland, Fürſt Mentſchikow, durch eine ſolche Cabale, durch welche er oft andere geſtürzt hatte, in Ungnade. Nun verlieſſen Ruſſen und Pohlen Curland, und dieſes Herzogthum blieb in dem Zuſtande, in dem es geweſen war. Nur konnte nicht weiter, ſo lange noch der alte Herzog Ferdinand lebte, an eine Wahl eines neuen Herzogs gedacht werden.

Graf Moritz machte Proteſtationen gegen das Verfahren wider ſich: die letzte Zuflucht im Unglücke: erwartete einen günſtigern Zeitpunkte, der niemals kam, und ging nach Frankreich zurück. Hier vergaß er die Ungerechtigkeiten von Curland in dem angenehmen Umgange mit der franzöſiſchen Nation, die ihn bald verehren lernen ſollte.

Der Hof zu Verſailles war itzt ziemlich verändert. Der König vertrieb ſich die Zeit, auſſer der Jagd, bloß mit ſeiner Gemahlin. Fleury, erſter Miniſter liebte Sparſamkeit, Stille, und Frieden Das

Kriegsweſen zu Lande, wurde aus Mode erhalten, und das Seekriegsweſen ging gar ein. Der Cardinal Fleury war, als Miniſter, dabey glücklich: aber die Generals, und Moritz, waren es nicht.

Im Jahr 1730 erſchien eine neue Hofnung für ihn, wegen Curland. Die verwittibte Herzogin Anna, welche ihn bey der Wahl von Curland ſo ſehr unterſtützt, welche ihm ihre Hand, wenn er in Abſicht Curlands glücklich würde, verſprochen hatte, wurde Kaiſerin von Rußland. Allein das Intereſſe einer Regentin von Rußland konnte nicht einerley mit dem Intereſſe einer verwittweten Herzogin von Curland ſeyn. Ueberdem war der Graf von Biron ihr Liebling geworden. Moritz that alſo bey ihr vergebliche Vorſtellungen wegen Curlands, und gab bloß dadurch ihrem Günſtlinge Gelegenheit zu neuen Entwürfen, die ihm, Moritzen, in der Folge ſelbſt widrig wurden.

Die Ruhe am franzöſiſchen Hofe bildete Moritzen zum vollkommenen Feldherrn aus. Er machte ſich in dieſer Zeit, den ganzen Umfang der kriegeriſchen Kenntniſſe eigen. Er ſtudirte die Kriegskunſt mit neuem Eifer, und wurde nun ſelbſt Lehrer und Schriftſteller darinnen.

Es gehörte zu den Eigenheiten dieſes groſſen Mannes, daß er immer unter ſolchen Umſtänden die gröſten Dinge that, unter welchen andre Menſchen nichts zu thun fähig ſind. Er ſchlug die Feinde, indem er krank war, und ſchrieb vortrefliche Schriften, indem er das Fieber hatte. Er ſetzte im Jahre 1732 das Werk auf, welches den Titel führt: mes Reveries. Dieſe ſo genannten Reverien oder Träume, wurden in dreyzehn Fiebernächten, von dem kranken Marſchall in die Feder dictirt. Er verbeſſerte und vermehrte dieſes Werk, und gab es von neuen nach

dem

dem Frieden, 1736. heraus. Die Kriegskunſt des Grafen von Sachſen, iſt, ſo wie alle ſeine Anmerkungen in dieſer Gattung, eines Cäſars würdig. Der Verfaſſer ſchreibt in jenem männlichen und raſchen Style, welcher den Charakter des Kriegers bezeichnet. Voller tiefen Einſichten, und neuen Kühnheiten geht er oft vom gewöhnlichen ab, und giebt dafür da Regeln an, wo es bisher noch keine gegeben hatte. Dieſe Regeln ſind eben ſo neu, als nützlich, und gehen theils den General, theils den Soldaten an. Der Autor ſteigt bis zu dem erhabenſten der Kriegskunſt, und beweißt ſich in allen Fächern, als Kenner, Genie, und Lehrer. Der glänzendſte Beweis von der Vortreflichkeit der Kriegskunſt des Grafen von Sachſen, iſt die Achtung, welche der König von Preuſſen derſelben gegönnt hat.

Um dieſe Zeit, (im Jahre 1732) wurde Moritz mit dem Ritter Follard genauer bekannt, jenem berühmten Lehrmeiſter des Krieges, welcher durch ſeine Commentarien über den Polybius ſein Andenken unſterblich gemacht, und der Quintus Icilius der erſten Hälfte unſers erſten Jahrhunderts war. Die Gleichheit der Neigung, und die gleiche Stärke des Genies machte den Marſchall mit dem Ritter ſehr bald vertraut. Sie waren alle Tage zwey oder drey Stunden mit einander in Unterredung, und theilten einander ihre Betrachtungen und Ideen über die kriegriſchen Geſchäfte mit. Durch dieſen täglichen Umgang mit dem Ritter Follard, der die Tactik der Alten ſo ſehr ſtudirt hatte, gewann Moritz einen Geſchmack an der Lectüre der alten Schriftſteller, und er fing an, alle alten Autoren zu leſen, welche von der Kriegskunſt unterrichten. Er ſtudirte beſonders den Polybius ſehr eif-

eifrig. Eine beſondre Neigung hatte er gegen den Onoſander, einen Schriftſteller in der Kriegskunſt der Alten, welcher weniger bekannt iſt, als er zu ſeyn verdiente. Moritz ſchätzte ihn ſehr hoch, ob er ihn gleich nur in einer alten ſchlechten franzöſiſchen Ueberſetzung leſen konnte, und hatte ihn beſtändig bey ſich. Durch ſolche Studien erhob ſich Moritz auf diejenige Höhe der Einſichten, von welcher herab er alle franzöſiſche, und die meiſten andern Generals in der Welt überſahe.

Es währte nicht lange, ſo genoß er die Früchte ſeiner Bemühungen. Der undermuthetete Tod ſeines Vaters, Königs Auguſt des Zweyten, unterbrach den Frieden, welcher in ganz Europa, von Rußland bis Portugal hin, herrſchte. Verſchiedene Mächte wollten Pohlen mit einem neuen Könige verſorgen, und darüber kamen dieſe Mächte, und ganz Europa mit einander in Krieg. Stanislaus Lezcinsky, der Schwiegervater des Königs von Frankreich, welcher ſchon 1704 zum Könige von Pohlen war erwählt worden, und der Macht der Ruſſen, bey dem Unfalle des Königs von Schweden, ſeines Schöpfers, hatte weichen müſſen: dieſer Prinz ſuchte aufs neue die pohlniſche Krone. Der Churfürſt von Sachſen der Sohn Auguſts des Zweyten, ſuchte ſie auch. Er fand den Beyſtand des rußiſchen Hofes, welcher in der Perſon des Stanislaus nicht ſeinen alten Feind auf einen benachbarten Thron erhoben ſehen wollte; und den Beyſtand des Kaiſers Carls des Sechſten, welcher als ein naher Vetter des Churfürſten von Sachſen, demſelben gern die Krone von Pohlen verſchaffen wollte, und dazu noch durch dieſe Gefälligkeit ihm die Verbindlichkeit auflegte, die ſogenannte pragmatiſche Sanction, oder die

Erb-

Erbfolge ſeiner Prinzeßin in allen ſeinen Staaten, durch ſeine Unterſchrift zu beſtätigen. Auguſt der Dritte unterzeichnete die Sanction, und erhielt dafür die kaiſerliche Unterſtützung.

Der Nebenbuhler Auguſts wurde von Frankreich unterſtützt, und Frankreich verband ſich mit Spanien und Sardinien. Unter dieſen günſtigen Umſtänden gieng Stanislaus ſelbſt nach Pohlen, und fand dort den gröſten Theil der Nation ſich geneigt. Er wurde zum König erwählt. Auguſt hingegen wurde ebenfalls von einem, obgleich geringern, Theile der Pohlen erwählt. Die kaiſerlichen Truppen trieben die Partey des Stanislaus auseinander. Er ſelbſt floh nach Danzig, wurde belagert, und entfloh, mit Gefahr; in der Verkleidung eines Bootsknechts. Das weit entfernte Frankreich konnte ihn nicht unterſtützen, aber es konnte ihn rächen. Die Rache fiel auf den Kaiſer, als den nächſten Nachbar, und der Krieg nahm zugleich am Rheine, und in Italien, den Anfang.

Itzt kam Moritz in Verſuchung die franzöſiſchen Dienſte zu verlaſſen, und eine weit höhere Stelle zu erhalten, als er damals beſaß. Sein Bruder, der neue König von Pohlen, Auguſt der Dritte, trug ihm das Obercommando aller ſeiner Truppen an: aber er ſchlug dieſe Ehre aus, blieb lieber in franzöſiſchen Dienſten, und begab ſich mit ſeinem Regimente an den Rhein, zu der Armee des Marſchalls von Berwick.

Gleich bey der erſten Unternehmung, welches die Belagerung der Reichsfeſtung Kehl war, that ſich Moritz hervor. Er begab ſich, in der Nacht am 24 October (1733) in die Trenſcheen, und gleich neben

ihm wurde ein Officier getödtet. Er brachte in dieſer Nacht eine Mine zwiſchen dem Rhein, und der rechten Seite des Hornwerks zu Stande. Drey Tage darauf ging die Feſtung über, und der Feldzug zu Ende.

Im folgenden Jahre führte er den erſten Streich des Feldzugs aus. Er griff mit zweyhundert Dragonern, zwölfhundert Mann Feinde an, welche der Zufuhr zur Bedeckung dienten, und ſchlug ſie. Er fochte nunmehro dem groſſen Helden gegen über, an deſſen Seite er in den erſten Lehrjahren der Kriegskunſt geweſen war. Aber Eugen war nicht mehr der vorige, und hütete ſich durch die achtzehnte Schlacht den Ruhm der vorigen aufs Spiel zu ſetzen. Er verſchanzte ſich, und erwartete den Feind, dem er ſonſt zuvorgekommen war. Der Marſchall von Berwick nahm ſich vor, die von den Deutſchen aufgeworfnen Linien bey Etlingen und Mühlberg anzugreiffen. Er fing eben den Angriff an, als er den Grafen von Sachſen zu ſich kommen ſah. **Graf**, ſagte er zu ihm, **ich wollte eben dreytauſend Mann hieher rücken laſſen, aber Sie ſind mir allein ſo viel werth.** Moritz rechtfertigte dieſen Lobſpruch. Er ſtellte ſich an die Spitze eines Haufen Grenadiers, und drang mit ihnen in die feindlichen Linien. Er richtete unter den Feinden eine ſolche Verwirrung an, daß ſie flohen. Er entſchied den Sieg. Prinz Eugen wurde durch dieſen Vorfall genöthigt, ſich mit ſeiner Armee bis Heilbronn zurück zu ziehen.

Der Marſchall von Berwick ſchritt hierauf zur Belagerung von Philippsburg, welche viel Mühe koſtete. Sie wurde am 23 May (1734) eröfnet,

und

und dauerte bis auf den 18 Julius. Moritz that ſich bey dieſer ſchweren Belagerung, welche dem Marſchall Berwick das Leben koſtete ſo ſehr hervor, daß er gleich nach der Eroberung von Philippsburg am (1 Auguſt 1734) vom Könige die Stelle eines Generallieutenants erhielt; und dadurch neue Gelegenheit bekam ſich durch beſondere Unternehmungen auszuzeichnen. In dem Feldzuge deſſelben Jahres fiel indeſſen nichts merkwürdiges mehr vor.

Im folgenden führte der Marſchall von Coigny das Commando am Rheine. Eugen, der Befehlshaber der kaiſerlichen Armee verſuchte bey Mannheim über den Rhein zu gehen. Der Graf von Sachſen wurde ihm entgegen geſtellt, um die Kaiſerlichen aufzuhalten. Er wählte einen ſo vortheilhaften Poſten, und nahm ſolche Maaßregeln, daß der Prinz Eugen, ob er gleich an Truppen ſo überlegen war, es nicht wagte, ſein Project auszuführen. Die Unternehmungen bey beyden Heeren beſtanden in Hin- und Hermärſchen, ohne Wirkſamkeit. Am Ende des Feldzugs ſchien es zu einem Treffen zu kommen, als der Graf von Seckendorf mit einem ſtarken Corps auf die franzöſiſche Armee ſtieß. Aber es blieb bey einer Canonade ohne Folgen. Ueberhaupt war nun noch der Schatten des groſſen Eugens bey dieſer Armee. Er ſchien ſich ſelbſt überlebt zu haben; und es war Ehre für ihn, daß er dieſes ſelbſt zuerſt eingeſehen hatte, und keine, ihm ſonſt ſo gewöhnliche, Kühnheit mehr wagte. Inzwiſchen wurden ſchon Friedensunterhandlungen gepflogen, und es iſt wahrſcheinlich, daß die Nachricht davon die beiden feindlichen Generals abhielt, groſſe Dinge zu unternehmen, deren Ausgang den Frieden unterbrechen konnte. Es wurden auch

würklich ſchon am 16 Nov. zu Wien die vorläufigen Punkte des Friedens unterzeichnet, welcher im folgenden Jahre 1736 zu Stande kam.

Durch dieſen Frieden erlangte der Curfürſt von Sachſen die Königskrone von Pohlen, und Frankreich Lothringen, ein Land wornach es viele Jahrhunderte hindurch vergeblich geſtrebt, und woran es itzt wirklich nicht gedacht, bis der glückliche Erfolg der Umſtände die Idee erweckt hatte. Don Carl, der zweyte Sohn des Königs von Spanien wurde nach Neapel verſetzt: das regierende Haus von Lothringen erhielt Toscana. Der König von Sardinien das novareſiſche, und tortoneſiſche Gebiet, und Parma und Piacenza der Kaiſer. So viele Veränderungen hatten diesmal zwey Feldzüge, in welchen noch dazu der gröſte Theil der Armeen nichts groſſes unternommen hatte, zu wege gebracht, da hingegen Kriege von vielen Jahren oft keine Veränderungen in den Beſitzungen von Europa machen.

Bald nach dieſem Frieden ſtarb der alte Herzog von Curland, Ferdinand. Das Herzogthum gehörte nunmehro dem Grafen Moritz von Rechtswegen. Er ließ ſeine Foderungen auch anbringen. Allein die Kaiſerin von Rußland, eben die Prinzeßin, welche ihn anfangs ſo unterſtützte und ihre Hand verſprach, hatte, als Kaiſerin, einen gebornen Curländer zu ihrem Liebling genommen, und ihr Anſehn brachte es leicht dahin, daß die Curländer dieſen ihren Liebling, den Oberkammerherrn und Grafen von Biron, zu ihrem Herzog erwählten. Nach dem Tode der Kaiſerin im Jahr 1740 wurde er zwar nach Siberien geſchickt, und Moritz konnte neue Hoffnung ſchöpfen. Allein die neue rußiſche Regierung gab auch dieſes

nicht

nicht zu. Curland muſte hintereinander, nach dem Willen des rußiſchen Hofes, verſchiedne Herzoge annehmen, ohne irgend einen behalten zu können. Es wurde das Spiel der benachbarten Macht. Moritz hingegen gelangte nie zu dem Beſitz eines Landes, deſſen Herrſchaft ihm die Unterthanen ſelbſt angeboten hatten. Er war, durch den Zufall einer Reiſe, ſo gar, in Frauenſtadt zugegen, da ſein Bruder, als König von Pohlen, das Wahldiplom des Herzogs von Biron unterſchrieb.

Man ſagt, daß um dieſe Zeit der Graf von Sachſen eine geheime Reiſe nach Madrit in Geſchäften des ſächſiſchen Hofes gethan habe. Wenigſtens war er eine gute Zeit auf Reiſen, ehe er wiederum ſeinen beſtändigen Aufenthalt in Paris nahm, wo nunmehro ſein Ruhm und ſein Vergnügen ſehr ausgebreitet wurde. Jenen erwarben ihm ſeine groſſen, täglich mehr bekannten Einſichten in die Kriegskunſt, und dieſes gewährte ihm der neue Geſchmack des Königs Ludwigs, an Luſtbarkeiten, und Zerſtreuungen, welche bisher von dem franzöſiſchen Hofe verbannt geweſen waren, und nun durch die Liebe des Königs zur Marquiſe Mailly wiederum zurück geruffen wurden.

Mitten unter dieſen Ergötzungen, und noch im Anfange derſelben, rief das Glück Moritzen auf den Schauplatz, auf welchem er eine groſſe, ſo unvergeßliche Rolle ſpielen ſollte.

Das Jahr 1740 ſtiftete eine neue Epoche in Europa. Es ging das Jahrhundert **Friedrichs des Groſſen** an. Dieſer Monarch war zugleich Marc Aurel und Cäſar, und eine ſolche in der Geſchichte der Welt bisher noch einzige Erſcheinung muſte

ſte groſſe Revolutionen wirken. Der Kaiſer Carl der Sechste ſtarb im October deſſelbigen Jahres, und ob ihm gleich, vermöge der pragmatiſchen Sanction, ſeine einzige Prinzeßin, Maria Thereſia, in allen ſeinen Erbländern nachfolgte, ſo machten doch verſchiedne Mächte auf die Verlaſſenſchaft des Kaiſers Anſprüche. Der König von Preuſſen machte auf vier Herzogthümer Schleſiens Anſprüche, welche das Haus Brandenburg bisher, da die Umſtände es nicht erlaubt hatten, noch nicht ausgeführt hatte. Da der Hof zu Wien ſeinen Foderungen kein Gehör gab, ſo brach er in Schleſien ein, und eroberte in kurzer Zeit Niederſchleſien, und ſchlug die öſterreichiſchen Truppen bey Molwitz.

Indeſſen machten auch der König von Pohlen, als Churfürſt zu Sachſen, wegen ſeiner Gemahlin, und der Churfürſt von Bayern, wegen eines Erbfolgevergleichs zwiſchen Kaiſer Carl dem Fünften, und Ferdinand dem erſten, und zwar beyde Prinzen, auf die ganze öſterreichiſche Verlaſſenſchaft, Anſprüche. Frankreich erklärte ſich für einen Bundgenoſſen des Churfürſten von Bayern, und dachte durch ſeine gegenwärtige Hülfe ſeine alte Schuld von Bayern, welches immer mit eignem Schaden, ein Alliirter von Frankreich geweſen war, abzutragen. Der Churfürſt Carl Albrecht ſollte nicht allein einige öſtereichiſche Provinzen, ſondern auch die erledigte Kaiſerkrone erhalten. In dieſen Abſichten ſendete Frankreich den Marſchall Belleisle an alle Höfe herum, die Wahlſtimmen für den Churfürſten von Bayern zu erwerben, und eben dieſer Marſchall, ein unternehmender, lebhafter Kopf, war zugleich Oberbefehlshaber der franzöſiſchen Hülfstruppen, die jedoch unter dem höch-

ſten

ſten Commando des Churfürſten von Bayern ſtunden. Belleisle konnte wegen ſeiner Staatsunterhandlungen nicht bey der Armee bleiben. Graf Moritz führte die zweyte Colonne der Armee, welche am 7 September 1741 in Oberöſterreich im Lager des Churfürſten von Bayern ankam, und ſich mit ſeinem Heere vereinigte.

Der Churfürſt war in Oberöſterreich glücklich, und nahm zu Linz die Huldigung ein. Da es ihm aber an ſchweren Geſchütze fehlt, um weiter in Oeſterreich zu dringen, nahm er ſeinen Weg nach Böhmen, und ſuchte ſich dieſes Königreich zu unterwerfen. Der Graf von Sachſen rückte mit einem Theile der Armee vor Prag, und alle Heere vereinigten ſich bey Braunau.

Der Graf von Sachſen bekam die Aufſicht der Belagerung von Prag, welche im November unternommen wurde. Der General Ogilvi, ein Irländer von Geburt, war Commendant in der Feſtung. Er hatte 3000 Mann Beſatzung darinnen. Die ſpäte Jahrszeit, der Mangel an Lebensmitteln, und die Annäherung des Großherzogs von Toscana mit einem Heere von 40,000 Mann, womit er Prag entſetzen wollte; dieſes alles nöthigte die bayeriſche und franzöſiſche Armee, entweder Prag in wenigen Tagen einzunehmen, oder die ganze Unternehmung aufzugeben. Der Großherzog war bereits den 25 November 5 Meilen von Prag angekommen. Aber in eben derſelben Nacht eroberte der Graf von Sachſen die Stadt mit Sturm.

Er ging mit 1000 Grenadiers und 1500 Mann zu Pferde des Abends über die Mulda an den Wall der Neuſtadt. Des Nachts um ein Uhr muſte der

Graf von Polaſtron unter einem heftigen Artillerie-feuer einen falſchen Angriff auf die ſogenannte kleine Seite von Prag thun. Dieſer Angriff wurde bis vier Uhr des Morgens fortgeſetzt, und dadurch die ganze Beſatzung von Prag auf dieſe Seite gezogen. Um eben dieſe Zeit legte Moritz an der Neuſtadt Sturmleitern an, und ſeine Truppen erſtiegen die Wälle, die nicht beſetzt waren. Einige Schritte vom Walle ſtand eine einzige Schildwache. Moritz drengte in die Stadt. Indeſſen hatte der Graf Rutowsky, welcher an einer andern Seite der Neuſtadt angriff, viele Schwierigkeiten gefunden. Moritz drang mitten durch die Stadt ihm entgegen, und öfnete ihm das Thor. Die Beſatzung ſtreckte das Gewehr, und wurde zu Kriegsgefangnen gemacht. Der Graf von Sachſen bewahrte die Stadt vor der Plünderung, der gewöhnlichen Folge eines Sturms, und vermehrte dadurch ſein Anſehn. Es war ſonderbar, daß bey der Belagerung von Prag, vier natürliche Söhne des Königs Auguſt des zweyten, ſich in den Ruhm der Eroberung theilten. Der Graf von Sachſen war der vornehmſte. Der Graf Rutowsky hatte den Angriff auf der zweyten Seite der Neuſtadt von Prag gehabt. Der Ritter von Sachſen und der Graf von Coſel hatten über die Cavallerie und Infanterie, die den falſchen Angriff auf die kleine Seite von Prag machen muſten, das Commando geführt.

Dieſe Eroberung der Hauptſtadt von Böhmen, welche man den Grafen von Sachſen zu danken hatte machte viel Aufſehn. Ihre Folgen waren auch wichtig. Der Churfürſt von Bayern ließ ſich zum König von Böhmen krönen, und nunmehro gieng er nach Frankfurt am Mayn, um daſelbſt die Kaiſerkrone zu

emp-

empfangen. Er erhielt ſie am 24 Jenner, und nahm den Namen Carl der VII. an.

Wie der Großherzog von Toscana die Einnahme von Prag erfuhr, zog er ſich nach der ſüdlichen Seite von Böhmen zurück. Der Graf von Sachſen verfolgte ihn mit einem beſondern Corps von 15,000 Mann, konnte ihm aber, wegen der Witterung und beſchwerlichen Wege keinen ſonderlichen Schaden zufügen.

Deſto mehr that er im folgenden Feldzuge. Man hatte das Augenmerk auf die Feſtung Eger gerichtet, und wollte dieſen wichtigen Platz, in welchem viel Kriegsvorrath und groſſe Magazine waren, gern vor der Eröffnung des Feldzugs einnehmen. Der Marquis von Leuville, welchem die Belagerung aufgetragen war, ſtarb, als er kaum vor Eger angelangt war, und der Graf von Sachſen kam an ſeine Stelle. Er hatte die Herzoge von Bouflers und Chevreuſe unter ſich. Die Belagerung wurde für ſo ſchwer gehalten, daß ſelbſt der Prinz Carl von Lothringen es für unnöthig hielt, die Beſatzung durch neue Truppen zu verſtärken. Moritz zeigte durch eine ſehr geſchwinde Approſchirung ſeine Kriegskunſt, und zwang den Commendanten, ſo tapfer er ſich auch vertheidigte, die Feſtung zu übergeben. Die Belagerung hatte vom 7 April bis zum 20ten gedauret, und ihr glücklicher Erfolg gab dem Ruhme des Grafen von Sachſen einen neuen Glanz. Die Eroberung von Prag war ein glücklicher Streich geweſen: die von Eger war ein Meiſterſtück der Kriegskunſt. Man bekam, auſſer dem Magazine, in Eger 23 Canonen, über 10,000 kleine und groſſe Canonenkugel, 20,000 Flinten 227 Centner Pulver, u. ſ. w.

Nach

Nach dieſer Unternehmung macht unſer Held noch einen, den letzten, Verſuch, wegen Curlands. Die Umſtände ſchienen von neuen günſtig, da ſeit der Thronbeſteigung der Kaiſerin Eliſabeth kein Herzog von Curland mehr war, und keiner gewählt wurde. Der Platz war erledigt. Moritz begab ſich ſelbſt zur rußiſchen Kaiſerin Eliſabeth, welche eben in Moskau ſich krönen ließ. Er wurde ſehr gnädig angenommen, aber in Abſicht Curlands richtete er nichts aus. Die Kaiſerin verſicherte ihm „ daß es nicht in ihrem „ Vermögen ſtünde, ſeine Abſichten auf Curland zu „ unterſtützen. „

Als er wieder bey der Armee in Böhmen ankam, fand er groſſe Veränderungen. Der König von Preuſſen hatte mit der Königin von Ungarn und Böhmen Friede gemacht, und Schleſien erhalten. In dieſem Frieden war Sachſen eingeſchoſſen. Maria Thereſia hatte ihre ganzen Kräfte gegen die Franzoſen und Bayern gewandt. Dieſe hatten zu wenig Truppen um die Länder, die ſie erobert hatten, zu beſetzen, und beſonders fehlte es ihnen an Reuterey. Moritz bekam das Commando über die franzöſiſchen Truppen in Bayern, und es koſtete viele Mühe, dieſe Truppen mit der kaiſerlichen Armee zu vereinigen, welches am 6 September erfolgte. Dieſe Vereinigung war jedoch ohne Nutzen. Die Kaiſerlichen zogen ſich gegen München, um Bayern zu decken, und Moritz gieng dem Marſchall von Maillebois entgegen, welcher von Niederrhein her den Franzoſen in Prag zu Hülfe eilte, die der Großherzog von Toscana in dieſer Hauptſtadt belagerte.

Die Vereinigung mit dem Marſchall von Maillebois geſchahe, aber als man in Böhmen eindringen wollte, verwehrte die ganze Armee des Großherzogs

den

den Eingang, und ſtand in Schlachtordnung. Maillebois veränderte den Marſch, und zog ſich gegen Eger zu. Der berühmte öſterreichiſche Huſarenoberſte Menzel beunruhigte beſonders den Grafen Moritz, welcher den Vortrapp führte, und that ihm beſtändig Schaden. Die franzöſiſchen Dragoner nahmen vor den öſterreichiſchen Huſaren immer die Flucht. Unter lauter Verluſt rückte der Marſchall von Maillebois endlich bis Pramhof. Wie ſchlecht damals der Zuſtand der franzöſiſchen Armee war, bewies ein Schreiben eines vornehmen franzöſiſchen Officiers, aus dem Feldlager bey Pramhof.

„Wir haben, ſchreibt er, einen überausgroſſen Mangel an Lebensmitteln erlitten. Hierzu kam noch, daß wir, ehe wir es uns verſahen, zwiſchen den Feind und einen groſſen Moraſt gerathen waren, und uns alſo bey nahe ſelbſt eingeſchloſſen hatten. Der Graf von Sachſen war derjenige, welcher uns wieder Luft machte. Dieſer nahm 800 Pferde zu ſich. Als er aber merkte, daß dieſe nicht zureichten, ſo ſchlug er ſich mit einer noch ſtärkern Mannſchaft auf die linke Seite, und nahm dem Feinde zwey wichtige Poſten ab. Weil die Hauptarmee der Feinde von dem, was geſchehen war, erſt den 30 September Nachricht haben konnte, ſo gab uns dieſes Zeit, vermittelſt gedachter zweyer Poſten, das freye Feld wieder zu gewinnen, und uns der freyen Communication mit Eger zu verſichern.„

Der Marſchall von Maillebois marſchirte Tag und Nacht, bis er zu Eger ankam. Von da wollte er bis Leutmeritz vordringen, wo der Marſchall von Broglio mit 12,000 Mann ſtand, und ſich mit demſelben vereinigen. Graf Moritz ging mit einem Corps voran, und nahm mit einer groſſen Kühnheit, die Stadt

Eln-

Elnbogen ein, welche ein ziemlich befeſtigtes Schloß hat. Die Beſatzung beſtand aus 4600 Mann, welche einen freyen Abzug erhielt. Eben dieſe Truppen aber beſetzten die Päſſe bey Cadan, und hinderten den Grafen Moritz weiter fortzurücken. Als der Marſchall von Maillebois nachfolgte, war es ihm eben ſo unmöglich durchzudringen, und die kleinen Angriffe und Scharmützel der Feinde nöthigten ihn, da er nicht genug Reuterey hatte, wieder zurück nach Eger, und von da gar wieder nach der Oberpfalz zu gehen.

Ehe er dieſen letzen Rückzug that, kam er auf den Einfall an den Inn zu gehen, und einen Verſuch auf Oberöſterreich zu wagen. Der Graf war mit dieſem Einfalle eben ſo, als mit dem ganzen Rückmarſche nach Eger, höchſt unzufrieden. Er hatte andere Rathſchläge gegeben, denen der Marſchall nicht gefolgt war. Er ſchrieb an den Marſchall von Maillebois folgendergeſtalt.

Mein Herr,

„Obgleich meine Rathſchläge nicht gegolten, ſo bin ich doch den königlichen Dienſten zu ſehr ergeben, als daß ich bey gegenwärtigen Umſtänden ſchweigen ſollte. Der Gedanke an den Inn zu gehen iſt ein Traum. Der Inn iſt nicht ein Strom, den man im Angeſichte von 20,000 Mann, die nicht mehr als zwölf Meilen Landes zu bewahren haben, paßiren könnte. Der Reſt der Feinde, würde die Bloquade für Prag wieder führen, und unſre wackre Armee, die ſich daſelbſt befindet, gefangen werden. Ich kann den Schmerz, den ein ſo betrübter Gedanke mir verurſachet, nicht überwinden. Man hat vielmehr der Armee eine neue Poſtirung zu geben. Dieſe würde ſeyn, wenn ſie ſich hin-

hinter dem Naabſtrom in Cantonnirung legte, ſo daß der rechte Flügel nach der Donau, und der linke gegen Eger ſich erſtreckte, das Hauptquartier aber zu Amberg wäre. Sie könnte ihre Subſiſtenz auf der Donau durch Nürnberg und Franken erhalten. Die Feinde könnten ſich alsdenn zwiſchen Böhmen und dem Naabfluſſe nicht feſte ſetzen, weil das Land viel zu arm und rauh iſt. Sie behielten alſo eine Stellung, welche ganz Deutſchland gebieten würde. — Ohne dieſe Präcaution werden wir campiren müſſen. Wir werden die Einwohner der Lande, durch die wir ziehen müſſen, aufbringen, und unſre Armee einbüſſen. Dieſes iſt es, was ich meiner Schuldigkeit zu ſeyn erachtet habe, denenſelben vorzuſtellen.„

Der Marſchall von Maillebois folgete dem Rathe Moritzens nicht, und zog ſich gegen Regensburg. Moritz führte den Nachtrupp. Beyde Generale geriethen mit einander in Mishelligkeiten, und einer ſchob die Schuld der mißlungnen Unternehmung auf den andern. Maillebois beſchwerte ſich über den Grafen von Sachſen, daß er zu ſehr mit der Einnahme von Elnbogen geeilt, um nur immer allein zu agiren, und unter keinen höhern Befehlen zu ſtehen. Durch dieſe übereilte Einnahme von Elnbogen, bey welcher die Beſatzung freyen Abzug erhielt, ſey eben dieſe Beſatzung, die man ſonſt hätte zu Kriegsgefangnen gemacht, in den Stand geſetzt wurden, die engen Päſſe bey Cadan zu beſetzen, und den Fortgang der franzöſiſchen Truppen zu hindern. Der Graf von Sachſen hingegen rechtfertigte ſich dadurch, daß er ſich beſchwerte, man hätte ſeinen Maasregeln nicht Gehör gegeben, welche einen glücklichen Erfolg verſprochen hätten. Moritz bekam zu Paris mehr Beyfall als Maillebois, welcher zurückberufen wurde.

Erfahrne Kriegsmänner tadelten überhaupt die Art und Weiſe, wie die Franzoſen dieſen Krieg mitten in Deutſchland führten. Vertheilte Corps, und die alle ohne Diſciplin waren, muſten nothwendig in die Länge aufgerieben werden. Auch waren ſie zu ſchwach, um die Provinzen zu behaupten, in welchen ſie Fuß gefaßt hatten. Die Eiferſucht der Generale unter einander hemte vollends alle gute Verrichtungen. Am meiſten aber ſchadeten ihnen die Huſaren, Panduren und Croaten, gegen welche ſie nicht mit gnugſamer Reuterey verſehen waren. Dieſe leichten ungariſchen Truppen rieben ihre Heere durch lauter Scharmüzel auf, und ſie verlohren mehr Volk, als wenn ſie eine ordentliche Schlacht gewagt hätten. Der Oberſte Menzel hatte ſogar die Kühnheit (am 7 Sept.) mit ſeinen Huſaren und 6 Feldſtücken ſich im Angeſichte der kaiſerlichen Truppen zu lagern, und ſelbſt anzugreiffen. Er vernichtete ihnen immer bey ſolchen Gelegenheiten eine Menge Volks, welches unnütz aufgeopfert wurde, und die man aus Mangel gehöriger Reuterey nicht rächen konnte.

Unter ſolchen Umſtänden führte der Marſchall von Belleisle den Ueberreſt der franzöſiſchen Armee, die in Prag belagert worden war, durch einen Umweg von 38 Meilen, im December, von Prag nach Eger. Dieſer Rückzug war ſchön, aber Belleisle wuſte ſich auch ſo viel damit, daß er faſt alle Tage ſeines Lebens davon redete. Er war dabey ſo beſcheiden, daß er ſagte, es ſey die ſchönſte kriegriſche Unternehmung des itzigen Jahrhunderts. Dieſer General und Staatsmann war ſehr eitel, und die Franzoſen haben überhaupt die Gabe ihren Thaten durch Worte Glanz zu verſchaffen. Welch ein Geſchrey wür=

würden ſie über einen einzigen von denjenigen Märſchen erhoben haben, welche der König von Preuſſen ſo oft in dem leztern Kriege machte, wenn Franzoſen jene Schritte gemacht hätten.

Am 19 November übernahm der Marſchall von Broglio das Oberkommando vom Marſchall von Maillebois. Am folgenden Tage vereinigte Moritz ſein Corps mit der Hauptarmee. Er nahm ſein Lager jenſeits der Donau, und hatte täglich mit den leichten ungariſchen Truppen Scharmüzel.

Sobald die Winterquartiere bezogen wurden, ging er ſelbſt nach Verſailles. Er hatte mit dem Könige verſchiedne Unterredungen, und erwarb ſich gänzlich das Zutrauen dieſes Monarchen. Der König verſicherte ihm beym Abſchiede, daß, ſo wie er auf des Grafen Freundſchaft Rechnung mache, der Graf hinwiederum auf die königliche Freundſchaft rechnen könne, und er, der König, habe darum die General-Lieutenants, die älter, als der Graf wären, von der Armee in Bayern zurückberufen, damit, wenn dem Marſchall von Broglio etwas widerfahren ſollte, das ihn auſſer Stand ſetzte, zu kommandiren, er um ſo viel eher das Commando über die Armee übernehmen könnte.

Den Schaden, welchen die ungariſchen Huſaren in dem vorigen Feldzuge den Franzoſen zugefügt hatten, brachte ihn, als einen erfinderiſchen Geiſt, auf den Einfall, ein beſonderes neues Regiment Huſaren aufzurichten. Er erhielt nicht allein dazu vom Könige die Erlaubnis, ſondern auch das benöthigte Geld, zu 300,000 Livres. Dieſe Huſaren, welche Moritz, als ſeine Erfindung, ſo lange er lebte, behielt, und liebte, hatten, um für den Säbelhieben deſto

ſichrer zu ſeyn, blecherne Küraſſe, mit kleinen über einander fallenden Muſcheln, die ſo leicht, wie jede andre Kleidung, waren. Jeder Huſare hatte auch anfangs einen Diener, nach Art der Ulanen, um voran zu gehen, und den Angriff zu thun.

Moritz kam gegen Ende des Merz (1743) bey der Armee in Bayern an. Aber weder ſeine Kriegserfahrung, noch ſeine Tapferkeit war vermögend das Unglück der kaiſerlichen und franzöſiſchen Truppen zu verhindern. Er beklagte ſich darüber in einem Briefe an den König von Pohlen. Er ſchob die meiſte Schuld auf die Uneinigkeit und Eiferſucht der kaiſerlichen und franzöſiſchen Generale. Er weiſſagte, daß der Kaiſer, wenn ſich die Umſtände nicht bald änderten, und keine gröſſere Hülfe aus Frankreich käme, genöthigt ſeyn würde, ſein Churfürſtenthum Bayern zu verlaſſen, welches kurze Zeit hernach auch geſchahe.

Der Marſchall von Broglio konnte ſich gegen die eindringende Macht des Prinzen Carl von Lothringen von der einen, und des Fürſten von Lobkowitz von der andern Seite, nicht erhalten. Er zog ſich zurück, und der Krieg wurde aus Bayern an den Rheinſtrom geſpielt.

Die öſterreichiſche Macht wurde durch den Beyſtand des Königs von England immer ſtärker. Dieſer Monarch ſchlug bey Dettingen (am 27 Junius 1743) die franzöſiſche Armee, welche der Marſchall von Noailles commandirte. Die Franzoſen wurden von allen Seiten gedrengt. Die Königin von Ungarn und Böhmen konnte itzt diejenigen in ihren eignen Ländern angreiffen, welche ihr die ihrigen vorher eingenommen hatten. Der fürchterlichſte Gegner, der König von Preuſſen war durch den Breslauer Frie-

den

den beruhiget worden. Sachſen war aus einem Feinde, ein Freund und Bundsgenoſſe geworden; der Kaiſer aus ſeinen Staaten vertrieben; der Weg nach Frankreich offen. Prinz Carl ging an den Rhein, und drohte in Elſaß einzubrechen. Man verſah das Ufer dieſes Stroms mit einer Reihe von Verſchanzungen, über deren Verfertigung und Bewahrung Graf Moritz die Aufſicht hatte, und ſo glücklich war, den Prinzen Carl von dem Uebergange des Rheins abzuhalten. Das ſonderbarſte war, das Frankreich und Oſterreich einander noch nicht einmal den Krieg erklärt hatten. Man brachte ſich einander als Hülfsvölker um, und der Kaiſer, der eigentlich den Krieg führte, und dem Frankreich nur als Bundsgenoſſe half, hatte, um dieſe Zeit, weder Land noch Unterthanen mehr.

Endlich erklärte Frankreich, im Anfange des Jahrs 1744 dem Hauſe Oeſterreich, und dem Könige von England, den Krieg, in den es, ohne ſeinen Willen, war verwickelt worden. Es verbanden ſich mehrere Mächte unter und wider einander, und in demſelbigen Jahre noch waren neunmal hundert tauſend Mann in Europa unter den Waffen, die bereit waren, einander zu erwürgen, weil ein Churfürſt von Bayern etwas verlangt hatte, das man ihm nicht geben konnte.

Prinz Carl, welcher einen vergeblichen Verſuch auf Elſaß gewagt hatte, zog ſich am Ende des Jahrs (1743) zurück, und im Anfange des folgenden ging der Graf von Sachſen nach Verſailles, und bekam unvermuthet einen ſonderbaren und wichtigen Auftrag.

Man machte an dem Hofe zu Verſailles, wo man immer ſo viele, und ſo wenig gute, Entwürfe

macht, um dadurch zu hohen Poſten der Regierung zu gelangen, einen Entwurf, den Sohn des Prätendenten, den Prinzen Eduard in England landen, und ihn den Thron beſteigen zu laſſen, der ſeinen Vorfahren war genommen worden. Man glaubte, eine Menge Anhänger des Hauſes Stuard ſelbſt in London zu haben, und zeigte deswegen verſchiedne Briefe aus England, welche ein ſolches Unternehmen als ſehr leicht darſtellten. Ein paar Briefe, und ein paar Lords, und eine Menge von Hofnungen machte die Sache freylich nicht aus. Aber man ließ ſich hintergehen, wie es oft zu geſchehen pflegt, wenn die Neuheit eines Projects die Einbildungskraft einnimmt, und eine Menge Leute von dieſem Projecte Nutzen ziehen wollen, die es dann nicht vergeſſen, ſtark zu empfehlen. Auf ſolche Weiſe ſollte nun der Prinz Eduard, ein junger dreiſter, und muthiger Herr, auf einer franzöſiſchen Flotte nach England hinüber ſegeln.

Es fehlte an einem General, dem man die Anführung der Landtruppen, die auf die Flotte ſollten eingeſchift werden, anvertrauen konnte. Man fiel auf den Grafen von Sachſen, den man doch wenig Tage vorher zum Commando an der Moſel ernennt hatte. Moritz erhielt am 22 Februar des Nachts um eilf Uhr den Befehl ſich ſchleunigſt zur Flotte nach Dünkirchen zu begeben. Er jagte in vollem Gallopp, zwey Stunden darauf, um ein Uhr des Nachts, aus Paris nach Dünkirchen, nur in Begleitung zweyer Bedienten.

Die Anſtalten zu dieſer groſſen Unternehmung wurden mit allem Eifer getrieben. Es kamen 20 Bataillons zuſammen, und die Schiffe wurden eifrigſt ausgerüſtet. Es waren aber kaum einige davon aus dem Hafen in die See gelaſſen, als ein Nordoſtwind

ſieben Transportſchiffe, mit ihrer Mannſchaft an die Kü-ſte bey Mardyck warf. Der ungeſtüme widrige Wind dauerte fort, und verdarb eine Menge Schif-fe, die ausgelaufen waren. Man verſuchte immer fort, und verdarb immer fort Schiffe und Mannſchaft, bis auf den 16 Merz, an welchem Tage die ganze Un-ternehmung ein Ende hatte. Der Graf von Sachſen hatte ſo viele Couriers an den Hof geſchickt, daß man endlich die Fruchtloſigkeit des Projects einſahe. Man hätte keine unbequemere Zeit wählen können, als die des Aequinoctiums, zu welcher die Stürme in dieſer See heftig und anhaltend ſind.

Moritz hatte ſich das Vertrauen des Königs ſo ſehr erworben, daß er bald nach ſeiner Rückkunft von Dünkirchen den **Marſchallsſtab von Frankreich** er-hielt. Dieſe erhabne Stelle, welche ihn über viel äl-tere Generals, als er war, hinwegſetzte, zeigte deut-lich genug, wie ſehr er bey allen Vorfällen ſein Ge-nie, und ſeine Verdienſte geltend zu machen gewußt hatte.

Es war deſto mehr Ehre für ihn, da er Mar-ſchall von Frankreich wurde, ohne die Religion ver-ändern zu dürfen: das erſte Beyſpiel ſeit der Aufhe-bung des Edicts von Nantes. Man geſtand ihm die Ausnahme öffentlich deswegen zu, weil er vom könig-lichen Geblüte war! im Grunde war die allgemeine Hochachtung, die man ſeiner Kriegserfahrung, ſeinem Genie, und ſeinen Verdienſten erzeigte, die Urſache dieſer Zulaſſung. Die armen Proteſtanten in Frank-reich, die dieſe Urſachen nicht gewahr wurden, glaub-ten ſchon, daß ſich nun das Ende ihrer Noth nähere, und baten den neuen Marſchall, als ihren Glaubens-genoſſen, ſich auch für ſie bey dem Hofe zu Verſailles

zu verwenden. Man kan leicht erachten, daß er dieſes nicht that, und nicht thun konnte. Es war auch kein Religionseifer, welcher ihn abhielt, die römiſch-catholiſche Religion anzunehmen. Die Politik wollte, daß er ein Proteſtant blieb, denn nur als ein ſolcher konnte er noch einige Anſprüche auf Curland behalten, und einen, vielleicht einmal erſcheinenden, günſtigen Zeitpunkt nutzen. Man wuſte, daß er eben ſo wenig ein eifriger Proteſtant ſey, als er ein guter Catholik werden würde. Er blieb in beyden Fällen ein groſſer General.

Und ſolche Männer hatte itzt Frankreich ſehr nöthig. England, Holland, Sardinien, und Sachſen verbanden ſich mit der Königin von Ungarn und Böhmen, und 60,000 Mann rückten an den Rhein, indem in Flandern ein eben ſo ſtarkes Heer der Alliirten ins Feld zog.

Unter ſolchen Umſtänden entſchloß ſich Ludwig der XV. ſelbſt zur Armee zu gehen, und wohnte dem Feldzuge in Flandern, an der Seite des Marſchalls von Noailles, bey, welcher die Hauptarmee anführte. Der Marſchall von Sachſen erhielt ein beſonderes Corps von 20,000 Mann, mit welchen er die Unternehmungen der Hauptarmee gegen die Alliirte decken ſollte. Er ſtand zu Courtrai hinderte alle Bewegungen des Feindes, und erleichterte alle Unternehmungen. Der König nahm Courtrai, Menin, Ypern und Furnes hinter einander weg ein. Er nahm den Weg nach Nieuport, als eine unerwartete widrige Nachricht alle fernere Unternehmungen hemte.

Prinz Carl von Lothringen war über den Rhein gegangen, in Elſaß eingerückt, hatte Lauterburg, einen zwar ſchlecht befeſtigten, aber wichtigen

Platz

Platz eingenommen, und ſeine Vortruppen ſtanden ſchon bey Weiſſenburg. Der Marſchall von Coigny, der in Elſaß commandirte, trieb zwar die öſterreichiſchen Truppen aus Weiſſenburg, verlohr aber viel Volk dabey, und muſte bey Annäherung der ganzen feindlichen Armee allenthalben weichen.

Auf dieſe erhaltene Nachricht eilte der König von Frankreich mit ſeiner Armee Elſaß zu Hülfe. Er ließ in Flandern den Marſchall von Sachſen mit 40,000 Mann, um das eroberte zu behaupten, und den Alliirten zugleich die Spitze zu bieten.

In Merz überfiel den König eine gefährliche Krankheit, und man verzweifelte an ſeinem Leben. Dies hielt gleichwohl die Unternehmungen nicht auf. Der Marſchall von Noailles gieng auf die Armee des Prinzen Carls von Lothringen los. Ein anderes Heer zog ſich bis nach Coſtniz, und beſetzte die ſogenannten Waldſtädte. Auf einmal ging Prinz Carl mit ſeiner Armee, ohne von den Franzoſen angegriffen zu ſeyn, über den Rhein zurück, und zog ſich bis nach Böhmen.

Die Urſache dieſes Rückzuges war ein neuer Einfall des Königs von Preuſſen in Böhmen. Dieſer Monarch war zu vorſichtig, als daß er durch das Bündnis, welches die Königin von Ungarn in dieſem Jahre (1744) mit Großbritannien, Holland, und Sardinien, ſchloß, wozu noch Sachſen trat, nicht hätte ſollen aufmerkſam gemacht werden. Er ſchloß mit Frankreich, dem Kaiſer, und dem Churfürſten von der Pfalz ein Gegenbündnis. Dieſem zu folge brach er mit der ihm eignen cäſariſchen Fertigkeit in Böhmen mit 80,000 Mann ein, indem ein anderes Heer von 20,000 Mann in Mähren einfiel. Dieſe Begebenheit änderte das ganze politiſche Syſtem von

Deutſchland. Prag wurde eingenommen, und, die Beſatzung, welche aus 15,000 Mann beſtand, zu Kriegsgefangnen gemacht. Böhmen und Mähren waren von Truppen entblößt. Itzt eilte Prinz Carl nach Böhmen gegen den groſſen König, und von der andern Seite drohten die Sachſen ihn anzugreiffen. Die Franzoſen lieſſen den Prinzen ziehen, ohne ihm Schaden zuzufügen, oder ſeinen Marſch aufzuhalten. Der König von Preuſſen beſchwerte ſich über dieſen unverzeihlichen Fehler ſeiner Bundesgenoſſen: er nannte das einen **Fehler**, was er eigentlich wohl mit einem andern Namen benennen konnte. Frankreich dachte auf eigne Eroberungen, und ließ den König von Preuſſen allein mit der ganzen Macht des Hauſes Oeſterreich und Sachſen kämpfen. Er verließ Böhmen, und zog ſich nach Schleſien: aber er zeigte im folgenden Jahre, daß er ohne Bundesgenoſſen ſiegen, und ſeine Feinde zum Frieden zwingen könne.

Indeſſen war der König von Frankreich von ſeiner Krankheit wieder hergeſtellt, und grif mit der Hauptarmee Freyburg an, welche Belagerung ſich bis in die ſpäteſte Jahrszeit verzog.

Unter dieſen Umſtänden hatte nun der Marſchall von Sachſen die ganze Laſt des Krieges in Flandern zu tragen. Die Alliirte Armee, welche aus Deutſchen, Engländern und Holländern beſtand, war der ſeinigen weit überlegen. Gleichwohl konnten ſie im ganzen Feldzuge nichts ausrichten, wozu freylich die Unentſchloſſenheit der Generalſtaaten, die ſich für allen groſſen Unternehmungen fürchteten, viel beytrug. Inzwiſchen erwarb ſich der Marſchall dabey groſſen Ruhm. Und die Franzoſen, welche durch den Ausdruck alles zu erheben verſtehen, nennen dieſes **den berühmten Feldzug von Courtrai.**

Bey dieſem Orte lagerte ſich der Marſchall, und ſtellte ſich zwiſchen guten Verſchanzungen ſo vortheilhaft, daß die ſtarke Armee der Bundsgenoſſen es nicht wagen konnte ihn anzugreiffen. Sie zog ſich nach Ryſſel, und wollte dieſe Feſtung belagern, vor welcher ſie ſchon Batterien aufwarf. Moritz eilte der Feſtung ſo glücklich zu Hülfe, daß er die Beſatzung mit 4000 verſtärkte, worauf er wieder hinter ſeine Linien gieng. Sein Heer war nunmehro nicht viel über 30,000 Mann ſtark, und das Heer der Bundesgenoſſen betrug auf 70,000 Mann. Man braucht kein Kriegsverſtändiger zu ſeyn, um den Marſchall zu bewundern, welcher dieſe überlegene Macht nicht nur von ſich abhält, ſondern ſie auch an allen Unternehmungen hindert, den Feldzug auf ihrer Seite fruchtlos macht, und auf der ſeinigen durch einzelne ausgeſchickte Trupps eine weite Strecke Landes der Feinde in Contribution ſetzt, ſeine Soldaten und die Kriegskaſſe bereichert, und den mächtigen Feinden, die ihm nichts abgewinnen können, verſchiedne Vortheile abgewinnt.

Ein Schriftſteller, welcher von dieſem Feldzuge durch Augenzeugen, und durch Kenner, näher unterrichtet ſeyn konnte, beſchreibt dieſen Feldzug in Flandern folgendergeſtalt.

„Dieſer General richtete alle Hülfsmittel ins Werk, die die Kriegskunſt finden kann, und wobey weder das Glück, noch ſogar die Tapferkeit der Soldaten etwas beyzutragen vermag. Zu rechter Zeit ein Lager aufzuſchlagen, und abzubrechen; ſein Land zu decken; die Armeen auf Koſten des Feindes zu unterhalten; auf deſſen Grund und Boden zu gehen, ſo bald er ſich dem Lande, das man vertheidiget, nähert, und

ihn zu nöthigen, ſich alſobald zurück zu ziehen; durch die Klugheit die Gewalt zu beſiegen; alles dieſes wird für ein Meiſterſtück der Kriegskunſt angeſehen, und dieſes bewerkſtelligte der Marſchall von Sachſen vom Anfange des Monats Auguſt bis im Novembermonat.„ (1744).

Sonderbar war es, daß er zweymal die Alliirten in Furcht ſetzte, und ſie glaubend machte, er wolle wichtige Belagerungen vornehmen. Im Anfange des Septembers ließ er ein Korps gegen Oudenarde vorrücken, und die Stadt berennen. Die Alliirten eilten der Feſtung zu Hülfe, an deren Eroberung Moritz nicht gedacht hatte. Am Ende deſſelben Monaths gieng ein ander Corps unter dem Fürſten von Pons über die Fahrt, die von Gent nach Brügge geht; ſtreifte bis Eckeloo und Meldeghem drey Meilen von Sluis. Man kam ſelbſt zu Brüſſel in Sorgen, weil die franzöſiſche Truppen bis in die Gegenden von Dendermonde ſtreiften, und ſetzte ſich in Vertheidigungsſtand. Der General Chanclos muſte mit einem ſtarken Corps in die Gegenden von Gent rücken, und ſie beſchützen.

Dieſer glückliche Feldzug erwarb dem Marſchalle von Sachſen am Hofe zu Verſailles eine ausgezeichnete Ehre. Man überhäufte ihn mit Lobſprüchen und Gnadenbezeugungen, als er im Winter dieſes Jahres ſelbſt nach Verſailles kam. Man legte ihm die Eigenſchaften des Türenne bey, welche er würklich in dieſem Jahre gezeigt hatte, d. i. die Kunſt ſich geſchickt zu lagern, und ſein Lager zu gehöriger Zeit zu verändern, um den Feind in Verlegenheit zu ſetzen. Moritz hatte in dieſem Feldzuge ſehr viel gethan: dies iſt unleugbar; aber das Glück hatte auch das ſeinige

dabey

dabey gethan, und dieſes Glück beſtand in der ſchon angeführten Unentſchloſſenheit der Holländer, welche einen Krieg mit Frankreich führten, und doch nur mit Zittern, weil der Krieg in ihrer Nähe war. Sie wollten nichts entſcheidendes, und groſſes wagen laſſen, und für Moritzen war es Ehre, von dieſer Schwachheit Vortheil zu ziehen. Im Felde iſt der der gröſte Mann, der den andern ihre Fehler am allerſchädlichſten zu machen weiß. Aber um dieſes zu wiſſen, muſte ein General, wie Moritz, die Fehler erſt einſehn, und ſelbſt keine begehn.

Die Feinde von Frankreich verbündeten ſich aufs neue mit einander zu Warſchau, im Anfange des Jahres 1745. Großbritannien, die Königin von Ungarn und Böhmen, die Republik Holland, und der Köng von von Pohlen, als Churfürſt von Sachſen, machten ein ſtarkes vierfaches Bündniß, welchem zu Folge der letztere 30,000 Mann zur Vertheidigung des Königreichs Böhmen zu ſtellen verſprach. Ein Geſandter der Republik Holland, welcher währendem Kriege, immer Unterhandlungen pflegte, die unnütz waren, traf den Marſchall von Sachſen in der Gallerie von Verſailles an, und fragte ihn, was er von der Warſchauer Allianz dächte. — „Sie iſt für Frankreich ſehr gleichgültig, antwortete der Marſchall; aber wenn der König, mein Herr mir Vollmacht (charte-blanche) gibt, will ich das Orginal davon zu Haag leſen, ehe das Jahr um iſt „.

Der Tod des Kaiſers Carls des VII, welcher Monarch die erſte Urſache zu dem ganzen itzt ſo ausgebreiteten Kriege geweſen war, veränderte dennoch nichts. Die Mächte waren einmal in den Waffen, und führten ſie deswegen fort, weil keine wuſte, wie

ſie

ſie ſie mit Anſtand niederlegen konnte. Frankreich glaubte ein Recht zu haben, die Kaiſer zu machen, und trug, nach dem Tode Carls des VII, der am 20 Jenner 1745 erfolgte, die Kaiſerkrone dem Könige von Pohlen, Auguſt dem Dritten an. Allein es war für ihn unmöglich, den Antrag anzunehmen. Ein König von Pohlen, der zugleich Kaiſer geweſen wäre, würde alle nordiſchen Mächte gegen ſich aufgebracht haben, und mit dieſen, und den Pohlen ſelbſt würde er zeitlebens unaufhörliche Kriege haben führen müſſen. Indeſſen rechnete ſich Auguſt dieſe Unmöglichkeit, Kaiſer zu werden, bey dem Hofe zu Wien für ein Verdienſt an.

Frankreich war deſto mehr genöthigt den Krieg mit allem Nachdrucke fortzuſetzen, da das warſchauer Bündniß hauptſächlich wider die Krone gerichtet zu ſeyn ſchien. Man bereitete alles zu einem fürchterlichen Feldzug. Der König ſelbſt entſchloß ſich, wieder dem Feldzuge in Flandern beyzuwohnen, und der Marſchall von Sachſen erhielt das Oberkommando, über eine Armee von 106 vollzähligen Bataillons, 172 Escadrons. Es befanden ſich bey dieſem Heere, auſſer dem Könige, und dem Dauphin, fünf Prinzen von Geblüte, 30 Generallieutenants, und 50 Generalmajors. Der Kriegsminiſter Argenſon hatte dies Heer im Ueberfluſſe mit allen Kriegsbedürfniſſen verſehen. Es fehlte an nichts, was einen Feldzug glücklich machen kann.

Indeſſen wurde derjenige, auf welchen man die Hoffnung aller Entwürfe baute, der Feldmarſchall Moritz krank. Er brannte gleichwohl ſo ſehr für kriegriſcher Begierde, daß er ſeine eigne Natur überwand, und die Krankheit verachtete. Man fragte ihn: was

er bey dem ſchwachen Zuſtande ſeiner Geſundheit vorzunehmen willens wäre. Er gab zur Antwort: Hier iſt nicht die Frage vom Leben ſondern vom Abreiſen. Er reiſete von Paris ſehr krank zur Armee in Flandern ab.

Nach einigen Umwegen von Märſchen nahm er die Belagerung von der Feſtung Dornick an der Schelde vor. Sie war mit Beſatzung, Ammunition, und Proviant ſo wohl verſehen, daß man eine langwierige und blutige Belagerung vermuthete. Die Armee der Alliirten, unter den Befehlen des Herzogs von Cumberland, welcher den alten Feldmarſchall von Königseck, und den Fürſten von Waldeck zur Seite hatte, rückte heran, den Ort zu entſetzen. Sie war ſchwächer, als das franzöſiſche Heer, und da ſie aus Alliirten, das heißt einander hindernden, Truppen beſtand, ſo war ſie im Grunde noch ſchwächer, als ſie ihrer Anzahl nach war. Gleichwohl griff ſie die Franzoſen an.

Der Marſchall von Sachſen gieng über die Schelde, indeß der Marquis von Breze die Belagerung von Dornick fortſetzte. Er ſtellte ſein Heer bey dem Dorfe Fontenoy, und ließ von da die Dörfer und den kleinen Wald dabey wie ein verſchanztes Lager mit Canonen beſetzen. Antoing, ein Flecken ſehr nahe an der Schelde wurde mit ſtarken Redouten verſehn. Die Feuer, welche aus den Redouten des kleinen Waldes, und aus dem Dorfe Fontenoy kreutzweiſe unter einander giengen, verhinderten alle Annäherungen des Feindes. Die franzöſiſche Armee ſchien unangreiflich zu ſeyn. Der kranke Marſchall von Sachſen, welcher ſich in einem geflochtenen Korbwagen, der ihm ſtatt eines Bettes diente, führen ließ, wenn

seine

ſeine Kräfte ganz erſchöpft waren, und er nicht mehr zu Pferde dauern konnte, hatte ſo vortrefliche Anſtalten gemacht, daß man bey einem Angriffe ſich immer wechſelſeitige Hülfe leiſten konnte, und die ganze Schlachtordnung ein neues Meiſterſtück war.

Die franzöſiſche Armee in ſolcher Verfaſſung anzugreiffen, war mehr ein Sturmlaufen, als eine Schlacht. Am eilften May griff der Herzog von Cumberland die Franzoſen an. Das Canonenfeuer nahm den Anfang des Morgens um 6 Uhr. Die Engländer giengen auf Fontenoy, und die Holländer auf Antoing los. Jene wagten drey, und dieſe zwey Angriffe. Das Canonenfeuer aus Antoing rieß ſo viel Volk nieder, daß die Holländer zurückgiengen, und nicht wieder gegen den Feind wollten. Dies war die Haupturſache von dem Verluſt der Schlacht. Der Herzog von Cumberland ſparte in der Folge weder Bitten, noch Vorſtellungen, und er verlohr die Schlacht als Befehlshaber einer Armee von Bundsgenoſſen, die er vielleicht als General über einerley Truppen würde gewonnen haben.

Die zweyte Urſache von dem Verluſte der Schlacht war der Generalmajor Ingolsby, ein Irländer. Dieſer wurde mit den beſten Truppen beordert, die Redoute in dem kleinen Walde, Bois de Barry genannt, einzunehmen. Er marſchirte dahin, hielt die Feinde für ſtärker als ſie wirklich waren, kam zum Herzoge von Cumberland zurück, und verlangte Canonen. Der augenblickliche Zeitpunkt, ſich der Redoute zu bemächtigen, war vorbey. Der Herzog beſchloß ſo gleich, ſelbſt zwiſchen dieſer Redoute und Fontenoy durchzugehen, ſo kühn auch dieſe Unternehmung war. Der Gewinn der Schlacht kam darauf an.

Er

Er gieng, unter dem beſtändigen Feuer von der Redoute und von Fontenoy her, in der beſten Ordnung auf den Feind loß. Die Canonen mußten mit den Händen über die Fußſteige gezogen werden, und wurden endlich Fontenoy gegen über, und vor die Redoute gepflanzt. Die Engländer rückten, unter dem Geſchmetter des franzöſiſchen Geſchützes, immer näher.

Um eilf Uhr gieng das Feuer aus dem kleinen Gewehr an. Die Engländer richteten die erſte Linie der Franzoſen zu Grunde, und überflügelten Fontenoy und die Redoute, indem das zweyte und dritte Glied der Franzoſen durch die Niederlage des erſten in Unordnung gerathen war. Sie giengen in der geſchloſſenſten Reihe weiter vor. Ein Regiment nach dem andern, welches ihnen in die Flanke fallen ſollte, wurde zurück geſchlagen. Der Marſchall von Sachſen ließ die Reuterey anrücken, welche die engliſche Colonne mit Gewalt angreiffen ſollte, aber ſie wurde ſo wohl, wie die andern Verſuche, zurück getrieben.

Itzt ſtanden die Sachen gefährlich, und der Marſchall von Sachſen ließ den König bitten, mit dem Dauphin über die Brücke zu gehn, indem er noch alles thun wolle, was möglich wäre, der Unordnung zu ſteuren. Der König gab zur Antwort. O! ich bin gewiß überzeugt, daß der Marſchall alles thun wird, was zu thun nöthig iſt, aber ich will dennoch bleiben, wo ich bin.

Der Marſchall übertraf die Erwartung des Königs. Er ſetzte ſich bey der überhandnehmenden Verwirrung zu Pferde, und ritt mitten im Feuer. Seine Krankheit erlaubte ihm nicht einen Panzer zu tragen. Er führte eine Art von Schild, welches von vielfach

zuſam-

zuſammengelegten, und durchnähten Taffet, und auf ſeinen Sattelknopf aufgeſtemmt war. Er warf in der Hitze der Schlacht ſein Schild von ſich, und ermunterte allenthalben die Truppen durch ſeine Gegenwart. Er bewunderte die Tapferkeit der engliſchen Colonne, bey welcher alle Verſuche, ſie über den Haufen zu werfen, umſonſt waren. Er bemerkte ein Regiment, davon ganze Reihen niederfielen, ohne daß es in Unordnung gerieth. **Wie iſt es möglich**, rief er aus, **daß dieſe Truppen nicht ſiegen ſollten!** Es ſchien ganz unmöglich, die engliſche Colonne, die immer näher rückte, und in einer ſtolzen Stellung blieb, zu trennen.

Unter dieſer Verwirrung eilte Moritz nach Fontenoy, und ſahe, ob es ſich noch hielte. Es war nicht eine Kugel mehr vorhanden: die feindlichen Canonen wurden nur mit Pulver beantwortet. Die Schlacht ſchien ohne Rettung verlohren zu ſeyn. Schon gab der Marſchall von Sachſen Befehl, ſowohl das ſchwere Geſchütz von Fontenoy wegzuführen, als auch das Fort bey Antoing zu räumen. Er ließ dem Grafen von Lorges, der zu Antoing commandirte, und nicht gern dieſen vortheilhaften Poſten verlaſſen wollte, zu drey wiederholten malen befehlen, Antoing zu verlaſſen, weil er dieſen Trupp, im Falle des Verluſtes der Schlacht, zur Deckung der Retirade gebrauchen wollte. Der Graf von Lorges gehorchte endlich.

Indeſſen wurde bey dem Könige ein unruhiger, eilfertiger Kriegsrath gehalten. Der Herzog von Richelieu, der nach Fontenoy hingeſprengt war, kam eben an, und gab den Rath, noch einen Verſuch gegen die engliſche Colonne zu wagen. Er rieth, vier Canonen gegen die Fronte zu führen, und indem dieſe

zu feyern anfangen würden, ſollten die königlichen Haustruppen mit einigen andern Battaillons die Feinde in der Flanke angreiſen. Der Marſchall von Sachſen billigte dieſen Rathſchlag. Man verſuchte ihn, und er gelung. Das Artilleriefeuer von der einen, und der Angriff der Infanterie von mehrerern andern Seiten machte eine ſo gewaltige Oeffnung in der Colonne, daß ſie anfing zu weichen. Sie zog ſich zurück, und die Feinde verlieſſen auf dieſe Art das Schlachtfeld, aber, ſelbſt nach dem Geſtändniß der Franzoſen, ohne Getümmel, ohne Unordnung. Sie wurden mit Ehren überwunden.

Kurz vorher, ehe der letzte, ſo glückliche, Angriff auf die Engländer geſchahe, war der Marſchall von Sachſen, der von Regiment, zu Regiment, ſeiner Entkräftung ohnerachtet, ritt, und allenthalben hin dachte, und hin kam, auch nach Antoing gejagt. Er traf das Corps, das dort geſtanden hatte, ſeinem Befehlen gemäß, auf dem Rückzuge an, der doch ſehr langſam geſchahe, weil der Herzog von Biron zu dem Grafen von Lorges immer ſagte, ſie ſollten zurück nach Antoing kehren, er nähme die ganze Verantwortug über ſich. Der Marſchall, als er ankam, ließ ſich dies gefallen, da er die Soldaten voller guten Willen ſahe, und man auf den letzten Verſuch noch Rechnung machte. Der vollkommne Sieg des Treffens wurde durch dieſe Rückkehr nach Antoing unterſtützt.

Die Freudensbezeugungen nach dieſer gefährlichen Schlacht, welche ſich um ein Uhr zu Mittage, endigte, waren bey den Franzoſen unbeſchreiblich. Der Marſchall von Sachſen ſammlete ſo viele Kräfte, die Knie des Königs zu umfaſſen, und ihm folgende Worte zu ſagen. Sire, ich habe nunmehro

genug gelebt; ich wünſchte nur noch den heutigen Tag zu erleben, um Ew. Majeſtät, ſiegreich zu ſehen. Nunmehro erfahren Ew. Majeſtät, fuhr er fort, worauf es bey Schlachten ankommt. Der König richtete ihn auf, und umarmte ihn zärtlich.

Die Nachrichten ſtimmten wegen der Anzahl der Getödteten, und Verwundeten, wie gewöhnlich, nicht überein. Die Alliirten ſelbſt geſtanden, daß ſich ihr Verluſt an Todten, Verwundeten, und Gefangnen, auf 7000 Mann erſtrecke. Die Franzoſen behaupteten, daß ihnen dieſer Tag nur 4000 Todte und Verwundete gekoſtet habe. Unterdeſſen ſtand doch in einer öffentlichen Schrift von Ryſſel: dieſer Tag hat unſerm Ludwig 6000 Mann ſeiner Truppen gekoſtet. Die Franzoſen hatten, wie ſchon erinnert worden, den Vortheil der ſtarken Verſchanzungen, welche dem Feinde ungemein viel Volk koſten muſten. Es iſt natürlich, daß der Verluſt der Alliirten weit ſtärker ſeyn muſte, als derjenige, welchen die Franzoſen hatten.

Der Marſchall von Sachſen hatte ſich an dieſem Tage als einen groſſen Feldherrn bewieſen. Er hatte mit fürchterlichen Feinden zu kämpfen. Er war krank, und dabey auf alles bedacht, und half allem ab: der kriegriſche Geiſt kann, weder in der Vorbereitung der Schlacht, noch in der Leitung derſelben, unmöglich mehr thun.

Er verſicherte gleichwohl nachher, daß er zweymal ſchon geglaubt, die Schlacht ſey verlohren, und er habe ſo lange an dem Siege gezweifelt, bis die königlichen Haustruppen auf den Feind los gegangen wären. Ein Beweis war dieſes, daß er dem Könige zweymal ſagen ließ, er möchte ſich in Sicherheit begeben.

Die

Die Schwierigkeit dieſes Sieges machte den Ruhm des Marſchalls von Sachſen deſto gröſſer. Er gewann von dieſer Zeit an ein blindes Vertrauen der Soldaten, und man weiß, wie viel es zu bedeuten hat, wenn die Truppen ihren General lieben, und wie viel ſonſt unmögliche Dinge ſie alsdenn auszurichten fähig werden.

Der König von Frankreich war über den Sieg bey Fontenoy, der erſten Schlacht, der er beywohnte, ganz auſſerordentlich erfreut. Er meldete der Madame von Pompadour, dieſer von ihm einige Zeit vorher angenommenen, und ſo hoch begünſtigten Geliebte, den herrlichen Sieg, den er erhalten, in einem beſondern Briefe, welcher, wegen der Stelle, die den Marſchall von Sachſen betrift, hier einen Platz verdient.

„ Von dem Felde bey Fontenoy, eine Stunde nach der Schlacht. „

Madame!

„ Ich ſah bereits alles verlohren, als der „ Marſchall von Sachſen alles wieder hergeſtellt hat. „ Er hat ſich an dieſem Tage ſelbſt übertroffen. Mei„ ne Kriegsvölker haben an demſelben mit einer un„ überwindlichen Tapferkeit gefochten. Vornemlich „ aber haben meine Haustruppen dabey Wunder ge„ than. Ihnen bin ich den Gewinn der Schlacht „ ſchuldig. Der franzöſiſche Adel hat in dieſem Tref„ fen vor meinen Augen gefochten; und ich bin ein „ Zeuge von ſeinem heldenmäßigen Muthe geweſen. „

Der Herr von Voltaire beſang den Sieg, und den Helden von Fontenoy in einem Gedichte, wel-

che des Helden und des Dichters würdig iſt. Ganz Frankreich ſtreute ihm Lorbern; ganz Frankreich nannte ihn ſeinen Schutzgeiſt.

Die Folgen der Schlacht bey Fontenoy waren wichtig, und zeigten den Marſchall von Sachſen in neuen Ausführungen als einen groſſen General. Die Einnahme von Dornick war die erſte Folge des Sieges, aber nicht ſo leicht, wie man nach einem ſolchen Siege hätte hoffen können. Die Stadt hielt die Belagerung noch 17 Tage, und die Citatelle noch 5 Wochen aus, in beſtändiger Hoffnung, daß die Armee der Alliirten ſie entſetzen würde. Aber dieſe kam nicht, ob gleich der Commendant Order hatte, ſich bis aufs äuſerſte zu wehren. Man hatte geglaubt, die Catadelle ſollte ſich noch verſchiedne Wochen halten, und nahm es dem Commendanten, Baron von Brackel, übel, daß er ſich nach fünf Wochen ergeben hatte, eben da die Feinde Sturm laufen wollten, und das Pulvermagazin in die Luft geflogen war.

Nach dieſer Eroberung machte der Marſchall von Sachſen ſo mannigfaltige Bewegung mit der Armee, daß die Armee der Alliirten ſich in beſtändiger Verlegenheit befand, und nicht wußte, was ſie thun, oder wohin ſie ſich wenden ſollte. Sie ſtand faſt täglich in Schlachtordnung, und hatte doch auch immer nöthig, einzelne Corps wegzuſenden, um die Bewegung der franzöſiſchen Truppen zu erfahren. Moritz hatte insgeheim mit dem Könige die Einnahme von Gent beſchloſſen, und dieſe Abſicht wußte er geſchickt zu verbergen.

Der Graf von Löwendahl, ein Deutſcher, und Freund des Marſchalls von Sachſen, durch welchen er im Jahre 1743. in franzöſiſche Dienſte gekommen

war,

war, nachdem er die rußiſchen aus Verdruß verlaſſen; dieſer eben ſo erfahrner als tapfrer General bekam den Auftrag, Gent, die Hauptſtadt im öſterreichiſchen Flandern einzunehmen. Der General von Caila ſollte von einer andern Seite der Stadt Gent ſich nähern, und zugleich ein Corps der Alliirten, welches unter den Befehlen des Generals von Molk bey Aloſt ſtand, beobachten. Dieſes Corps der Alliirten war beſtimmt Gent zu decken, und die Beſatzung zu verſtärken, weil man anfieng, einen Verſuch der Franzoſen auf dieſe Stadt zu vermuthen. Indem der General Molk ſich mit ſeinen Truppen in die Stadt werfen, und der General Caila auf Gent los rücken wollte, trafen beyde feindliche Heere einander. Es kam zu einem hitzigen Gefechte nahe bey der Abtey de la Mele, in welchem die Franzoſen zwar mit auſſerordentlicher Tapferkeit den Sieg erfochten; allein der General Molk ſchlug ſich doch mit einem Theil ſeiner Truppen durch, und langte, unter tauſend Hinderniſſen, endlich in Gent an.

Kaum war er angekommen, als in der erſten Nacht der Graf von Löwendahl vor der Stadt anlangte, und ſie überrumpelte. Vierhundert Freywillige drangen, unter ſeinen Befehlen, durch den Graben bis an die Palliſaden, und an das Thor, welches ſie aufſchlugen. Hierauf drang alles nach, und brach ohne Widerſtand in die Stadt. Die meiſten Officiers ſchliefen, und erfuhren zugleich, daß die Franzoſen in der Stadt, und ſie der Franzoſen Gefangne wären. General Molk hatte bey der Beſtürzung gleichwohl noch Muth, und Gegenwart des Geiſtes genug, um ſich mit dem gröſten Theil ſeiner Truppen zu retten, und den Franzoſen zu entkommen. Die Einnahme von Gent geſchahe wie im Traume.

Während dieſer geheimen Unternehmung auf Gent, ließ der Marſchall von Sachſen die Feſtung Oudenarde berennen, nnd machte ſich am 22. Julius von dieſem Platze Meiſter. Zu gleicher Zeit ging Brügge über, welches er durch den Marquis de Souvre einnehmen ließ. Indeſſen hielt er die Alliirten, welche freylich zu ſchwach waren, eine Schlacht mit ihm zu wagen, in beſtändiger zweifelhafter Furcht, und indem er immer zugleich zwey Feſtungen einnahm, drang er zu eben der Zeit die Feinde immer weiter zurück.

Man wuſte, nach der Eroberung von Oudenarde nicht, wohin der Marſchall ſeine Abſicht richte. Die Verſchwiegenheit, mit der er ſeine Plane anlegte und ausführte, und die Kunſt, mit welcher er, bis zur Ausführung, Jedermann irre machte, gehören zu den Meiſterſtreichen dieſes groſſen Generals. Er ließ den Grafen von Löwendahl nach Deutſchland zu marſchiren: er ließ ihn wieder zurückgehen. Endlich wurde Oſtende belagert, indem zu gleicher Zeit Dendermonde, nach einer zweytägigen Belagerung eingenommen wurde.

Die Engländer und Holländer hielten es für unglaublich, daß man die Belagerung von Oſtende wagen würde. Der General von Chanclos vertheidigte dieſen wichtigen Platz mit 4000. Mann, und war mit allen Nothwendigkeiten hinlänglich verſehen. Die Feſtungswerke befanden ſich in dem beſten Zuſtande, und die See von der einen, und die Ueberſchwemmungen von der andern Seite, ſchienen für die Belagerer unüberſteigliche Hinderniſſe. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts hatte Oſtende eine Belagerung von drey Jahren, und drey Monaten ausgehalten, und itzt war ſie in weit beſſern Stande. Moritz wollte

te zeigen, daß es keine Feſtung gäbe, die man nicht einnehmen könne. Er ließ Oſtende durch den Grafen von Lebendahl nach einem von ihm ſelbſt entworfnen Plane belagern.

Die Franzoſen lieſſen ſich durch keine Schwierigkeiten abſchrecken, und die Beſatzung verlohr den Muth, als das feundliche Feuer ſo entſetzlich wurde, daß in vier Tagen viertauſend Bomben, ohne den Kanonenkugeln in die Stadt fielen, und der tapfern Gegenwehr ohnerachtet, der Marquis von Herouville, der beſte Ingenieur der Armee, in den bedeckten Weg, in der Nacht nach dem 22. Auguſt gedrungen war. Er wurde zwar wiederum herausgetrieben, aber man konnte den bedeckten Weg doch nicht fernerhin behaupten, und übergab die Stadt auf Kapitulation, am 23. Auguſt. Die Belagerung hatte noch nicht drey Wochen gedauert, und koſtete den Franzoſen zweytauſend Mann. Die Wichtigkeit dieſer Erobrung, durch welche auſſer dem intereſſanten Orte, anſehnliche Magazine, und eine ungeheure Menge von Kriegsbedürfniſſen, den Franzoſen in die Hände fielen, ſetzte die Engländer und Holländer in Beſtürzung.

Die Einnahme von Nieuport, war eine Folge von der von Oſtende, und wurde, ohnerachtet der Ort unter Waſſer geſetzt war, in neun Tagen zu Stande gebracht. Graf Löwendahl hatte wiederum die Ehre dieſer Eroberung, wodurch das ganze öſterreichiſche Flandern in franzöſiſche Bothmäßigkeit kam.

Der König von Frankreich gieng nach Verſailles zurück, als Erobrer einer feindlichen Provinz, und ſehr zufrieden mit ſeinem Feldmarſchall, dem Grafen von Sachſen. Dieſer ſagte beym Abſchiede zum Könige: Sire, Ihr glorreicher Feldzug hat

ſich nun geendigt. Ich werde aber mit Ew. Majeſtät Erlaubniß, noch einen kleinen Feldzug für mich thun. Er hielt Wort. Es war zwar ſchon im Septembermonat, allein Moritz wußte, daß ein geſchickter General die Beſtürzung der Feinde, denen er an Macht überlegen iſt, nutzet.

Er ſtellte ſich als wenn er nach Deutſchland gehen und die Armee des Prinzen Conti verſtärken wollte, kehrte aber unvermuthet durch Umwege zurück und lagerte ſich in der Gegend von der Feſtung Ath. Dieſe ließ er durch das heftigſte Bombardement zur Uebergabe zwingen. Der Commendant wurde durch die Thränen der Einwohner genöthigt, die Stadt, am 11. October zu übergeben, und nach dieſer Unternehmung ließ Moritz die Truppen auseinander gehen, und bezog die Winterquartiere. Die Alliirten thaten ein gleiches.

Es wäre das erſte Wunder von der Art in der Welt geweſen, wenn der Marſchall von Sachſen nach ſo viel Verdienſt, nach ſo groſſer Ehre ohne Tadel, und Neid geblieben wäre. Der Marſchall von Belleisle ſagte ſelbſt zum Könige: „ wenn der Hof zu Wien dem Könige von Frankreich hätte einen Operationsplan vorlegen ſollen, um die Kaiſerwahl des Großherzogs Franz zu begünſtigen, ſo hätte es kein andrer ſeyn können, als derjenige, welchen der Graf von Sachſen gemacht und ausgeführt hätte. „ Wirklich wurde auch am 13ten September dieſes Jahrs der Gemahl der Königin von Ungarn und Böhmen, der Großherzog Franz zum römiſchen Kaiſer erwählt. Allein Frankreich hätte dieſe Wahl ſo wenig durch einen neuen Operationsplan hindern können, als ſie ſelbſt während dem Kriege mit dem Könige von Preuſ-

ſen,

ſen, eben als dieſer Prinz die Oeſterreicher allenthalben ſchlug, erfolgte. Der Marſchall von Belleisle war die erſte Urſache von dem ganzen Kriege, nach dem Tode Carls des VI. geweſen, ob er gleich ins Miniſterium keinen Einfluß hatte. Ein Mann von einer bewundernswürdigen Leichtigkeit Projekte zu ſchaffen, und von einer überredenden Suada. Wenn politiſche Einfälle und Raiſonnements den groſſen Staatsmann machten, ſo wäre er der erſte Staatsmann in Europa geweſen. Er urtheilte von allen mit den ſcheinbarſten Gründen, und von vielen ſehr gut. Er wollte alles wiſſen, und wußte wirklich weit mehr, als diejenigen zu wiſſen pflegen, die alles wiſſen wollen. Er hatte ſich durch einige wichtige Geſandtſchaften, und einige kriegeriſche Unternehmungen, die er ſelbſt am meiſten erhob, die Gnade ſeines Königs gar ſehr zu erwerben gewußt. Er war aber dabey ſo eitel, daß er täglich von ſeinen ſchönen Unternehmungen ſprach, und daher eiferſüchtig auf die Ehre anderer. Da er zugleich ein groſſer Staatsmann und General ſeyn wollte, ſo ſuchte ſein Neid, dem Marſchall von Sachſen, ſo viel nur immer möglich, zu ſchaden.

Auſſer dieſem Gegner hatte Moritz noch die Eiferſucht des Marſchalls von Noailles zu überwinden, desjenigen, der die Schlacht bey Dettingen gegen den König von England, aber nicht die Gunſt ſeines Königs, verlohren hatte. Er war älterer Marſchall als der Graf von Sachſen, und hatte in dem Treffen bey Fontenoy den Dienſt eines Adjutanten mit einer edlen Großmuth verrichtet; allein gegen das Ende des Feldzugs wurde er eiferſüchtiger, und verlangte ſogar ſeinen Abſchied.

gemacht. Es befanden ſich unter ihnen der Generalfeldmarſchall Los-Rios, zwey Fürſten von Ligne, der eine General von der Infanterie, der andere von der Cavallerie, der Generalfeldzeugmeiſter, Graf von Chanclos, der Prinz von Stollberg, fünf Generallieutenants. Der Marſchall von Sachſen blieb, nach dieſer Eroberung eine kurze Zeit zu Brüſſel. Er ließ die minirten Feſtungswerke herſtellen, und eine ſtarke Beſatzung unter den Befehlen des Grafen von Löwendahl daſelbſt. Hierauf endigte er ſeinen Winterfeldzug, und gieng in der Mitte des Merz nach Paris, wo ihn der allgemeine Beyfall des Neides und der Wahrheit erwartete.

Ganz Paris wetteiferte in Ehrenbezeugungen für ihn, und die Prinzen, und die Vornehmſten des Reichs machten ihm ihre Aufwartung mit Bewunderung. Der König ſchenkte ihm das königliche Schloß Chambord mit den dazu gehörigen Einkünften, und überhäufte ihn mit Gnade. Er arbeitete täglich einige Stunden mit ihm im Cabinete, um den Plan des neuen Feldzugs zu entwerfen, und dieſen ſo wirkſam als möglich zu machen, da der Hof zu Wien durch den Frieden mit dem Könige von Preuſſen neue Kräfte bekommen hatte.

Dieſer Friede wurde den 26ſten December geſchloſſen, nachdem Friederich der Groſſe die öſtreichiſchen und ſächſiſchen Heere, bey Hohenfriedberg, bey Sorr, bey Hennersdorf, und bey Keſſelsdorf in einem Feldzuge geſchlagen, die Hauptſtadt Dresden erobert, und von ganz Sachſen ſich Meiſter gemacht hatte. Er verlangte nichts als den Frieden, denn er hatte bloß für deſſen Erhaltung geſtritten. Als er die Reſidenz des Königs von Pohlen eingenommen hat-

te,

te, erklärte er ſich: „Meine Abreiſe hängt von „dem Willen des Königs von Pohlen ab; „ich bin nach Sachſen gekommen, nur den „Frieden zu erbitten, und ich habe an deſ- „ſen Statt daſelbſt Krieg führen müſſen. „Ich wünſche ihn zu endigen.„

Man kann nicht umhin, bey dieſer Gelegenheit die Beſchuldigung Frankreichs zu widerlegen, daß der König von Preuſſen den König von Frankreich, ſeinen Alliirten, durch dieſen Frieden verlaſſen habe. Vielmehr verließ Frankreich den König von Preuſſen. Nicht allein in dem Kriege von 1742 ſodern auch in dem zweyten von 1744 handelte Frankreich mit wenig Redlichkeit gegen Preuſſen. So bald Friedrich in Böhmen eingebrochen war, ließ Frankreich die ganze Laſt des Krieges auf ihn fallen, und machte indeſſen eigne Eroberungen in Flandern. Nur die preußiſchen Siege waren vermögend, den Frieden in Deutſchland herzuſtellen, und dieſe nöthigten Deutſchland glücklich zu ſeyn.

Zu Paris machte man deſto gröſſere Anſtalten, den Krieg in den Niederlanden mit Nachdruck fortzuſetzen, da England, Holland, und Oeſterreich, ſich immer feſter gegen Frankreich verbanden, und keinen Frieden eingehen wollten. Izt würde ein glücklicher General, wie der Marſchall von Sachſen war, mehr als jemals nöthig. Er wurde durch eine beſondre Akte naturaliſirt: es ſchien als wenn man ſich ſchämte, daß ein Deutſcher der Held von Frankreich ſeyn ſollte, und machte alſo denjenigen zum Franzoſen, der die Franzoſen unter ſeinen Befehlen hatte, und zugleich ihr Lehrmeiſter war.

Die Armee, welche er commandirte, wurde bis auf 120,000 Mann verſtärkt. Der König ſelbſt

begab

begab ſich zu derſelben und alle Prinzen von Geblüte. Die Abſicht ging auf Antwerpen, dieſe Vormauer der vereinigten Niederlande, und der Marſchall von Sachſen war ſeiner Sache ſo gewiß, daß er ſagte: er wolle ebenfalls ſeinen Operationsplan dem Grafen Bathiany, der damahls die öſterreichiſche Armee commandirte, mittheilen, ohne zu befürchten, daß er ihm den Plan verrücken könnte.

Er gieng auf die Armee der Alliirten los, welche ſich näher gegen Antwerpen ausgebreitet hatte. Man vermuthete eine Schlacht; die Alliirten erwarteten ſie, und blieben zweymahl vier und zwanzig Stunden in Schlachtordnung ſtehen. Allein Moritz ging zurück, und legte eine Kriegsliſt an. Er ſuchte die Alliirten zu locken, daß ſie ihm nachgingen, und hatte zwölftauſend Mann mit dreyßig Kanonen in Hinterhalt geſtellt, welche den Oeſterreichern in die Flanke fallen, und ſie dergeſtalt zwiſchen zwey Feuer bringen ſollten. Ein Spion verrieth dem Grafen Bathiany das Geheimniß, und er zog ſich hinter Antwerpen zurück, und verſchanzte ſich ſo ſtark, daß er nicht wohl angegriffen werden konnte.

Der Marſchall von Sachſen fieng hierauf die Belagerung von Antwerpen an, und am 31ſten May capitulirte die Catadelle. Der König von Frankreich gieng im Junius nach Verſailles zurück, und die Armee der Alliirten, über welche Prinz Carl von Lothringen das Commando erhielt, verſtärkte ſich bis gegen 80,000 Mann. Itzt zog ſich Moritz zurück, und verſchanzte ſich. Es war aber dieſes eine bloſſe Verdeckung ſeiner Hauptabſichten; denn in den beyden Monaten, Junius und Julius, eroberte er noch drey wichtige Feſtungen, ohne daß es die Feinde hindern konn-

konnten, die Feſtungen, **Mons**, **St. Guillain**, und **Charleroi**. Die letztere bekam man durch eine Art von Ueberrumpelung ein, und die Eroberung koſtete wenig Blut. Bey Mons koſtete es mehr, und der Prinz von Conti wurde erſt am 10ten Julius Meiſter der Stadt.

Man könnte hier eine Menge von künſtlichen Wendungen der Armee, Kriegsliſten, und unternehmungen, den Geiſt und die Kunſt des Marſchalls von Sachſen ſchildern; allein ſolche Dinge ſind nur für denjenigen intereſſant, welcher die Kriegskunſt vollkommen verſteht, und können nur von demjenigen erzehlt werden, welcher eben dieſe Kunſt ſtudirt hat. Das Groſſe des Ganzen leuchtet in die Augen; man muß das Genie des Generals bewundern, welcher im Angeſichte der feindlichen Heere eine Feſtung nach der andern wegnimmt, ohne daß ſie es hindern können, und mitten unter Eroberungen, ſich für alle Angriffe ſicher zu ſtellen weiß.

Die Feſtung **Namur**, an der Maas und Sambre, welche auf einem ſteilen Felſen liegt, und mit zwölf Schanzen, die ebenfalls auf Spitzen von Felſen liegen, umgeben iſt: dieſe ſtarke und wichtige Feſtung war die Abſicht des Marſchalls von Sachſen. Die Alliirten merkten es, und zogen ſich gegen ihn über, ſo daß nur der Fluß Orneau nebſt einem ſehr dichten Gehölze beyde Heere unterſchied. Man vermuthete von beyden Theilen täglich eine entſcheidende Schlacht; aber man vermied ſie von beyden Theilen ſorgfältig. Hier ſiegte die Kriegskunſt allein. Der Marſchall von Sachſen ſchnitt durch allerhand Märſche und Bewegungen den Alliirten die Zufuhr und die Communication mit dem Lüttichiſchen ab. Am

20ſten

20ſten Auguſt ſahe ſich der Prinz Carl von Lothringen, aus Mangel der Zufuhre genöthigt, mit ſeiner ganzen Armee bey Namur über die Maas zurück zu gehen, und ſich rechter Hand dieſes Stroms nach der Gegend von Maſtrich zu ziehen, wo er den 9ten September anlangte.

Itzt hatte Moritz ſeinen Zweck erreicht. Ihm mangelte es nicht an Zufuhre von Braband, Flandern, und dem Stifte Lüttich. Er gab ſeiner Armee die vortheilhafteſte Stellung, und ließ am 12ten September Namur förmlich durch den Grafen von Clermont belagern. Er näherte ſich hierauf den Alliirten, und beobachtete ſie, während der Belagerung, mit der Hauptarmee, zwiſchen welcher und den Alliirten täglich Scharmützel vorfielen, die wenigſtens Unterhaltung gaben, und den Feind abhielten, die Belagerung von Namur zu ſtöhren.

Die Franzoſen wagten drey grimmige Anfälle auf drey Schanzen zu gleicher Zeit, und wurden von allen Meiſter. Sie eröfneten die Laufgraben, und ſetzten der Beſatzung ſo heftig zu, daß ſie am 30ſten September ſich zu Kriegsgefangenen ergab. Man wunderte ſich, daß dieſe wichtige und ſtarke Feſtung in welcher zwey Bataillons lagen, nach einer Belagerung von nur ſiebenzehn Tagen, übergangen war.

Prinz Carl von Lothringen that alles mögliche die Feſtung zu retten, aber alles war vergeblich. Er brach endlich am 6ten October, in der Nacht mit ſeiner ganzen Armee in acht Kolonnen aus ſeinem bisherigen Lager auf, gieng über den Fluß Jar, und lagerte ſich zwiſchen dieſem Fluß und der Stadt Lüttich. Der Marſchall von Sachſen bemühte ſich dießmal vergeblich, den Feind an ſeinem Vorhaben zu hindern.

Er

Er zog ihm nach, und lagerte ſich am 10ten October, nachdem er über den Fluß Jar gegangen war, im Angeſichte der Feinde. Sein Heer beſtand aus 110,000 Mann, und der Alliirten ihres war noch nicht völlig 80,000 Mann ſtark.

Er gieng am eilften October mit Anbruch des Tages auf den Feind los, welcher vier verſchanzte Dörfer vor ſich hatte, und beſonders die Dörfer Liers und Raucoux ſtark beſetzt hielt. Moritz marſchirte in zehen Colonnen auf, und machte Mine den rechten feindlichen Flügel, welchen der Graf Bathiany commandirte, anzugreifen, lenkte ſich aber geſchwind gegen den linken Flügel, über den der Fürſt von Waldeck das Commando hatte. Zu gleicher Zeit ließ er die verſchanzten Dörfer vor der Fronte des Centrums mit grimmiger Hitze angreifen. Der Anfang der Schlacht war um zehn Uhr Vormittags. Die Kanonen thaten das meiſte. Unter beſtändigem Kanonenfeuer rückte der Graf d'Etrees auf den Fürſten von Waldeck loß, und eroberte nach etlichen vergeblichen Angriffen eine beträchtliche Schanze. Der Fürſt von Waldeck wollte ſie wieder wegnehmen, wurde aber gewahr, daß ein ſtarkes Corps Franzoſen vorrückte, um ihm in die Flanke zu fallen. Er zog ſich alſo näher an das Corps de Bataille, welches Prinz Carl commandirte. Dieſer Prinz hatte eben die Schanzen in dem Dorfe Raucoux verlohren, wobey es äufferſt hitzig zugegangen war. Die unerſchrockne Tapferkeit des Marquis von Fenelon, welcher dabey tödlich verwundet wurde, hatte die Eroberung dieſes wichtigen Poſtens zuwege gebracht. Prinz Carl muſte befürchten, daß er nun von dem rechten Flügel, der durch ein Verſehen zu weit poſtirt wor-

den war, abgeſchnitten werden möchte, und nicht über den Fluß zurück gehen könnte. Er zog ſich alſo zurück, und überließ den Feinden das Schlachtfeld.

Der Marſchall von Sachſen war den Tag vor der Schlacht ſchon gewiß, daß er am folgenden Tage ſiegen müßte. Sein alles durchdringender Blick hatte die Fehler der Feinde bemerkt, und ſuchte ſie zu nutzen. Er bemerkte, daß der rechte Flügel der Alliirten, den der Graf Bathiany commandirte, von dem linken Flügel allzuweit entfernt ſtand. Er hielt überdem den Grafen von Bathiany für viel zu vorſichtig, als daß derſelbe dem linken Flügel zu Hülfe eilen würde, weil er alsdenn von Maſtricht und Lüttich konnte abgeſchnitten werden. Der Marſchall ließ daher einen Angrif zum Scheine auf den rechten Flügel formiren, aber nichts weiter unternehmen, daher auch dieſer rechte Flügel der Alliirten faſt gar keinen Verluſt litte.

Der Verluſt der Alliirten wurde auf 4000 Mann geſchätzt; der Franzoſen ihrer, welcher doch nicht wenig beträchtlich ſeyn mußte, wurde nicht genau bekannt. Indeſſen war dieſe Schlacht eine von denenjenigen, die zu unſern Zeiten öfter vorfallen, welche nichts entſcheiden, und bey welchen Ermordungen von tauſenden nichts weiter als Lobſprüche für ein paar einzelne Menſchen zuwegebringen.

Die Armee der Alliirten rückte bald darauf bis Tongern vor: die Franzoſen ſetzten ihre Eroberungen bis Löwen fort. Man unternahm von beyden Seiten nichts wichtiges mehr; beyde Heere bezogen, bey der rauhen Jahrszeit die Winterquartiere.

Die Ehre des Marſchalls von Sachſen gewann durch den Sieg bey **Raucoux**, oder **Lüttich**, in

deren Stadtgegenden ſie vorfiel, einen ungemeinen Zuwachs. Er genoß die Früchte dieſer Ehre währendem Winter in Paris und Verſailles. Der König ertheilte ihm den Titel Alteſſe Sereniſſime; Ihro Durchlaucht; gab ihm eine beſondere Leibgarde, welche das von dem Marſchall ſelbſt errichtete Huſarenregiment war, beſtimmte ihm einen beſondern jährlichen Gehalt von hunderttauſend Livres, und ſchenkte ihm ſechs Kanonen, eine ſeltne Ehre, welche von der Seite des Königs gegen einen Unterthan das Zeichen des höchſten Vertrauens iſt. Man muß dieſe Belohnung anführen, um der Gnade des Königs, und der franzöſiſchen Nation überhaupt Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen. Sie machen dem Könige der ſie ertheilt eben ſowohl Ehre, als dem Unterthane, der ſie verdient.

Als ſich der Marſchall von Sachſen bey dem Könige für dieſe ausgezeichnete Probe der höchſten Gnade bedankte, antwortete ihm der König: „ dieß „ iſt nicht genug, Herr Marſchall, ich wen„ de Ihnen was mehrers zu, und dieſes iſt „ meine Freundſchaft. „

Schon im vorigen Jahre hatte der König in Willens, den Grafen von Sachſen mit der höchſten Würde eines Kriegers zu bekleiden. Die Eiferſucht am Hofe legte verſchiedne Hinderniſſe in den Weg, von denen die Prinzen von Geblüte die vornehmſten Urſachen waren. Im Jenner 1747 erfüllte der König ſein Vorhaben, und ernannte den Grafen von Sachſen zum Generalmarſchall, oder Generaliſſimus aller franzöſiſchen Truppen. Die hohe Würde hatte Türenne, durch ungemeine Verdienſte, und der Marſchall von Villars, am Rande des Grabes, erhalten.

Der Marſchall von Sachſen, welcher die erſte Erőfnung von dieſer Erhebung ſelbſt aus dem Munde des Kőnigs, bey der Tafel erhielt, antwortete: „ er „ wűnſche ſich der Gnade des Kőnigs eben ſo wűr„ dig, als Tűrenne zu machen, und eben ſo, wie „ jener, ſein Leben zu beſchlieſſen. „ Inzwiſchen war ſeine Geſundheit ſchon ſo geſchwächt; daß man kein langes Leben von ihm vermuthen konnte. Vielleicht war dieſes eine Urſache mehr, daß der Kőnig das Bildnis des Marſchalls im Louvre zu Paris aufrichten, und darunter folgende Verſe ſetzen ließ:

Rome eut en Fabius un Guerrier politique:
Dans Hannibal Cartage eut un Chef heroique:
La France plus heureuſe a dans ce fier Saxon
La tete du premier, et le bras du ſecond.

d. i. „ Rom hatte an dem Fabius einen klugen Feld„ herrn: Carthago an dem Hannibal einen helden„ műthigen Anfűhrer: das glűcklichere Frankreich hat „ an dieſem tapfern Sachſen den Kopf des erſten, „ und den Arm des andern. „

Unterdeſſen war der angeſtellte Friedenskongreß zu Breda fruchtlos geweſen, und Frankreich entſchloß ſich, ſeine beſondere Rache an den Holländern zu nehmen, welche den Alliirten ſo mächtige Hűlfe geleiſtet hatten. Der Krieg wurde an Holland erklärt, und die nachfolgenden Unfälle, welche die Republik erlitt, brachten es zuwege, daß ſie wieder einen Erbſtatthalter erwählte, zu welcher Wűrde der Prinz von Oranien erhoben wurde. Ludwig der XV. wurde űber dieſes Verfahren, welches ſeine Entwűrfe in Unord-

nung brachte, beſtürzt. Einige geheim entworfene Anſchläge auf künftige Vortheile bey einem Frieden, gingen durch die Wahl eines neuen Erbſtatthalters von Holland verlohren. Der König brach daher, bey der Nachricht davon, in folgende Worte aus: „Die „Holländer ſind entſetzliche Leute: Ich wollte, daß „dieſer Staat tauſend Meilen von den Grenzen mei„nes Reichs entfernt wäre: er allein macht mir mehr „zu ſchaffen, als das übrige Europa zuſammen„ — Die Beſtürzung über unerwartete Streiche iſt jederzeit heftiger, als die Empfindung bey vorhergeſehenen Begebenheiten.

Der Marſchall von Sachſen eröfnete den Feldzug des Jahrs 1747. im April, und brach in das holländiſche Flandern ein. Die Republik that ihr äuſſerſtes: ſie hatte 90,000 Mann Truppen; eine Anzahl, die ſie noch niemals gehabt hatte. Dieſe Truppen aber waren theils in den vielen Feſtungen, die dieſe Republik beſitzt, theils ſonſt zerſtreut, und 35,000 Mann waren allein gegen das Ende dieſes Feldzugs, Kriegsgefangene. Der Herzog von Cumberland, welcher die alliirte Armee kommandirte, war ohnerachtet der öſterreichiſchen und engliſchen Hülfe, gleichwohl zu ſchwach, im Anfange des Feldzugs dem franzöſiſchen Heere, welches aus 130,000 Mann beſtand, die Spitze zu bieten. Er ſuchte nur wichtige Eroberungen der Feinde zu hindern, und nahm vortheilhafte Stellungen, in welchen ihn der Marſchall von Sachſen nicht wohl angreifen konnte. Dieſer wurde darüber ungeduldig. Er ließ verſchiedene Forts im holländiſchen Flandern wegnehmen. Sluis, Sas von Gent, Vendick, und das ſtark bewahrte Hulſt gerieth in ſeine Hände. Er hatte das ganze holländiſche

Flandern in dem Monate May erobert, ohne durch die Hauptarmee der Feinde gehindert zu werden. Weil ſie ſich gar nicht, ſo wie er wünſchte, zeigten, ſo ſagte er: „er wäre geſonnen dieſen Feldzug im Schlaf„ rock und Pantoffeln zu thun.„ Er wunderte ſich, daß die Hauptarmee der Feinde ſich ſo lange auf einem Platze erhalten könnte, auf welchem, wie er ſagte, ſich kaum ſo viel Kanninchen erhalten könnten. Dieſer Spott war ein groſſer Lobſpruch für die Kunſt des Herzogs vom Cumberland.

Endlich gelang es dem Marſchall von Sachſen, den Feind aus ſeiner Stellung zu bringen. Er nahm ſich vor, Maſtrich, dieſen höchſtwichtigen Platz, zu belagern, und marſchirte in verſchiedenen Colonnen auf dieſe Stadt. Die Vortruppen ſtanden über Tongern hinaus, als die Anrückung der ganzen Armee der Alliirten ſie nöthigten zurück zu weichen. Der Herzog von Cumberland gewann die Anhöhen um Bilſen herum, und breitete ſich bis gegen Maſtrich aus. Auf dem linken Flügel, welchen er ſelbſt commandirte, diente das Dorf Laffeld, welches ſtark beſetzt wurde, zur Schutzwehr.

Man beſchloß auf der Seite der Alliirten ſich näher zuſammen zu ziehen, um nicht in den Fehler des vorigen Jahrs bey Raucoux zu fallen. Und hier zeigte ſich das groſſe Augenmerk des Grafen von Sachſen. Er wurde das Vorhaben der Feinde gewahr, und beſchloß, ſie ſogleich anzugreifen, ehe ſie ihre Stellung veränderten. Der König von Frankreich war ſelbſt bey der Armee; unter ſeinen Augen wurde die Schlacht bey Laffeld, am 2ten Julius gehalten.

Um

Um zehn Uhr des Morgens geſchah der Angrif auf das Dorf Laffeld. Die Franzoſen wurden, ohnerachtet der hartnäckigſten Tapferkeit, dreymal zurück geſchlagen. Sie verlohren ſehr viele der beſten Officiers und Truppen. Der Marſchall von Sachſen ſtellte ſich ſelbſt an die Spitze einiger Brigaden, und grif die Feinde an. Das Gefecht dauerte in der größten Hitze gegen drey Stunden. Um 1 Uhr nach Tiſche, wurden die Franzoſen von Laffeld Meiſter. Die Feinde wichen nur Schritt vor Schritt, und bezeichneten jeden mit Strömen Bluts; ſie zogen ſich in guter Ordnung vom Schlachtfelde unter die Kanonen von Maſtrich, und hatten eben ſowohl wie die Franzoſen, Gefangne gemacht. Das ſonderbarſte war, daß beyde Feldherren einander ihre Gefangene, nach der Schlacht wieder zurückſchickten. Der Herzog von Cumberland hatte den Anfang gemacht.

Dieſe Schlacht war abermals, ſo wie die bey Raucoux, unentſcheidend. Beyde Heere verlohren eine gleiche Anzahl von Truppen; jedes auf 6000 Mann. Die Alliirten erreichten ihren Endzweck, Maſtrich zu decken, und die Franzoſen den ihrigen, über die Feinde geſiegt zu haben. Sie behielten das Schlachtfeld, und eroberten 23 Kanonen; das waren die Vortheile alle: auſſer der Ehre, die der Sieg, dem Könige, und dem Marſchalle von Sachſen brachte.

Beyde Armeen blieben nach der Schlacht eine Zeitlang einander im Angeſichte ſtehen. Es war nicht möglich, bey dieſer Stellung der Feinde an eine Belagerung von Maſtrich zu gedenken. Man faßte einen kühnen Entſchluß: man wollte die Feſtung Bergen-op-Zoom belagern.

Dieſe Feſtung war in dem Rufe, unüberwindlich zu ſeyn. Sie war zweymal, im Jahre 1588, und im Jahre 1622 vom Spinola, und beydemal vergeblich belagert worden. Die Belagerer hatten ihre ganze Kunſt umſonſt an dieſer Feſtung erſchöpft. Die alten Befeſtigungen waren durch ungeheure Werke, welche der berühmte Coehorn hatte errichten laſſen, noch mehr verſtärkt. Der Umfluß der Schelde hinter der Feſtung, welche einen Arm vom Meere bildet, und die Stadt bewäſſert, machte die Belagerung noch ſchwerer und faſt unmöglich. Alles war in dem beſten Vertheidigungsſtande, und eine zahlreiche Beſatzung lag in der Stadt. Ueber das alles hatten die Alliirten noch beſondre Circumvallationslinien bey den Schanzen errichtet, in denen ein beträchtliches Corps Truppen lag, das den Belagerten alle Augenblicke zu Hülfe kommen konnte. Die Holländer waren von der Stärke der Feſtung ſo ſehr überzeugt, daß ſie es für unmöglich hielten, dieſelbe zu verliehren. Die Franzoſen ſelbſt hielten die Belagerung von Bergen-op-Zoom für gefährlich und unwirkſam. Nur der einzige Graf von Löwendahl glaubte, man könne die Feſtung einnehmen; und dieſer, der Freund des Marſchalls von Sachſen, erhielt den Auftrag der Belagerung. Er berathſchlagte mit dem Marſchalle von Sachſen, und ließ ſich von demſelben den Plan der Belagerung machen, nach welcher er eine ſo unglaubliche Sache ausführen wollte.

Der König von Frankreich und der Marſchall von Sachſen, blieben mit der Hauptarmee im Stifte Lüttich ſtehen, wo ſie die Hauptarmee der Alliirten beobachteten. Man machte auf beiden Seiten Bewegungen, die ohne Erfolg waren, und blieb endlich

in der vorigen Stellung, indem man inzwiſchen den Belagerern von Bergen-op-Zoom verſchiedne Verſtärkungen ſendete.

Dieſe befanden ſich in den gefährlichſten Umſtänden, in die der Krieg verſetzen kann. Die Feinde lieſſen verſchiedne Minen ſpringen; die Krankheiten, die die Moräſte verurſachten, nahmen viel Volk hinweg; täglich verlohr man viel, und der Feind wenig Volk. Ueber 20,000 Mann waren in kurzen theils todt, theils zum Kriege untüchtig, und nach drittehalb Wochen war man noch nicht eben weiter vor Bergen-op-Zoom gekommen, als man am erſten Tage der Belagerung geweſen war. Endlich am 17ten September ſiegte die Kunſt des Grafen von Löwendahl über alles.

Drey Bollwerke waren etwas beſchädigt. Der Graf ließ in der Nacht, ohnerachtet noch keine ordentliche Breſche geſchoſſen war, auf dieſe drey Bollwerke zu gleicher Zeit drey Angriffe wagen, und dieſe gelungen. Man lief in der Nacht Sturm, und erſtieg die Wälle, ehe die Belagerten es inne wurden, welche ſich nichts weniger als das verſahen. Die Beſatzung von Bergen-op-Zoom ſtellte ſich in den Straſſen in Schlachtordnung, indem der Feind über die Wälle einbrach. Der Widerſtand konnte nunmehro nur noch geringe ſeyn. Schrecken und Entſetzen auf der einen, und ſiegreiche Hitze auf der andern Seite, machten das Gefechte bald aus. Die Beſatzung floh in die Linien; auch hier war alles durch den überraſchenden Vorfall in der äuſſerſten Beſtürzung. Man verließ die Linien, man floh, um das Leben zu retten: Zelter, Bagage, Artillerie, Proviſion, und die Kriegskaſſe, geriethen in die Hände der Franzoſen.

Dieſe waren von allem Meiſter, da acht Stunden vorher die Alliirten den für unſinnig würden gehalten haben, der von der Eroberung von Bergen-op-Zoom geſprochen hätte.

Es iſt wahr, die ungeſtüme Hitze, und die ſchnelle Behendigkeit mitten in der Wuth, die den Franzoſen vor allen andern Nationen eigen iſt, und die ſie eben in Belagerungen und Stürmen ſo bewunderungswürdig macht; dieſe trug zur Eroberung von Bergen-op-Zoom ſehr viel bey; allein die Alliirten behaupteten, daß Verrätherey die Stadt in die Hände der Franzoſen geſpielt habe, und man nannte ſo gar denjenigen, welcher die ſchwachen Oerter angegeben habe, auf welche in der Nacht Sturm gelaufen wurde, und durch die Bergen-op-Zoom übergieng.

Es mochte auch die geheime Urſache der Eroberung, welche es wollte, geweſen ſeyn, ſo brachte ſie doch dem Grafen von Löwendahl, und dem Marſchalle von Sachſen, die gröſte Ehre. Sie war die ſchönſte Unternehmung des Feldzugs vom Jahre 1747, und zugleich das Ende deſſelben. Es erfolgte wenig Wichtiges hernach, und der Marſchall von Sachſen genoß, nach geendigtem Feldzuge neue Belohnungen der Gnade des Königs, der Verehrung der Nation, und der Bewunderung von Europa.

Mitten unter den Siegen Frankreichs war das Volk dieſes Landes bis aufs äuſſerſte entkräftet worden. Die allgemeine Noth foderte den Frieden. Beſonders hatten die ſüdlichen Provinzen Frankreichs ungemein viel gelitten. Indem Moritz, der Feldherr Frankreichs, die Feinde demüthigte, war im Grunde Niemand demüthiger, als eben dieſes Land. Es ſeufzte

nach

nach dem Frieden. Selbſt der König ſuchte ihn ſehnlich, und zwar um ſo mehr, da ſeine Feinde neue Mächte wider ihn in Bewegung brachten, und aus dem entfernten Norden eine Armee Hülfstruppen erwarteten.

Die Friedensunterhandlungen wurden zu Aachen gepflogen, und hatten das Sonderbare, daß die ſiegreiche Nation den Frieden eifrigſt begehrte, und die Geſchlagenen, ihn durch harte Foderungen ſchwer machten. Sie verlangten alle Eroberungen zurück: ſie ſprachen in dem Tone der Mächtigern.

Der Marſchall von Sachſen fieng indeſſen den Feldzug dieſes Jahrs 1748, ſehr frühzeitig an, und ſeine Abſicht war, Maſtricht zu belagern. „Zu Maſtricht, ſagte er, wird der Friede geſchloſ„ſen.„ Er bewerkſtelligte dieſes Vorhaben durch einen der allerſinnreichſten und vortreflichſten Märſche, die je ein Feldherr that.

Die Alliirten wurden durch ſeine Bewegungen in vielfache Sorge geſetzt. Sie ſtanden wegen Breda, wegen Sternbergen, wegen Luxenburg, in Furcht. Auf einmahl ſtand Moritz bey Maſtricht und ließ es belagern. Die kaiſerliche Armee unter den Befehlen des Grafen von Chanclos, welche Maſtricht decken ſollte, war zu ſchwach, dem Marſchalle von Sachſen die Spitze zu bieten, und zog ſich zurück, um die Verſtärkungen der engliſchen und holländiſchen Truppen an ſich zu ziehen.

Es wurden zwey Angriffe auf Maſtricht formirt, davon den einen diſſeits der Maas der Marſchall von Sachſen ſelbſt, den andern jenſeits der Maas der Graf von Löwendahl commandirte. Die Beſatzung wehrte ſich aufs tapferſte, und der Commendant

von

von Maſtricht, Baron von Aylva, erwarb ſich auſſerordentliche Ehre. Selbſt der Marſchall von Sachſen gerieth in Verwunderung darüber, und ſagte: „ ich habe hier meinen Mann gefunden. „

Mitten unter dem ſchrecklichen Feuer, mit welchem der Marſchall Moritz unaufhörlich Maſtricht ängſtigte, wurden am 30ſten April die Präliminarpunkte des Friedens zu Aachen unterzeichnet. Moritz bekam ſehr zeitig Nachricht davon, und er machte einen Waffenſtilleſtand. Weil es aber der Ehre von Frankreich nachtheilig ſcheinen ſollte, wenn die Truppen dieſes Staats von einer Feſtung abziehen müßten ohne ſie eingenommen zu haben, oder vielmehr, weil Moritz aus Ehrſucht eitel war, und er alles über den König vermochte; ſo muſte Maſtricht durch Kapitulation an den Marſchall von Sachſen übergeben werden, ohnerachtet in den Friedenspunkten ſchon ausgemacht war, daß Maſtricht ſowohl, als alle franzöſiſchen Eroberungen, zurückgegeben werden muſten.

Maſtricht wurde alſo im Frieden, von dem Commendanten, der noch nicht nöthig hatte, ſich zu ergeben, an den Marſchall von Sachſen übergeben, welcher es kurze Zeit darauf wieder zurückgeben ſollte. Er ſagte ſelbſt zu dem braven Commendanten, Baron von Aylva, als dieſer mit der Beſatzung auszog: „ Sie müſſen mich mein Herr, in dieſer Stadt nur „ als einen Paſſagier anſehen, welcher auf kurze Zeit „ nur in einem Wirthshauſe ſich einmiethet. „

Auch blieb Moritz wirklich nur kurze Zeit zu Maſtricht, und begab ſich bald nach Brüſſel, wo er die Ehre eines Gouverneurs der eroberten Niederlanden nur wenige Wochen genoß, binnen welchen der Friede völlig zu Stande gebracht wurde: ein Friede,

der ganz Europa beruhigte, und deſſen glückliches Ende für Frankreich, wornach es ſo ſehr längſt ſchon ſeufzete, der Marſchall von Sachſen zuwege gebracht hatte.

Er ſelbſt hatte auch unter allen Franzoſen den gröſten Vortheil davon. Der König und die Nation hatte nichts gewonnen, und über dreyhunderttauſend Mann, und achthundert Millionen Livers verlohren. Gleichwohl hätte ſie noch weit mehr Volk und Geld, und die Ehre verlohren, wenn der Marſchall von Sachſen nicht ſo groß im Kriege, und zugleich ſo glücklich geweſen wäre. Die Unternehmung des Krieges war der gröſte Staatsfehler, den Frankreich in hundert Jahren gemacht hatte; daß dieſer Fehler nicht noch mehr Schaden verurſachte, war das Werk des Grafen von Sachſen und nach dieſem Betrachte nannte man ihn, im genaueſten Sinne, **den Schutzgeiſt von Frankreich.**

Der Friede zu Aachen erfüllte in Frankreich jedermann mit Freude, nur ihn nicht. Er glaubte, ſeine Eroberungen müſten vortheilhaftere Bedingungen wirken, als der Friede für das Intereſſe Frankreichs enthielt. Er bezeigte dem Kriegsminiſter ſein Misvergnügen in dieſen Ausdrücken.

„ Wir waren, ſagte er, nach der Schlacht bey Fontenoy im Begrif, uns Holland zu unterwerfen, und dieſer Republik ein Ende zu machen, welche immer die Quelle von den Uneinigkeiten in Europa iſt: denn dieſe Kaufleute fangen mit ihrem Seeweſen, und ihren Reichthümern beſtändig Händel an. Sie ſind die nothwendigen Bundesgenoſſen der Engländer, unſrer natürlichen Feinde. Das groſſe Werk ihrer Zerſtöhrung war beynahe geendigt; warum haben wir es

nicht ganz zu Stande gebracht? Läßt man dieſen Republikanern noch Zeit, ſich zu verſtärken, ſo werden ſie eben ſo kühn und unternehmend ſeyn, als ehemals; und vielleicht wird eine Zeit kommen, da Frankreich mit allen ſeinen Kräften ſich von ihnen keine Genugthuung wird verſchaffen können. Wenn man Holland zerſtöhrt, ſo ſchneidet man England ſeinen rechten Arm ab: und der franzöſiſche Staatsrath weiß wohl, daß ſich ſeine ganze Staatskunſt darauf zuſammenziehen muß, die Engländer zu ſchwächen. „

„ Wozu dient der Sieg bey Fontenoy? was für einen Vortheil zieht Frankreich aus der Eroberung von Bergen-op-Zoom? Alle dieſe ausnehmende Bemühungen der Tapferkeit, ſo viele berühmte Officiers, welche in den flandriſchen Feldzügen das Leben verlohren haben, ſind für das Reich ganz vergebens aufgeopfert worden. Wenn man am Ende dieſe Plätze wieder zurückgeben, und die Holländer nebſt dem Hauſe Oeſterreich, wieder in eben denſelben Zuſtand verſetzen wollte, in welchem ſich beyde vor dem Kriege befanden, ſo hätte man beſſer gethan, ruhig zu ſitzen. Frankreich hat, indem es ſeine Eroberungen zurückgegeben hat, ſich ſelbſt bekriegt. Es iſt durch ſeine eigne Siege zu Grunde gerichtet worden. Seine Feinde haben den alten Grad von Macht beybehalten; Frankreich allein hat ſich geſchwächt. Es hat eine Million Unterthanen weniger, und faſt gar keine gewiſſen Einkünfte mehr. „

Man kann auf dieſe im Grunde wahre Bemerkungen, die aber dennoch die Nothwendigkeit eines ſolchen Friedens, wie er war geſchloſſen worden, nicht aufheben, unmöglich beſſer antworten, als der König ſelbſt that, als er dieſe Vorſtellungen des Grafen

ſen von Sachſen erfuhr. Er ſagte: „ich erkenne daran den Ausdruck der oberſten Herren Befehlshaber. Ihre Staatskunſt hat es nur mit glühenden Kugeln zu thun „

Gleichwohl hielt es der Graf von St. Severin d'Arragon für nöthig, in einem beſondern Aufſatze zu zeigen, daß die Urtheile des Marſchalls von Sachſen ungegründet wären. Das Anſehen des Marſchalls war zu groß, als daß ſeine Vorſtellungen nicht einigen Eindruck hätten machen können. Man muſte beweiſen, daß er kein ſo groſſer Miniſter als Feldherr ſey, oder wenigſtens, daß er es in dieſem Falle nicht hätte ſeyn wollen. Wie konnte auch ein General, der immer geſieget hatte, und immer Kriegsbedürfniſſe genug erhielt, zu einem Frieden rathen, in welchem man das Land wieder gab, worüber er zum Statthalter mit einem Gehalt von dreymal hundert tauſend Livres geſetzt worden war?

Indeſſen hatte der Marſchall von Sachſen durch ſeine Verdienſte den höchſten Gipfel der Ehre in Frankreich erſtiegen. Er genoß alle die Würde, mit welcher nur ein Sterblicher bekleidet werden kann, und alle die Einkünfte, welche ſeinem hohen Anſehen gemäß waren. Es mangelte ihm nichts, und gleichwohl war er nicht glücklich; denn wir Menſchen erſchaffen uns unſer Mißvergnügen gemeiniglich ſelbſt. Die Leidenſchaft des Ehrgeitzes machte in dem glücklichen Marſchalle immer noch die Begierde nach dem Herzogthume Curland rege. Dieſe Leidenſchaft wurde gedemüthigt, und der Marſchall alſo dadurch unglücklich.

Er ſchickte bald nach dem Frieden einen pohlniſchen Cavalier, Gurowsky, an den kaiſerlichen Hof zu

Petersburg, um ſeine Anſprüche auf Curland zu betreiben. Der Herr von Gurowsky fand den rußiſchen Hof immer noch ſo abgeneigt, wie ehemals; und als er ſich nicht behutſam genug aufführte, ſo erhielt, er von dem Großkanzler, dem Grafen Beſtuchew, die Anzeige; „da ſeine Gegenwart voritzo in Rußland von keinem beſondern Nutzen ſeyn könne, er ſeinen Aufenthalt endigen, und ſich binnen drey Tagen aus der Reſidenz, und binnen zwölf Tagen, aus dem rußiſchen Reich begeben möchte.„

Während dieſer verfehlten Verhandlung erhielt der Marſchall von andern Seiten her angenehmere Begegnungen. Im Sommer des Jahrs 1749 ſtieg ſein Glück aufs höchſte. Er reiſte von Dresden nach Potsdam, und erhielt dort die Hochachtung **Friedrichs des Groſſen.** Dieß war der Gipfel des menſchlichen Glücks auf dieſer Erde.

Nach ſeiner Zurückkunft zu Verſailles hielt ſich Moritz am Hofe nur zuweilen auf, meiſtentheils brachte er ſeine Zeit auf dem ihm geſchenkten königlichen Schloſſe Chambord zu, welches er ganz von neuen hatte aufbauen, und ungemein verherrlichen laſſen. Er bildete hier eine Art von Hofſtaat. Täglich hatte er eine Menge von Beſuchen, und die Abwechslungen des Vergnügens machten den Aufenthalt auch denen angenehm, welche ohne beſondere Abſicht nach Chambord reißten.

Bey Hofe misbrauchte er ſeinen Credit niemals. Er miſchte ſich in nichts, was nicht ſein Fach anging. Er verachtete aber auch dafür deſtomehr alle Hofkabalen, welche um dieſe Zeit, beſonders zu Verſailles herrſchten. Er machte der ſo hoch begünſtigten Geliebten des Königs, der berufnen Marquiſe von Pompadour

ſeine

ſeine Aufwartung, aber er war gegen ſie blos höflich, und nicht ſchmeichelhaft. Im Grunde verachtete er ſie, und ließ es ſich auch deutlich genug gegen andere merken. Madame von Pompadour erkannte dieſes, und haßte ihn, ohne ihm ſchaden zu können. Das Zimmer der Pompadour war der Weg zum Könige, und die Miniſter hatten ſelbſt keinen andern Weg. Nur der Marſchall von Sachſen brauchte ihn nicht. Er hatte einen eigenen Weg zum Könige für ſich allein, welcher nicht durch das Zimmer der Pompadour ging.

Er ſprach mit der gröſten Freymüthigkeit, wenn er ſich mit dieſer Dame unterhielt. Sie machte ihm einsmahl einen gelinden Vorwurf, daß er mit dem Finanzpachter, Popeliniere, ſo oft und ſo vertraut umgienge, da dieſer Mann doch gar keine Eigenſchaften beſitze, die ihn der Gunſt des Marſchalls würdig machten. — „ Was finden Sie denn für eine beſondere Eigenſchaft an dem Popeliniere? ſagte ſie zu ihm: — Madame, eine ganz beſondre Eigenſchaft, welche wenig Leute in der Welt haben und die mir ſehr nützlich iſt. Denn wenn ich vom königlichen Miniſter Geld verlange, hat er immer keines; wenn ich aber zum Popeliniere komme, liegen immer hundert tauſend Livres baar, für mich in ſeinem Kaſten. „ Er beſchwerte ſich öfters über dieſe und jene Mängel des Staats, aber niemals mit Heftigkeit, ſondern ſcherzend und lachend, und man weis itzt noch dergleichen ſinnreiche Reden des Marſchalls von Sachſen zu Paris auswendig.

In den Memoires oder Nachrichten der Marquiſe von Pompadour, welche man ihr ſelbſt

zuſchreibt, und die wenigſtens einen ihrer vertrauteſten Freunde zum Verfaſſer haben, wird der Charakter des Marſchalls, mit einigen unvortheilhaften Zügen geſchildert. Er ſey nur am Tage einer Schlacht groß geweſen, ſeine Handlungen im gemeinen Leben hätten einen ganz gewöhnlichen Menſchen, an dem nichts beſonders zu ſehen, gezeigt. Seine Aufführung ſeye zuweilen ins Niedrige geſunken. Er habe eine Menge Maitreſſen, wie in einer Art von Serail gehabt. Er habe ſo gar nichts verſtanden, als den Krieg, und dieſen verſtanden, ohne ihn jemals gelernt zu haben.

Es iſt ganz natürlich, daß diejenige, für die ſich Jedermann, auſſer dem Marſchalle von Sachſen, beugte, eben dieſen haſſen muſte. Eben ſo natürlich iſt es, daß dieſer Mann keine Sorgfalt hatte, ſich der Madame von Pompadour als ein groſſes Genie zu empfehlen. Er war es zufrieden, in ihren Augen ein gemeiner, gewöhnlicher Menſch zu ſeyn. Europa kannte ihn.

Es iſt möglich, daß ſeine Aufführung in Gegenwart der Pompadour zuweilen ins Niedrige, nach ihrem Urtheile, gefallen ſey; nicht in das Niedrige der Schmeicheley, ſondern eines ſolchen Betragens, welches von dem Coſtume der Welt abweicht. Dies iſt ein Fehler, welcher den guten Genies, in jedem Fache, gemeiniglich anhängt. Die Beobachtung der Kleinigkeiten, in dem Ueblichen, ſind ihnen zu ſehr Kleinigkeiten. Sie begehen Fehler, die andre Menſchen von gewöhnlichem Schlage nicht begehen. Sie begehen Thorheiten im Kleinen, weil ſie nicht

gewohnt ſind, den Kleinigkeiten Aufmerkſamkeit zu gönnen. Es ſollte nicht ſo ſeyn: aber es iſt.

Der Vorwurf, daß der Marſchall von Sachſen den Krieg verſtanden habe, ohne ihn gelernt zu haben, bedarf keiner Widerlegung. Man hat genug in dieſer Lebensbeſchreibung gezeigt, was für ein genaues eifriges Studium für ihn die Kriegskunſt, nach allen ihren Theilen geweſen iſt.

Die Liebe zum Frauenzimmer war eine Schwachheit bey ihm, welche Schatten über das Gemählde ſeiner Seele wirft. Es iſt wahr, er hing dieſer Leidenſchaft mit einer gewiſſen Ausſchweifung nach, und verletzte dadurch öfters die Tugend. Indem ſeine Siege in Flandern halb Europa beunruhigten, ſetzte eine Komödiantin, Namens Favart, ſein Herz durch ihre Liebeshändel in Unruhe. Allein dieſe Schwachheit hatte Moritz mit zweyen der größten Männer in der Welt, und die zugleich die Liebenswürdigſten waren, mit dem **Julius Cäſar**, und **Heinrich dem Vierten** gemein. Nun rechtfertigt ihn zwar dieſes nicht, aber es erwirbt ihm Nachſicht, zumal wenn man bedenkt, daß es in Frankreich, in dem Lande der Liebe war, wo Moritz dieſe Schwachheit zeigte. Bey einem Manne ohne groſſen Verdienſte würde man ſie nicht bemerkt, oder vergeben haben. Hingegen bey groſſen Genies, vergiebt es ihnen kaum **die gemeine Welt**, daß ſie Genies ſind. Sie haßt ſie; ſie lauert auf alle Schwachheiten derſelben, und findet in der Vergröſſerung dieſer Schwachheiten ihren Triumph über die Genies.

Nach ſeiner Rückkunft von Potsdam in Paris, verſuchte der Marſchall von Sachſen das preußiſche Exercitium, welches er bewundert hatte, bey den franzöſiſchen Truppen einzuführen. Er gab aber die Hofnung, es den Franzoſen zu lehren bald auf, und unterlies es. Er ſagte: das preußiſche Exercitium ſchicke ſich nicht für die Franzoſen. Er hatte Recht; denn ob man gleich nach ſeinem Tode einen neuen Verſuch machte, und damit fortfuhr, ſo ſahen doch die Franzoſen, als ſie vor ihren Meiſter, bey Rosbach kamen, daß ſie noch nicht viel gelernt hatten.

So wie die Leidenſchaft der Liebe, ſo war auch ein Hang zur Verſchwendung eine Eigenſchaft bey ihm, welche er von ſeinem erhabnen Vater geerbt zu haben ſchien. Im Anfange gerieth er dadurch oft in Verlegenheit. Er verließ zweymal Paris, um der Unbequemlichkeit, welche ihm ſeine Gläubiger machten, zu entgehen, und kam beydemal mit neuen Geldunterſtützungen aus Sachſen zurück nach Frankreich. In der Folge aber minderte ſich dieſes Bedürfniß: es fehlte ihm an nichts; die Hofbanquiers zu Paris hatten Befehl, ſo viel Geld er verlangte, zu ſenden. Aber ſeine Einkünfte wurden auch ſo ſehr erhöhet, daß er in allem nach Ueberfluß hatte, und ein beträchtliches Vermögen nach ſeinem Tode hinterließ. Man findet es häufig, daß groſſe Geiſter keine gute Oeconomen ſind: ſie ſehen allenthalben zu wenig aufs Kleine, und das ſchadet ihnen auch allenthalben. Eine Freygebigkeit übrigens, welche der Verſchwendung ähnlich wird, dergleichen der Marſchall von Sachſen beſaß, iſt jederzeit ein Zeichen eines guten Herzens. Der Geizige hat ein böſes Herz.

Im gemeinen Leben und im Umgange that es Moritz freylich der Artigkeit der Kleinmeiſter und dem gefälligen Weſen der franzöſiſchen Witzlinge nicht gleich. Die Franzoſen glaubten an ihm, wenn er in Geſellſchaften war, den groſſen Mann zu vermiſſen, gleichſam als wenn es der Mühe werth wäre, wenn ein Mann der groſſe Verdienſte hat, auch noch kleine mit Aengſtlichkeit zu ſuchen, zu denen er ſich nicht geſchaffen ſieht. Gleichwohl war der Marſchall von Sachſen in ſeinen Geſinnungen, und Urtheilen, oft von der Menge abweichend und erhaben.

Er blieb der Proteſtantiſchen Religion, in welcher er erzogen war, beſtändig zugethan, und hatte in den letztern Jahren ſeinen beſondern Prediger. Da man dieſe Beſtändigkeit nicht der Andacht und dem Eifer zuſchreiben kann, ſo iſt die Vermuthung natürlich, daß die Anſprüche des Grafens auf Curland ihn bewogen, ein Proteſtant zu bleiben. Aber wozu Vermuthungen in Sachen der Religion? Das Urtheil über Religionsgeſinnungen gehört nicht für Menſchen ſondern für Gott; und nirgends irrt man leichter, als in ſolchen Urtheilen von andern Menſchen.

In den andern Wiſſenſchaften, auſſer der Hiſtorie, und der Kriegskunſt, war der Marſchall von Sachſen unerfahren. Dafür aber war er in der letztern der gröſte Meiſter, und verband die genaueſte Theorie mit der Erfahrung. Welch ein ſinnreicher Marſch war derjenige, durch welchen er ſich vor Maſtrich zog, und überhaupt die Märſche von dem Jahre 1744 an! Sie würden die Meiſterſtreiche des Jahrhunderts ſeyn, wenn ſie nicht von den preußiſchen Märſchen

ſchen im letzten Krieg, und beſonders von dem Prinzen Heinrich, im Jahre 1759, wären übertroffen worden. Vorzüglich erhob ſich Moritz über ſeine Zeitgenoſſen durch die Gegenwart des Geiſtes bey ſchnellen Vorfällen, in einem Treffen, einer Belagerung, der Wendung der Feinde. Hier zeigte er die Klarheit ſeines Geiſtes und ſeinen durchdringenden Blick durch das, was man das Augenmerk nennt, Coup d'oeil, auf welches ſo viel im Kriege ankommt, und welches gewöhnlichermaſſen die Schlachten entſcheidet.

Er führte den Krieg nach ſichern Regeln, und überließ dem Glücke nur immer wenig. Er hatte weder die Kühnheit eines Conde, noch die wilde Verwegenheit eines Eugens, von der er ſelbſt in der Schlacht bey Belgrad, ein Zeug geweſen war. Seine Heere waren, auſſer in dem Jahre 1744, gemeiniglich dem Feind überlegen. Gleichwohl hielt ihn die Klugheit ab, aufs Ungefähr viel zu wagen. Er ließ ſich entweder ſelbſt angreifen, wie bey Fontenoy, oder wenn er angrif, war er ſeines Sieges ſchon halb gewiß, wie bey Raucoux. Die Fehler des Feindes ſah er ſogleich ein, und wußte ſie zu nutzen: Ihm ſelbſt aber konnte man keine Fehler vorwerfen. Ohne Nothwendigkeit wegen groſſer Folgen ſchlug er nie; aber von ſeinen Siegen zog er allemal die gröſten Vortheile. Man ſagte zu Verſailles: er führe den Krieg mit der Gewißheit eines Geometers.

Die Soldaten ſetzten auf ihn ein blindes Vertrauen, und man weiß aus der Geſchichte, wie wichtig dieſer Vortheil ſey. Wo der Marſchall von Sachſen

ſen war, da war, nach der gemeinen Meynung, der Sieg gewiß, und der Marſchall erhielt dieſe Meynung immer fort durch ſein daurendes Glück. Daher waren die Truppen unter ihm auch zu allem bereit, und ſo beſchwerlich auch die Jahrszeit mitten im Winter die Belagerung von Brüſſel machte, ſo wenig verlohr der weichliche franzöſiſche Soldat den Muth dabey.

Das Bewundernswürdigſte an dem Marſchalle von Sachſen, als Feldherrn, war, daß er faſt immer ſich krank befand, wenn er ſiegte und eroberte. So ſtark ſein Körper auch war, ſo geſchwächt ſahe man ihn ſchon von dem Jahre 1744 an. Die kriegeriſchen Beſchwerlichkeiten trugen zu ſeiner Entkräftung bey. Er gerieth in tödtliche Krankheiten, während dem Kriege, und ob er gleich wieder aufkam, ſo wurde ſeine Geſundheit doch nie wieder völlig hergeſtellt.

Er genoß zu Chambord, wo er ſich meiſtentheils aufhielt, die Ruhe, und die Belohnungen ſeiner Verdienſte nur kurze Zeit. Mitten unter den gröſten Ergötzlichkeiten zu Chambord, wurde er am 22ſten November 1750 mit einer Krankheit befallen, welche am 30ſten November ſein Leben im 55ſten Jahre ſeines Alters endigte.

Auf ſeinem Todtbette bezeugte er viel Religion und Andacht, und eine groſſe Faſſung des Geiſtes. Er wollte weder das Gepränge eines Leichenbegängniſſes, noch überhaupt ein Begräbnis haben; er wollte, daß man ſeinen Körper in ungelöſchtem Kalke verbrennen ſollte; damit, ſagte er: von mir in der

Welt nichts übrig bleibt, als das Andenken unter meinen Freunden. Der König war zu empfindungsvoll, um dieſes Verlangen des Marſchalls zu erfüllen.

Als man an dem Hofe zu Verſailles die Gefahr, in welcher ſich das Leben des Marſchalls befand, erfuhr, ſo ſchickte der König ſeinen Leibarzt, den Herrn Senac, nach Chambord. Dieſer fand den Kranken unrettbar. Der Marſchall fühlte es ſelbſt, ſah den Leibarzt an, und ſagte: Doktor, da bin ich am Ende eines ſchönen Traums. Das Leben iſt ein Traum: der meinige iſt ſchön, aber kurz geweſen. Zwey Tage vor ſeinem Tode machte er ſein Teſtament, und erwartete den Tod mit der gröſten Gelaſſenheit.

Der König gerieth über die Nachricht, daß der Marſchall von Sachſen geſtorben ſey, in Beſtürzung. Er ſtand eben von einer Menge Hofleute umgeben, als ein Hausofficier des Marſchalls, ihm dieſe Nachricht brachte. Er ſank auf einen Armſtuhl, und beklagte den Verſtorbenen in zärtlichen Ausdrücken, die ſeinem Herzen Ehre machten. Es entfielen ihm einige Thränen. Nachdem er ſich etwas erhohlt, ſagte er: ich habe nun weiter keinen General mehr: es ſind mir nur noch einige Oberſten übrig. Er befahl hierauf, daß ihn jedermann verlaſſen ſollte, und ließ Niemanden, bis an dem folgenden Tage, vor ſich. Die Vergnügungen des Hofes waren eine Zeitlang unterbrochen, und Pompadour hatte viel Mühe, nach und nach das traurige Angedenken an den ver-

verſtorbnen Marſchall aus dem Herzen des Königs zu entfernen.

Der Tod des Marſchalls verurſachte in dem Kopſe der Hofleute, welche Kriegsbediente waren, eine gewaltſame Veränderung. Diejenigen, welche ſich bis dahin hinter ſeinem Verdienſte verborgen gehalten hatten, zeigten ſich nunmehro. Alle verlangten die Stelle dieſes Helden einzunehmen, und keiner darunter war derſelben fähig.

Man machte auch mit der Leichtigkeit, die den Franzoſen in Einfällen eigen iſt, Weiſſagungen. „ Nun werden wir bald Krieg haben, hieß es, denn „ der König von Preuſſen fürchtete unter allem Feld„ herren des Königs keinen, als den Marſchall von „ Sachſen. „ Man hätte wiſſen ſollen, daß der König von Preuſſen ſich niemahls vor irgend einem Feldherren in der Welt fürchtete, aber alle vor ihm.

Der König von Frankreich ehrte das Andenken des groſſen Feldherrn mit einer Achtung die Beyden, dem der ſie ertheilt, und dem der ſie verdient hatte, Ehre macht. Da Moritz, als ein Proteſtant kein öffentliches Begräbnis in dem Reiche haben konnte, und der König dieſe ſeltſame Mode nicht verletzen durfte, ohne alle Prieſter, deren Zorn ſelbſt Königen fürchterlich iſt, zu beleidigen, ſo ließ er den todten Körper nach Strasburg führen. Hier wurde er mit allem Gepränge der gewöhnlichen Feyerlichkeiten in der lutheriſchen Thomaskirche beygeſetzt. Auch wurde ihm auf Befehl des Königs, ſelbſt zu Paris, in

der ſchwediſchen Geſandſchaftskapelle eine feyerliche Gedächtnisrede gehalten.

Dieſe eitlen Ceremonien ſchienen für einen König von Frankreich noch zu geringe, um den Schutzgeiſt des Landes zu ehren. Ludwig der funfzehnte ließ dem Marſchalle von Sachſen ein herrliches Mauſoleum aufrichten, von dem der berühmte Pigale der Erfinder und Werkmeiſter wurde. Dieſes prachtvolle Denkmahl war beſtimmt, in Strasburg aufgerichtet zu werden: man ſah in der Folge ein, daß es eine Zierde der Hauptſtadt ſeyn müſte, und es wurde daher in Paris, vor den Augen der Nation errichtet welche es nunmehr beſtändig an den groſſen Deutſchen erinnert, und der franzöſiſchen Nation Ehrfurcht für die Deutſche, welche ihr einen Moritz gab, einprägen muß.

Man muß übrigens den Franzoſen den Ruhm laſſen, daß ſie die Verdienſte des Marſchalls von Sachſen zu erkennen wußten, und nicht diejenigen Wirkungen des Nationalhaſſes zeigten, welche ſo oft in andern Ländern die verdienteſten Männer verfolgt und vertreibt. Mitten unter dem geheimen Murren des Privatneides und der perſönlichen Eiferſucht erhob das allgemeine Geſchrey der Nation, den Marſchall von Sachſen bis an den Himmel. Aller Orten erſchallte ſein Lob. Jedermann beſtrebte ſich, ihn zu rühmen, und jeder nach ſeiner Art ihn zu vergöttern. Dieß war die Stimme des Publikums, und ſie hat in Frankreich mehr zu bedeuten als in Deutſchland, wo man noch zweifelt, ob es ein Publikum giebt.

Un-

Unter allen Verehrern des Marſchalls im Volke, zeichneten ſich zwey Soldaten aus, deren Betragen der Vergeſſenheit entriſſen werden muß. Sie hatten unter dem Marſchalle gedient. Nachdem er zu Strasburg beygeſetzt war, gingen ſie in die Kirche, wo ſeine Aſche ſtand. Sie näherten ſich ihr, mit traurigem Geſichte, Thränen im Auge. Ohne ein Wort zu ſagen, betrachteten ſie ſeine Aſche, und beweinten ſie. Einer von beyden zieht hierauf ſeinen Degen aus, und nähert die Schärfe deſſelben dem Marmor des Grabmals, um gleichſam den Degen zu wetzen. Der Zweyte folgt dem Beyſpiele ſeines Cameraden. Beyde gehen alsdenn aus der Kirche, mit weinenden Augen, und niedergeſchlagenen Blicken, im tiefſten Stillſchweigen. Kann ſich die Empfindung mit mehr Erhabenheit ausdrücken, als hier geſchah?

Die franzöſiſche Akademie zu Paris vollendete die Ehrenbezeigungen, welche dem Andenken des Marſchalls von Frankreich gewidmet werden konnten. Sie ſetzte im Jahre 1759 einen Preis auf die beſte Lobrede auf ihn; und Herr **Thomas** machte ſich durch eine vortrefliche Lobrede ſeines erhabnen Gegenſtandes, und der ertheilten Ehre würdig. Man erneuerte die Erinnerung an die Siege des Marſchalls von Sachſen eben zu der Zeit, als die Franzoſen durch lauter Unglück im Kriege ſeinen Verluſt am ſchmerzhafteſten fühlten, und die Franzoſen, indem ſie von den Deutſchen geſchlagen wurden, errichteten dem deutſchen Feldherrn Denkmähler, durch den ſie vormahls geſiegt hatten.

*
* *

Es wird bey dieſer Lebensgeſchichte unter allen am wenigſten nöthig ſeyn, die Quellen und Hülfsmittel anzuzeigen, aus denen ich geſchöpft, und deren ich mich bedient habe.

Das öffentliche Leben des Marſchalls von Sachſen, iſt in den allgemeinen Geſchichtbüchern dieſes Jahrhunderts, und den Franzöſiſchen insbeſondere, enthalten; und eben dieſe Geſchichtbücher ſind zu bekannt, und zu neu, um hier umſtändlich beurtheilt und angezeigt zu werden. Auch muß ich geſtehen, daß ich nicht leicht bey irgend einer andern Lebensbeſchreibung ſo mancherley, und ſo viele Schriften, nachgeſehn habe, als bey dieſer. Einzelne Züge, Anecdoten, die Vorfälle wegen Curland, die erſten Begebenheiten der Jugend, am Rhein, in Ungarn, in Pommern, der Krieg in dem Jahre 1734 und 1735, der Krieg in Böhmen 1741, die letzten Feldzüge in Flandern: alle dieſe Verſchiedenheiten habe ich aus ſo mannigfaltigen und verſchiednen Büchern nehmen müſſen, daß eine genaue Anzeige derſelben nichts, als unnütze und den Leſern beſchwerliche Prahlerey ſeyn würde.

Kenner der Geſchichte dieſer Zeiten werden, ohne Angabe der von mir gebrauchten Schriften, bald einſehen, ob ich genau, wahr, richtig, erzehlt habe. Ich ſchmeichle mir mit der Hofnung, ſo erfunden zu werden.

Die Lebensgeſchichten des Königs von Pohlen, Auguſt II; Maſſuets Hiſtoire de la guerre.

(von

(von 1733 — 1735.) Die Actes et Memoires de Rouſſet; die Memoires pour ſervir à l'Europe, depuis 1740 jusqu' en 1748. (Amſterd. III. Tom.) Herrn Adelungs pragmatiſche Staatsgeſchichte Europens, von dem Ableben Kaiſer Carls VI. bis auf die gegenwärtige Zeiten. (von 1740 — 1748) Voltärens Siecle de Louis XV, kann ich hier doch nicht ganz unangezeigt laſſen.

Die Lobrede auf den Marſchall von Sachſen von Herrn Thomas, die Memoires ſowohl, als die Lettres de la Marquiſe de Pompadour, ſind die beträchtlichſten derer weit mehrern von mir gebrauchten Schriften, welche ich, mit Abſicht, übergehe.

Aber denjenigen Dank kann ich nicht übergehen, welchen ich einem **hohen Gönner** für die **gnädigen Unterſtützungen** ſchuldig bin, wodurch er mir verſchiedne intereſſante Anecdoten und Nachrichten zu dieſer Lebensbeſchreibung mitgetheilt hat, welche mir um deſto ſchätzbarer waren, da ſie aus der Quelle floſſen, und die perſönliche Bekanntſchaft mit dem Marſchalle zu ihrer Gewährleiſtung hatten. Wie gern würde ich hier den Namen meines erhabnen Freundes nennen, wenn er mir nicht ſelbſt dieſes verbothen hätte! Wenn derſelbe Verſchiednes von den mitgetheilten Nachrichten hier nicht abgedruckt ſieht, ſo iſt meine Vorſichtigkeit daran Schuld, oder vielmehr eine Ungewisheit; ob dieſes alles dem Publiko intereſſant genug ſcheinen dürfte.

Indem ich dieſe Lebensbeſchreibung ausarbeitete, erſchien eine Geſchichte des Marſchalls von Sachſen in Frankreich, von welcher Herr Baron d' Eſpagnac Verfaſſer iſt. Ich habe dieſe Schrift, meiner Bemühung ohnerachtet, nicht erhalten können; und gröſtentheils würde ſie auch für mich zu ſpäte gekommen ſeyn. Der Verfaſſer ſcheint ſich mit dem Detail der kriegriſchen Künſte am meiſten beſchäftigt zu haben, und hierinnen werde ich mit ihm, als einem Officier, nie in Vergleichung kommen. Auch habe ich von dieſen Dingen nur allgemein geurtheilt. Allein ich hoffe, daß ich im Gegentheile manches erzehle, was der Franzoſe nicht ſagt, und unſre beyderſeitige Biographie wird wohl beyſammen ſtehen können. Da ein Franzoſe den deutſchen Helden beſchreibt; ſo iſt es, deucht mich billig, daß auch ein Deutſcher der deutſchen Nation gibt, was ihr gehört. Ich habe mit dem Herrn d' Eſpagnac nicht wetteifern wollen; denn ſein Buch iſt früher geſchrieben, als meine Lebensbeſchreibung; aber — da es ſich ſo trift, wohlan! ich habe das meinige gethan, und erwarte mein Schickſal von dem Urtheile der Kenner.

Leben des Herzogs Chriſtian von Braunſchweig.

Es iſt etwas ſeltenes in der Geſchichte der Welt, daß man groſſe eigene Vortheile den Vortheilen anderer aufopfert, und Herzog Chriſtian von Braunſchweig vermehrte die Seltenheit dieſes Ruhms durch einen unglaublichen Eifer. Er wurde am 10ten September 1599 zu Wolfenbüttel gebohren, war der dritte Prinz des Herzogs Heinrich Julius, und that ſich im Kriege, zu welchen Geſchäfte man ihn nicht beſtimmte, und mit Aufopferung der Ruhe und aller Vortheile ſeines Lebens hervor; und dieſes that er mit einem ſolchen Muthe, und mit einer ſolchen Unerſchrockenheit, daß er eine Zeitlang, mit dem Grafen von Mansfeld, zugleich ſich der kaiſerlichen Macht, welche allenthalben ſiegte, und ohne eignes Land, Soldaten und fremde Hülf zu haben, entgegen ſetzte, und fürchterlich machte.

Da er den gröſten Theil der Zeit hindurch, mit dem Grafen von Mansfeld verbunden, die Waffen führte, und mit ihm ſtets vereinigt handelte, ſo wird es nicht unſchicklich ſeyn, wenn in dieſer Lebensbeſchreibung die vornehmſten Merkwürdigkeiten des Grafen von Mansfeld, dem Herzoge von Braunſchweig

an die Seite geſtellt werden, da ſie in ſo genauer Verbindung ſtehen.

Der Tod des Vaters hinderte die Erziehung des Herzogs Chriſtian, der erſt vierzehn Jahr alt war, nicht, und die auſſerordentliche Lebhaftigkeit dieſes jungen Prinzen, erweckte überhaupt eine groſſe Erwartung von ihm. Im Jahre 1616 wurde er, nach dem Tode ſeiner zweyen jüngern Brüder, zum Biſchofe von Halberſtadt erwählt, und am erſten May des folgenden Jahres mit allen Feyerlichkeiten eingeführt und ihm gehuldigt. Er erhielt noch einige andre hohe Präbenden, und ſchien ganz von den kriegeriſchen Beſchäftigungen entfernt zu werden, indem eben die Gelegenheit ſich ereignete, welche ihn zu dem heftigſten Kriegshelden des ganzen Jahrhunderts machte.

Ein Zuſammenfluß von Umſtänden, bewirkte eine allgemeine Gährung in Deutſchland. Die proteſtantiſchen Stände, auf ihre Religion und Freyheit eiferſüchtig, hatten ſchon vor einigen Jahren eine Verbindung, welche ſie Union nannten, unter ſich errichtet. Die Katholiſchen hatten ein gegenſeitiges Bündniß, unter dem Namen einer Liga zu Stande gebracht. Man weiß, wie gemeiniglich Bündniſſe die Schöpfer der Kriege werden. Hier kam die Erbitterung der Religion dazu, und keine Erbitterung iſt gröſſer und grauſamer als dieſe. Eben waren ſeit der Reformation hundert Jahre verfloſſen. Die Feyerlichkeiten, mit welchen die Proteſtanten dieſes Jahr verherrlichen wollten, reitzte den Groll der Katholiſchen, unter deren Augen dieſe Feſte gehalten wurden; und dieſelbigen Feſte veranlaßten unter beyden Partheyen allerhand Empfindlichkeiten, wozu verſchiedene Schriften

vie-

les beytrugen. Man kannte noch nicht die Toleranz, die das Meiſterſtück des achtzehnten Jahrhunderts iſt; und ſelbſt Fürſten hatten gegen einander widrige oder freundſchaftliche Geſinnungen, nachdem ſie zu dieſer oder jener Religionsparthey gehörten. Auch war wirklich die deutſche Freyheit in dieſes Religionsſyſtem verwebt, und die Fürſten befürchteten, daß auf den Ruinen der Proteſtantiſchen Religion der Deſpotismus erbaut werden würde. Einige Unternehmungen der Katholiken ſchienen ihnen dieſes anzuzeigen, und viele Beſchwerden, die beſonders ſeit der Regierung Rudolphs des Zweyten, ſich gehäuft hatten, gaben zu lauter gegenſeitigen Mißverſtändniſſen, und zur Eiferſucht zwiſchen dem Kaiſer und Reiche Anlaß. Endlich entzündete ſich in Böhmen das Feuer einer öffentlichen Unruhe, und breitete ſich nach und nach unter den vorher beſchriebenen Umſtänden, allenthalben aus.

Die Proteſtanten in Böhmen, welche es in dem Eifer für ihre Religion allen zuvorthaten, erregten im Jahre 1618 einen öffentlichen Aufſtand. Ihre Freyheit war auf das genaueſte mit der Religion verbunden, die Furcht vor der Regierung Ferdinands, eines den Jeſuiten ergebnen Prinzen, groß, der Geiſt der Kühnheit ausgebreitet, die Entrüſtung über einige Beeinträchtigungen der Katholiken hitzig; und es fehlte zum Aufruhr nichts, als der Muth eines ſo entſchloſſenen Anführers, als der Graf von Thurn war. Der Kaiſer Matthias ſtarb unter dem Anfange der Zerrüttungen in Böhmen: ſein Nachfolger, der Kaiſer Ferdinand, bemühte ſich vergebens Frieden zu ſtiften, da er keine Vorſchläge that, ſondern blos ermahnte. Die mißvergnügten Böhmen erkannten ihn

nicht als ihren König; ſie erwählten, nach einigen Berathſchlagungen, den Churfürſten von der Pfalz zu ihrem König. Dieſer Prinz war das Haupt der evangeliſchen Union; und eben deswegen am wenigſten fähig die Krone von Böhmen zu behaupten. Die Eiferſucht andrer evangeliſcher Fürſten, machte ihm ſeine Abſichten ſchwer; und die ganze katholiſche Welt muſte alles thun, um ein Königreich, wie Böhmen, nicht in proteſtantiſche Hände kommen zu laſſen. Friedrich ſelbſt bebte anfänglich vor dieſen Schwierigkeiten zurück, er verbat ſich die angetragene Krone. Aber der Glanz davon, und beſonders das Zureden ſeiner Gemahlin, die eine Prinzeßin des Königs von England war, überwand endlich ſeine Furcht. Man kann behaupten, wenn man erwägt, daß dieſe Prinzeßin im Grunde die Bewegurſache zur Annehmung der böhmiſchen Krone war, **daß der dreyßigjährige Krieg von einer Dame herrühre**, ſo wie von vielen der gröſten Revolutionen in der Welt ein gleiches geſagt werden kann.

Friedrich kam nach Böhmen und ließ ſich in Prag krönen. Er ging der kaiſerlichen Armee entgegen, und wurde am 8ten November 1620, auf dem weiſſen Berg bey Prag gänzlich geſchlagen; ſeiner Krone beraubt, und von allen verlaſſen. Er gieng nach Schleſien, und wanderte von dort nach Holland. Dieſes alles erfolgte in wenig Wochen hintereinander.

Man erzählt, daß ſchon damals der Herzog Chriſtian nach Böhmen gekommen ſey, und dem Churfürſten Friedrich, alle ſeine Kräfte zum Beyſtand angebothen habe. Er ſoll den Churfürſten Friedrich auf der Jagd angetroffen, und der Gemahlin deſſelben verſprochen haben, nicht eher zu ruhen, bis ſie ihre

End-

Endzwecke erfüllet hätten. Man irrt hiebey in Abſicht der Zeit: Chriſtian kam nie nach Böhmen, er ſah die Churfürſtin in Holland, und wir werden in der Folge die Umſtände dabey erzählen.

Durch die Schlacht bey Prag wurde Böhmen zum Gehorſam gebracht; aber ganz Deutſchland und halb Europa gerieth in Bewegung. Man merkte bald, daß die kaiſerlichen Abſichten auf die eigenthümliche Länder Churfürſten Friedrichs gingen. Man wollte nicht, daß er dieſe verliehren ſollte, ob man gleich gewollt hatte, daß er Böhmen nicht behaupten ſollte. Der Churfürſt Friedrich wurde in die Acht erklärt, die Proteſtanten in Böhmen verfolgt, ein ſpaniſches Heer unter den Befehlen des Generals Spinola näherte ſich der Unterpfalz, und die kaiſerliche Armee wurde vermehrt.

Die Proteſtanten in Deutſchland fingen an für ihre Freyheit zu zittern; die vorige immer vermehrte Eiferſucht wurde noch gröſſer, man hielt verſchiedene Zuſammenkünfte der evangeliſchen Stände, auf denen doch die wenigſten erſchienen, und die Zerrüttung breitete ſich aus. Alle Fürſten waren in Verlegenheit, und keiner ergrif Mittel ſich daraus zu reiſſen. Churſachſen brachte die Lauſitz zum Gehorſam, und war mit dem Kaiſer in Bunde. Niederſachſen gerieth in Furcht. Die Herzoge von Braunſchweig, Friedrich Ulrich, und Chriſtian, beſchwerten ſich. Der Churfürſt von Sachſen entſchuldigte ſich in einer eben ſo weitläuftigen, als zweydeutigen Antwort. Die ſpaniſchen Kriegsheere drangen unter dem Spinola in die Unterpfalz ein, und begingen an den Proteſtanten groſſe Grauſamkeiten, und eben dieſe Religionsverwandte wurden aus Böhmen verjagt, ihre Güter eingezo-

gezogen, und ihr Anführer hingerichtet, ob gleich die Todesſtrafe der Rebellen gerecht war, wenn nur die Proteſtanten überhaupt dabey nicht hätten leiden müſſen. Der Churfürſt Friderich hatte nicht Freunde genug gehabt, Böhmen zu behaupten, aber er hatte deren genug, um ſein Unglück zu einer Religionsſache zu machen. Man kannte den Eifer des Kaiſers Ferdinand für die katholiſche Religion, man wußte, wie ſehr ihn die Jeſuiten leiteten: man fürchtete ſich, aber man that nichts.

Unter dieſen Umſtänden wagte es der Herzog Chriſtian, öffentlich Parthey zu nehmen. Er hatte ſchon, mit dem Könige von Dänemark, in Verbindung, wegen der Einnahme der Pfalz ſich bey dem Kaiſer beſchwert, und an den ſpaniſchen General Spinola, welcher ſich bis über den Rhein ausbreitete, in drohenden Ausdrücken geſchrieben. Er wollte nicht ſeine Drohungen laſſen leere Worte ſeyn. Er war ein Prinz von zwey und zwanzig Jahren, voll Muths voller Kühnheit; im kurzen hatte er ein beträchtliches Korps Truppen beyſammen — denn Unruhe und Mangel machte itzt allenthalben Soldaten — mit dieſem Korps wollte er, im October 1621, durch Heſſen zu dem heldenmüthigen Grafen **von Mansfeld** ſtoſſen, welcher allein, in der Pfalz der Menge der Feinde Widerſtand geleiſtet hatte, und noch immer in den Waffen und fürchterlich blieb.

Es wird hier nicht unſchicklich ſeyn, den Charakter und die Schickſale dieſes Feldherrn, welcher mit dem Herzoge Chriſtian, von dieſer Zeit an, verbunden wurde, kürzlich zu ſchildern. Beyder Schickſale waren in der Folge gleich.

Der

Der Graf von Mansfeld war ein natürlicher Sohn des Grafen Peter Ernſt von Mansfeld, der Gouverneur von Flandern und dem Herzogthume Luxemburg war. Er diente anfänglich dem Hauſe Oeſterreich. Er bewieß ſich in Ungarn unter ſeinem Bruder Carl, und in Elſas unter dem Erzherzoge Leopold, als ein braver Officier. Er begab ſich hierauf bey dem Herzoge von Savoyen in Dienſte, und that ſich in dem Kriege des Herzogs, mit Spanien wegen Mailands, ungemein hervor. Seine Dienſte waren ſo wohl belohnt worden, daß er mit 2000 Mann eignen Soldaten nach Deutſchland zurück gehen konnte. Er ſuchte nunmehr in Sold zu treten, und wählte endlich die proteſtantiſche Union, welcher er ſeine Dienſte anbot. Sie empfieng ihn mit Dankbarkeit, und ſendete ihn nach Böhmen. Hier unterſtützte er mit immer verſtärkten Truppen, die Mißvergnügten, und den Churfürſten von der Pfalz. Die erſte wichtige Unternehmung von ihm, war die Eroberung von Pilſen, einer der ſchönſten und wichtigſten Städte in Böhmen, und welche ſo feſt war, daß ſie Ziska im Jahr 1423 zehn Monate lang mit ſeiner ganzen Macht vergeblich belagert hatte. Der Reichthum, welchen die Katholiken in dieſer Stadt, zur Verwahrung, aufgehäuft hatten, die gute Beſaßung darinnen, die verzweifelte Gegenwehr, und die Lage der Stadt ſelbſt machten dieſe Eroberung zu einer der allerwichtigſten. Der Graf von Mansfeld machte dadurch ganz Böhmen den Landesſtänden unterwürfig, denn Prag war ſchon in ihrer Gewalt.

Bald darauf wurde er von dem öſterreichiſchen Feldherrn, dem Grafen Bucquoi überfallen, und verlohr viel Volk, da eben der gröſte Theil des Heeres

der Mißvergnügten, gegen Wien gegangen war. Er rettete ſich aber nach Prag und hielt den Bucquoi von der Annäherung zu dieſer Hauptſtadt ab.

Da der Churfürſt von der Pfalz als neuer König in Böhmen ankam, ſtreifte er mit ſeinen Truppen herum, und reinigte die Wege von Feinden. Bald darauf wurde er der gröſte Feldherr der königlichen Parthey. Friedrich gab weder ihm, noch dem Grafen von Thurn, ſondern dem Fürſten von Anhalt das Obercommando der Armee: dieſes beleidigte den Grafen von Mansfeld. Gleichwohl unterließ er keine ſeiner kriegriſchen Schuldigkeiten, und hatte, weil er nur Unterbefehlshaber war, deſtoweniger Schuld an der unglücklichen Schlacht auf den weiſen Berge bey Prag. Er erhielt ſich allein, da alles aus Böhmen entfloh, noch eine Zeitlang in dieſem Königreiche. Immer blieb er der proteſtantiſchen Parthey und dem Churfürſten Friedrich ergeben, ob ihn gleich der kaiſerliche Hof abwendig zu machen ſuchte und als Vorſtellungen nichts halfen, mit der Reichsacht bedrohte, welche auch hernach erfolgte, und ſo oft man von ſeiner Tapferkeit neuen wichtigen Schaden erlitt, immer wiederholt wurde.

Als alles den Churfürſten verließ, und alle Macht der kaiſerlichen, und ein ſtarkes Heer von Spaniern in die Pfalz eindrang, ſo war der Graf von Mansfeld kühn genug, die Oberpfalz in Vertheidigung zu nehmen. Der Feldmarſchall Tilly zog ihm beſtändig nach, beobachtete ihn beſtändig, und wagte es nie, ihn, ſo viel ſchwächer er auch war, förmlich anzugreifen. Unterdeſſen zog der Herzog von Bayern, welchem der Kaiſer den Beſitz der Pfalz verſprochen, auch von einer andern Seite auf ihn los. Noch im-

mer half ſich der tapfere und weiſe Graf durch gute Verſchanzungen, und durch vortheilhafte Lager, bald durch Liſt, bald durch Muth. Aber die ſchüchternen Stände der Provinz, die er vertheidigen wollte, verlieſſen ihn ſelbſt, und ergaben ſich dem Herzog von Bayern. Itzt befand ſich der Graf in der äuſſerſten Gefahr, ohne Hülfe, ohne Lebensmittel, ohne ſichere Zuflucht. In dieſer Provinz zu bleiben, war ſo viel, als verhungern zu wollen: ſich im Angeſichte der vereinigten Macht der Feinde zurückzuziehen, war ſo viel als der vollkommenſten Niederlage entgegen zu gehn.

Nun muſte ihm die Liſt helfen, und das Genie der Erfindung. Er ſtellte ſich, als wenn er die Parthey des Churfürſten verlaſſen, und mit dem Kaiſer ſich ausſöhnen wollte. Man nahm dieſes Anerbiethen gern an; denn man ehrte die Tapferkeit aus Furcht. Man wollte ſich von dem gefährlichſten Manne im ganzen Kriege befreyen. Der Graf entwarf die Artikel zum Vergleich, und fing an zu unterhandeln: indeſſen verlangte er Lebensmittel und Geld, um ſeine Truppen zu bezahlen: er erhielt beydes. Itzt zog er die Unterhandlungen etwas auf, und wußte dennoch den Feind in Sicherheit zu erhalten. Dieſe machte er ſich zunutze, brach in der Stlle mit ſeinem Lager auf, und zog den Feinden eilig davon. Er hatte einen ſtarken Marſch voraus gewonnen, daß er nicht verfolgt werden konnte. Man unterließ nicht, dieſe Liſt auf Koſten der Ehrlichkeit zu tadeln, und den Grafen darüber zu verunehren: aber man bedachte nicht, zu welcher Zeit dieſes geſchehen war, und daß der Graf noch unterhandelt, und nichts gewiſſes verſprochen hatte.

Der Graf von Mansfeld machte ſeine Ankunft in der Unterpfalz, jenſeits des Rheins, bald durch Eroberung verſchiedner Städte bekannt. Der ſpaniſche General Gonſalez de Cordua, welcher eben Frankenthal belagerte, und mit den Vorbereitungen zu einem Sturme ſchon ſehr weit gekommen war, erſchrack bey Annäherung des Grafen von Mansfeld ſo ſehr, daß er die Belagerung aufhob, und ſich zurück zog. Der Graf verfolgte ihn, und trieb ihn immer vor ſich her. Tilly ging nun auf den Grafen von Mansfeld loß: aber dieſer zog ſich glücklich zwiſchen beiden feindlichen Heeren durch, und drang in das Bisthum Speyer ein, welches er in der Eile und Hitze verwüſtete, aber doch bald wieder verließ, da die öſterreichiſche Macht auf ihn zukam. Er gieng bey Manheim über eine in der Eil verfertigte Brücke, und ſuchte ſich aufs neue in der Pfalz feſt zu ſetzen.

Unter dieſen Umſtänden, eben als der Graf von Mansfeld in dem Bisthum Speyer ſtand, ſuchte Herzog Chriſtian, deſſen Leben wir erzehlen, ſich mit ihm zu vereinigen, wurde aber durch den Rückzug des Grafens an dieſem Vorhaben voritzt gehindert.

So lange der Churfürſt Friedrich Böhmen zu erobern ſuchte, verſagte ihm Herzog Chriſtian den Beyſtand: er hielt die Sache für ungerecht. Sobald der Kaiſer das Churfürſtenthum Friedrichs, die Pfalz, erobern wollte, erklärte er ſich für Friedrich; er hielte dieſe Sache für gerecht. Itzt beeiferte er ſich, dem unglücklichen Fürſten ſein Land wieder zu verſchaffen, und die Proteſtanten, welche allenthalben gedrückt wurden, mit den Waffen zu beſchützen.

Ehe er öffentlich die Waffen ergriff, gieng er nach Holland, und ſprach den Churfürſten Friedrich

zu

zu Haag. Dahin war der vertriebene Prinz geflüchtet, und erwartete Hülfe von ſeinem Schwiegervater, dem Könige von England, die immer verſprochen wurde, und nie ankam.

Man erzehlt hiebey eine Anecdote. Herzog Chriſtian wurde durch die wehmüthigen Klagen der Churfürſtin, der Gemahlin Friedrichs, gerührt. Er ergrif einen von ihren Handſchuhen, oder zog ihn von ihrer Hand, ſteckte ihn auf ſeinen Hut, und betheuerte, daß er ſich ſeiner Verbindlichkeit daran täglich erinnern wollte, und nicht eher ruhen würde, bis die Pfalz ihrem Herrn wiedergegeben ſey. Dieſe Galanterie, oder wie man es nennen will, gereicht in jedem Betrachte, dem Herzoge zu keinem Nachtheil. Sie zeugt von der warmen Empfindlichkeit bey der Vorſtellung des Unrechts, von einer Rührung des Herzens, die jedem Helden Ehre macht.

Gleich nach der Rückkunſt aus Holland, ſammelte Herzog Chriſtian ein Heer, welches in kurzem ſehr beträchtlich wurde. Mit dieſem Heere zog er nach Weſtphalen über die Weſer, und wollte ſich den Weg nach der Pfalz zu dem Grafen von Mansfeld mit Gewalt ſuchen. Es war ſchon die bequeme Jahrszeit vorbey, aber er ließ ſich dadurch nicht abhalten, und rückte im November in die heſſendarmſtädtiſchen Länder ein. Von da zog er wieder nach Weſtphalen und bemächtigte ſich der Städte Soeſt, Lippſtadt, Paderborn, Ham und anderer Päſſe in den daſigen Gegenden, unter beſtändigen Gefechten mit den Kaiſerlichen.

Die Erſcheinung dieſes neuen Kriegers, deſſen Heer immer mehr anwuchs, beunruhigte ſowohl den Kaiſer, als ganz Niederſachſen. Der regierende Her-

zog von Braunſchweig, Friedrich Ulrich, hielt es für gefährlich, zu der Parthey ſeines Bruders zu treten. Er mahnte ihn von dem Kriege gegen die Kaiſerlichen ab, und zog einige Truppen zur Beſchützung ſeines Landes zuſammen durch welchen Schritt er ſeine Neutralität deutlich zeigte.

Indeſſen erklärte Herzog Chriſtian die Abſicht um derenwillen er die Waffen ergriffen, immer ſtärker. Den unglücklichen Churfürſten zu dem Beſitze der Pfalz zu helfen, die proteſtantiſche Religion zu beſchützen, und die deutſche Freyheit gegen alle Beeinträchtigungen zu vertheidigen, dieſes waren die groſſen Entzwecke ſeiner Unternehmungen. Der Eifer für die Proteſtanten erzeugte, wie in ſolchen Fällen allemal, einen heftigen Haß gegen die Katholicken. Die Bedrückungen, welche ſowohl in Böhmen als allenthalben, wo die kaiſerlichen Truppen hinkamen, den Proteſtanten zugefügt wurden, trieben den Herzog zur Begierde, nach dem Vergeltungsrechte zu handeln. Da er die Geiſtlichkeit mit Recht, als die vornehmſte Urſache der Religionsbedrückungen betrachtete, ſo war ſein Haß gegen dieſelbe deſto gröſſer. Man denke ſich die Jugend des Prinzen, das Feuer ſeiner Lebhaftigkeit und die kriegeriſchen Umſtände dazu, ſo wird man die Härte des Herzogs gegen die katholiche Geiſtlichkeit ſehr natürlich finden. Ein Hauptumſtand dabey war dieſer, daß es dem Feldherrn oft an dem erforderlichen Gelde mangelte, ſeine Soldaten, die ſich immer vermehrten, zu bezahlen. Und eben dieſe Soldaten waren wilde, unkultivirte Leute, voll von Rachbegierde, Religionshaß, und der Diſciplin ganz unfähig. War es anders möglich, als daß Ausſchweifungen begangen werden muſten? Die Kaiſerlichen tha-

ten

ten eben daſſelbe. Denn Enthuſiaſmus führte das Schwerdt, und es iſt ſeiner Natur eigenthümlich, das Schwerdt mit Wuth zu führen.

Aus dieſem wahren Geſichtspunkte muß man die Art und Weiſe, mit welcher Herzog Chriſtian Krieg führte, betrachten. Man wird alsdenn dasjenige nicht abſcheulich finden, was nur hart, aber dabey nothwendig war.

Ueberhaupt wurde der Krieg damals als ein Religionskrieg geführt; und mehr iſt nicht nöthig, zu ſagen, um ihn als einen erſchrecklichen, als einen Krieg, wo alles einander in Gottes Namen plünderte, und todtſchlug, zu bezeichnen. Man führte nicht die Waffen, um Länder zu erobern, man führte ſie, um Menſchen umzubringen, die nicht einerley für wahr hielten.

Die katholiſchen Stifter und Güther erfuhren den Eifer des Herzogs Chriſtian am meiſten. Er machte daſelbſt anſehnliche Beute, und zeigte ſich als den Feind der Pfaffen, wie er ſich auch ſelbſt zu nennen pflegte. In Paderborn erklärte er ſich auf eine ſonderbare Art als einen ſolchen.

Er fand zu Paderborn einen groſſen Schatz an altem Gelde. In der Domkirche ſtand die Statue des heiligen Liborius, von purem Golde, und um ihn herum die zwölf Apoſtel von Silber. Man erzählt, daß der Herzog, als er dieſe erblickt, geſagt habe: Was machet ihr hier? Ich dachte, es ſtünde geſchrieben: gehet hin in alle Welt. Doch, ich will euch hineinſchicken. Er ließ hierauf von dieſen Schätzen jene bekannte Art von Münzen prägen, auf welchen er ſich, Gottes Freund, der Pfaffen Feind, nannte. Die goldnen Münzen, welche übrigens mit denen von Silber von gleicher Art ſeyn, und einen Doppeldukaten am Werthe betragen ſollen,

habe ich nie geſehen. Nach dem Urtheile eines in dieſem Fache ungemeinen Kenners, muß man ſowohl an der Exiſtenz dieſer goldnen Münzen, als daran zweifeln, daß der heilige Liborius von Golde geweſen. Einige behaupten, daß der heilige Liborius zu Paderborn, und von Gold 80 Pfund ſchwer, die zwölf Apoſtel aber von Silber, und zu Münſter geweſen. Von den ſilbernen Thalern habe ich alle drey Arten, welche vorhanden ſind, in der ſchönen Münzſammlung meines Freundes, des Herrn Hofrath Beireis geſehn. Die eine zeigt auf der erſten Seite einen geharniſchten aus den Wolken hervorragenden Arm, welcher ein bloſſes Schwerdt hält, und in der Umſchrift: TOVT. AVEC. DIEV. 1622. auf der andern Seite ſteht, an ſtatt des Bildniſſes; GOTTES FREVNDT. DER PFAFFEN FEINDT, und in der Umſchrift: CHRISTIAN HERTZ. ZV BRAVNSCHW. V. LVNENB. *. Sie wiegt zwey Loth und eilf Gran. Die zweyte Art dieſer Münze iſt der erſten völlig gleich, wiegt aber nur zwey Loth weniger ſieben Gran, und iſt wegen des ſehr ſichtbaren Stempelriſſes merkwürdig. Die dritte Münze unterſcheidet ſich von den beyden erſten durch eine Biſchofsmütze, welche durch die Spitze des bloſſen Schwerdtes durchſpießt iſt und an dieſer Spitze ſteckt. Dieſe wiegt zwey Loth weniger funfzehn Gran, und ſcheint ein Nachſchlag zu ſeyn, von dem Herzoge ſelbſt aber nicht herzurühren, wie ſchon von andern bemerkt worden. Man bemerkt auch leicht einen kleinen Unterſchied des Stempels in den Buchſtaben, ob ſie gleich ſonſt mit den andern Münzen völlige Aehnlichkeit hat.

Durch die Schätze der katholiſchen Stifter und Städte bereichert, war die Armee des Herzogs Chriſtian

ſtian im Stande den Feldzug des Jahrs 1622 mit Nachdruck zu eröffnen. Sie war achttauſend Mann zu Fuß, und ſechstauſend zu Pferde ſtark. Die Abſicht des Herzogs war, ſich mit dem Grafen von Mansfeld zu vereinigen, und in die Unterpfalz einzudringen. Er fand aber allenthalben Schwierigkeiten, und ließ daher ſeine Armee in der Wetterau, in dem Stifte Fulda, und den herumliegenden Gegenden herumſtreifen. Die Menge ſeiner Truppen wurde ihm ſelbſt zur Laſt, und er muſte ſie Ausſchweifungen begehen laſſen, weil er nicht Unterhalt genug fand. Allein eben dieſe Menge war gleichwohl nöthig, wenn er etwas Wichtiges ausführen wollte. Bey ſolchen Umſtänden konnte das Plündern verſchiedner katholiſcher Oerter, und der Städte, die den Eingang verſagten, und viele andre Gewaltthätigkeiten, nicht vermieden werden.

Indem der Herzog mit ſeiner Armee alſo herumſtreifte, und Gelegenheit etwas Groſſes auszuführen ſuchte, gewannen die Umſtände des Churfürſten von der Pfalz ein gutes Anſehn. Er kam ſelbſt aus Holland in Deutſchland an. Seine Ankunft war höchſt nöthig: denn eben war der Graf von Mansfeld, welcher von allen verlaſſen, und mit der ganzen Macht des Generals Tilly umringt, einſah, wie unmöglich es ſey, etwas auszurichten, unentſchloſſen und wankend geworden. Gleichwol hatte man noch ſo viel Furcht vor ihm gehabt, daß die Erzherzogin Infantin, ihm— der doppelt in die Acht erklärt war — ſehr ſchmeichleriſche Anerbietungen thun ließ, wenn er die Parthey des Churfürſten verlaſſen wollte. Er ſpeißte eben mit dem Abgeſandten dieſer Prinzeßin, als er die Nachricht erhielt, daß der Churfürſt von der Pfalz ſelbſt an-

gr-

gekommen wäre. Sogleich ergrif er das Weinglas, und trank auf die Geſundheit des Churfürſten, brach alle Unterhandlung ab, und zeigte bald darauf den Geſandten dem Churfürſten. Um dieſelbe Zeit erſchien der Markgraf von Badendurlach mit einer Armee von 30,000 Mann im Felde, die Proteſtanten und den Churfürſten von der Pfalz zu vertheidigen. Der Graf von Mansfeld ſchlug zwar den kaiſerlichen General Tilly, in der Gegend bey Wieſenloch, aber dieſer ſchlug dafür kurze Zeit darauf den Markgrafen von Badendurlach. Indeſſen befreyte der Graf von Mansfeld die Stadt Hagenau, welche von einer ganzen Armee, unter den Befehlen des Erzherzogs Leopold, belagert wurde. Das Schrecken gieng vor ihm her; tauſend Croaten wurden niedergehauen, und das ganze kaiſerliche Heer in Unordnung gebracht und zerſtreut. Dem Kaiſer wurde darüber ſo bange, daß er durch den Grafen von Khevenhüller bey dem Könige von Spanien um ſchleunige neue Hülfe bitten ließ. Ohne den Grafen von Mansfeld, war der Churfürſt immer unglücklich, durch ihn war er glücklich, und furchtbar. Er bemühte ſich die Pfalz von neuem zu erobern, verlohr aber auf dem Marſche dahin, ſehr viel Volk, da ihm der General Tilly in den Hintertrupp fiel, und in einem hitzigen Gefechte 2000 Mann tödtete, und viele gefangen bekam. Durch dieſen Verluſt, und denjenigen, welchen der Markgraf von Badendurlach erlitten, war der Churfürſt ſo geſchwächt, daß er ohne Beyſtand des Herzogs Chriſtian nicht Hofnung haben konnte, die Pfalz zu erobern; er bat den Herzog, ſich mit ihm zu vereinigen, und erwartete ihn mit Ungeduld.

Indeſſen hatte der Herzog Chriſtian beſtändig mit einem Heere unter dem Grafen von Anhalt zu thun gehabt, und ſich gegen daſſelbe zu erhalten gewußt. Bald darauf ſtieß ein ſpaniſches Heer zu dem Heere des Grafen; und dieſe überlegne Macht wagte es doch nicht den Herzog von Braunſchweig anzugreifen: welcher unter einzelnen Gefechten fortfuhr Oerter wegzunehmen, und die katholiſche Geiſtlichkeit zu züchtigen. An den Biſchof zu Würzburg und Bamberg ſchrieb er: „ er ſolle ſein Kriegsvolk von der kaiſerlichen Armee zurückrufen, oder die Rache der Proteſtanten erwarten, es ſey ungerecht geweſen, daß der Churfürſt von der Pfalz hätte wollen böhmiſcher König werden, aber itzt ſey es wieder eben ſo gerecht, daß man dem Churfürſten ſein Land, die Pfalz, nehmen wolle. Es ſey alles blos auf Unterdrückung der deutſchen Freyheit, und Errichtung einer allgemeinen Monarchie abgeſehen. Man wolle **die verfluchte ſpaniſche Inquiſition einführen.** Er, der Biſchof ſolle, als ein Magiſter artium ja wohl wiſſen, daß ſolche Grauſamkeiten, wie die katholiſchen Heere an unſchuldigen Perſonen, Weibern und Kindern ausübten, ſelbſt bey den Heyden nicht erhört und unverantwortlich wären, er ſolle eine runde Antwort durch den abgefertigten Courier geben, ob er die kaiſerliche Parthey verlaſſen wolle oder nicht. —„ Der Biſchof antwortete trotzig, und war es denn nun, nach allem Kriegsgebrauche, grauſam gehandelt, wenn der Herzog darüber aufgebracht wurde, und ſein Land verwüſtete? Auf ähnliche Art hat man dem Herzoge ſo oft in der Geſchichte, Unrecht gethan.

Tilly hatte kaum Nachricht bekommen, daß der Herzog von Braunſchweig ſich mit dem Churfürſten

von

von der Pfalz zu vereinigen ſuchte, als er ſelbſt gegen den Herzog aufbrach, ſich mit dem ſpaniſchen Generale Gonſalez de Cordua, mit dem er, aus Eiferſucht, ſonſt nie verbunden ſeyn wollte, vereinigte, und mit dieſem doppelten Heere, und noch demjenigen dazu, welches der Graf von Anhalt commandirte, den Herzog Chriſtian anzugreifen, beſchloß.

Dieſer hatte ſich eben dem Mayne genähert, und die Stadt **Höchſt**, dem Churfürſten von Maynz gehörig, eingenommen, als er die überlegene Macht der kaiſerlichen Heere auf ſich zukommen ſah. Einige Schriftſteller erzählen, daß ſeine Armee 20,000 Mann ſtark, und die kaiſerliche nicht viel ſtärker geweſen ſey. Es iſt dieſes offenbar unrichtig, man kann die herzogliche Armee nicht höher, als etwa 10,000 Mann rechnen, wenn man bedenkt, daß ſie noch dazu einen beträchtlichen Verluſt unter dem Grafen von Styrum, von einem Angriffe des Grafens von Anhalt, erlitten hatte. Ueberdem hatte ſie nicht mehr als **drey Kanonen**, von welchen noch zwey ſogleich unbrauchbar wurden: die kaiſerlichen Truppen hatten ſechs und dreyßig Kanonen. In ſolchem Verhältniſſe erfolgte das Treffen bey Höchſt.

Herzog Chriſtian hatte bey ſeinem Heere einen Führer, einen Herrn von Fleckenſtein, welchen ihm der Markgraf von Badendurlach zugeſendet hatte. Dieſer rieth, keine Schlacht mit den kaiſerlichen zu wagen. Der Herzog ließ bey Höchſt eine Brücke über den Mayn ſchlagen, und entſchloß ſich mit dem Feinde zu ſchlagen, von dem er bey einem Rückzuge doch ſehr viel hätte leiden müſſen. Die einzelnen Umſtände des Treffens werden von den Schriftſtellern verſchieden erzählt. Nach dem einen Berichte, ließ

der

der Graf Tilly die Zugänge zu der Brücke beſetzen, und die herzogliche Armee gerieth unter einigen an verſchiednen Orten vorfallenden Scharmützeln, ſehr bald in eine allgemeine Unordnung. Nach andern aber ließ er anfänglich ſeine Kanonen wirken, und trieb hernach unter dem heftigſten Widerſtande die Gegner durch fünf Angriffe von dem Schlachtfelde. Das Gefechte dauerte über vier Stunden. Wenn dieſes gegründet iſt, ſo iſt es nicht möglich, daß nur 35 Soldaten von den Kaiſerlichen getödtet wurden, wie doch einige erzählen. Soviel iſt gewiß, daß die herzoglichen Truppen ſich in einem Dorfe hinter einigen Verſchanzungen tapfer wehrten, aber durch die Ueberlegenheit des Feindes, welcher von verſchiednen Seiten zugleich angrif, zurück getrieben wurden, und dadurch entſtand ſogleich eine allgemeine Verwirrung. Der Herzog war nicht mehr fähig, ſeine Truppen in Ordnung zu bringen, und rettete ſich auf einem Fiſcherkahne über den Mayn. Das Gedränge über die geſchlagne Brücke war ſo groß, daß eine groſſe Menge und einige der vornehmſten Officier dabey umkamen. Sehr viele erſoffen; die meiſten warfen die Waffen weg, um leichter fort zu kommen. Die herzogliche Armee erlitt eine groſſe Niederlage in dieſem Treffen, welches am 10ten Junius 1622 vorfiel.

Der General Tilly, traute der ſo eilfertigen Flucht nicht, und glaubte, man wolle ihn dadurch nur an einen unbequemen Ort hinlocken. Dieſes Mißtrauen rettete noch viel Volk. Die Kaiſerlichen verfolgten erſt nach einiger Zeit die Flüchtigen, da ſie ſchon ſehr weit voraus waren. Gleichwohl wurde noch unter den Nachtruppen an der Brücke über den Mayn, eine groſſe Niederlage angerichtet. Man kann

den Verluſt der herzoglichen Truppen durchaus nicht mit Gewisheit beſtimmen, aber er war beträchtlich, und koſtete über fünftauſend Mann.

Der gröſte Theil der Truppen hatte ſich verlaufen. Herzog Chriſtian eilte, in Begleitung von ſechzig Mann, nach Mannheim, wo er zwey Tage nach der Schlacht, zu Mittage ankam. Sein Schickſal bey Höchſt hatte die Hofnungen des Churfürſten von der Pfalz ganz zu Grunde gerichtet. Alle drey Armeen die für Friderichen fochten, waren geſchlagen, zerſtreut, geſchwächt. Der Ueberreſt war unvermögend den Feinden Widerſtand zu leiſten: am wenigſten konnte er die Pfalz erobern, und die Pläße, die noch nicht in kaiſerlicher Gewalt ſich befanden, beſchüßen.

Friedrich ging alſo aus ſeinem Lande wieder fort, nachdem er ſich mit ſeiner Armee nur darinnen umgeſehen hatte. Der Rückzug geſchah, auf Anrathen des Grafen von Mansfeld, nach Elſaß, in welchem Lande der Graf für ſich ſelbſt einige Pläße erobern, und hernach bey einer Unterhandlung, zu ſeinem Eigenthume zu machen ſich vorgenommen hatte. Dieſe Hofnung wurde ſehr bald betrogen.

Der Schwiegervater des Churfürſten, der König von England, hielt um eben die Zeit, als er ſeinen Schwiegerſohn zu vertheidigen drohte, und für ihn Unterhandlungen bey deſſen Feinden, dem öſterreichiſchen und ſpaniſchen Hofe pflegen ließ, um die ſpaniſche Infantin für ſeinen Kronprinzen an. Vielleicht glaubte er dadurch, nach der ihm eigenen ſpißfindigen, aber faſt immer verfehlten Politik, die Umſtände des Churfürſten angenehmer zu machen. Spanien rieth auch wirklich um dieſe Zeit dem Kaiſer ab, den Herzog von Bayern mit der Pfalz zu belehnen,

und drohte ſo gar, wenn aus dieſer unzeitigen Strenge üble Folgen entſtünden, mit ſeinen Truppen keinen Beyſtand zu leiſten. Allein der Kaiſer blieb bey ſeinem Vorſatze; und die Vermählung des engliſchen Kronprinzen und der ſpaniſchen Infantin, zerſchlugen ſich. Der Prinz war umſonſt ſelbſt zu Madrit geweſen, und die beyden Miniſter, Buckingham und Olivarez, hatten perſönliche Feindſchaft wider einander bekommen, weil beyde gleich ſtolz waren. Dieſe Feindſchaft wurde auf Unkoſten des Prinzen geführt, welcher mit Unwillen nach England ohne Braut, zurückreiſte. Gleichwohl that Jakob für ſeinen Schwiegerſohn nichts wirkſames, ſondern ſetzte nur immer ſeine Unterhandlungen fort, welche einen Convent zu Brüſſel veranlaßten, auf den auch der König von Dänemark ſeinen Geſandten ſchickte, und für den Kuhrfürſten von der Pfalz ſein Anſehen verwandte.

Bey dieſer Unterhandlung war immer der erſte und gröſte Vorwurf des Kaiſers, daß der Churfürſt ja noch immer in den Waffen ſtünde, und er alſo keine ernſtliche Ausſöhnung zu ſuchen ſchiene. Man ließ ſich hintergehen: der Churfürſt wollte öffentlich zeigen, daß er ſeine Hofnung blos in der Gnade und Großmuth ſeines Ueberwinders ſuchte. Er ließ ſeine Truppen auseinander gehn: er ertheilte dem Markgrafen von Badendurlach, dem Herzoge Chriſtian von Braunſchweig, und dem Grafen von Mansfeld, beſondere Verabſchiedungen. Er wollte nun Niemanden mehr haben, der für ihn ſtritte. Er ſah bald ein, wie gefährlich ein ſolcher Schritt ſey, und erhielt, wie in ſolchen Fällen gewöhnlich, um deſto weniger ſeine Hofnung, jemehr er ohne Vertheidigungsmittel war.

Die Heere des Herzogs Chriſtian, und des Grafen von Mansfeld ſtanden beyſammen, und ihre Anführer überlegten, was zu thun ſey? Die Braunſchweigiſche Armee war ſechstauſend Mann zu Fuß, und zwey und ſiebenzig Cornetreuter, die mansfeldiſche achttauſend Mann zu Fuß und ſechstauſend Mann zu Pferde ſtark. Der Kaiſer hatte dem Herzoge ſchon oft die völlige Ausſöhnung verſprochen, wenn er nur die Waffen niederlegen wollte. Aber Chriſtian wollte keine andre Ausſöhnung und Gnade, als die Wiedereinſetzung des Churfürſten in die Pfalz. Selbſt itzt, da der Churfürſt ſeine Hülfe durchaus verbeten, und ihn alſo ganz von der Pflicht ſeiner Verſprechungen befreyt hatte, wollte er doch nicht die Ausſöhnung mit dem Kaiſer, welcher die Proteſtanten ſo bedrücken ließ. Hingegen der Graf von Mansfeld ſpielte die Rolle der Politik. Er ſchrieb an den General Tilly, und bot ſeine Dienſte dem Kaiſer an. Inzwiſchen trat er auch mit andern Höfen in Unterhandlung, und es iſt bis zum Erſtaunen ſonderbar, daß vier Monarchen ſich um die Dienſte eines Generals bewarben, welcher nichts als ſeine Tapferkeit beſaß, und deswegen von allen gefürchtet wurde. Er unterhandelte mit Spanien, mit dem Kaiſer, mit dem Könige von England, mit Frankreich. Die Holländer verlangten ſeine Dienſte: die Republik Venedig bot ihm das Generalcommando ihrer ſämtlichen Truppen an: und der Herzog von Bouillon ladete ihn ein, in Frankreich der Parthey der Reformirten wieder aufzuhelfen, welche in dem Kriege wider den König ihrem Falle nahe gekommen war. Der Herzog von Braunſchweig, welcher an dieſen Unterhandlungen Antheil nahm, war der kaiſerlichen und ſpaniſchen Parthey am abgeneigteſten;

daher

daher die Unterhandlung mit dieſen beyden Mächten am erſten aufhörte.

Beyde Feldherren zogen aus Elſaß in die Bisthümer Metz und Verdün, wo ſie, weil ihre Soldaten nicht bezahlt werden konnten, alle Ausſchweifungen geſtatten mußten. Indeſſen ſpielten ſie einen Streich, der ſie einigermaſſen aus dieſer Verlegenheit riß. Sie lieſſen ſich mit dem Herzoge von Bouillon ganz öffentlich in Traktaten ein, um für die Parthey der Proteſtanten in Frankreich zu fechten. Der König befand ſich eben ganz am Ende ſeines Reichs, in Languedoc. Man befürchtete zu Paris alles von der Entſchloſſenheit des Herzogs und des Grafen. Man trug ihnen von Paris die königlichen Dienſte an, und ſendete einen Abgeſandten an den Grafen von Mansfeld. Dieſer gebrauchte ſeine gewöhnliche Kunſt und fing an zu unterhandeln; unterdeſſen muſte man ſeine Heere mit Brod und Proviant verſorgen. Er erklärte ſich dem König von Frankreich zu dienen, wenn ihm der Könige 200,000 Thaler auszahlen lieſſe, um den übrigen Truppen den Abſchied zu geben. Uiberdieß begehrte er die Würde eines Marſchalls von Frankreich, und einen Strich Landes in der Gegend von Paris, Monterau, der franzöſiſche Geſandte benahm ihm nicht alle Hofnung; und der Graf zog mit Fleiß die Traktaten in die Länge.

Der muntre unruhige Herzog Chriſtian wurde des langen Zauderns überdrüßig, und zog mit ſeinen Truppen nach Sedan, wo der Churfürſt von der Pfalz bey dem Herzog von Bouillon ſich eben befand. Er bot den Holländern ſeine Dienſte an. Der Graf von Mansfeld folgte dem Beyſpiele, ſobald er ſeine Endzwecke erreicht hatte. Er war ſo glücklich geweſen,

ſen, daß er ſeine zu Muſon verſetzte Artillerie wieder hatte einlöſen können, und ſeine Truppen mit Unterhalt verſorgen können. Er brach die Unterhandlung mit Frankreich, die er nur aus Liſt unternommen hatte, auf einmal ab, und zog nach Sedan, wo er ſich wieder mit dem Herzoge von Braunſchweig vereinigte, und ihn zugleich auf drey Monate in holländiſche Dienſte trat.

Inzwiſchen hatte ſich der ſpaniſche General Gonſalez de Cordua, mit einer ſtarken Macht in das Herzogthum Luxemburg gezogen, und war entſchloſſen dem protestantiſchen Heere, den Marſch nach Holland zu vereiteln. Der Herzog und der Graf zogen ſich, unter beſtändiger Erwartung der Feinde nach dem Luxemburgiſchen, und von da weiter nach Holland. Don Cordua hatte ſich in die Grafſchaft Namur gezogen.

Als Herzog Chriſtian, und der Graf von Mansfeld bey Fleury ohnweit Namur ankamen, fanden ſie die ſpaniſche und kaiſerliche Armee hinter einem Berge in voller Schlachtordnung haltend. Die proteſtantiſchen Völker waren von dem Marſche ermattet, faſt in zehn Wochen unter kein Dach gekommen, ſeit vierzehn Tagen hatten ſie ſchon Mangel am Brod gehabt und viele waren krank. Gleichwol wagten ſie es, mit dem General de Cordua zu ſchlagen, die Noth drang, ſie muſten angreifen, oder wurden auf dem Marſche angegriffen.

Das Treffen bey Fleury erfolgte am 9ten Auguſt (1622) nnd wurde eines der hitzigſten im ganzen Kriege. Die Proteſtanten übertrafen alle Erwartung des ſpaniſchen Generals, und fochten fünf Stunden hindurch mit der gröſten Hartnäckigkeit.

Keine Parthei erhielt den Sieg, und beyde ſchrieben ſich den Sieg zu, wie es bey ſolchen Fällen allemal geſchieht. Die Spanier verlohren über vier tauſend Mann, und zogen ſich zurück. Weil ſie aber eine Fahne erbeutet, und ein paar Gefangne gemacht hatten, ſo behaupteten ſie allenthalben, daß ſie den Sieg davon getragen hätten. Da die Relationen der Katholiken viel mehr ausgebreitet wurden, als der Proteſtanten ihre, ſo haben auch die meiſten Schriftſteller, die dieſen Relationen trauten, den Spaniern und Kaiſerlichen den Sieg zugeſchrieben, ohnerachtet dieſe es für das gröſte Glück hielten, daß ſie von der proteſtantiſchen Armee nicht verfolgt wurden, da ſie ſich zurück zogen. Allein der Herzog und der Graf, ſuchten durch dieſes Treffen keinen andern Vortheil, als den Weg nach Holland zu gewinnen, und dieſen erlangten ſie vollkommen. Hätten die Spanier nach ihren Vorgeben geſiegt, wie war es möglich, daß ſie die proteſtantiſche Armee durch den beſezten Paß durchlieſſen, und ihren Marſch nach Holland nicht weiter hinderten?

In dieſer Schlacht that ſich die Tapferkeit des Herzogs Chriſtian unbeſchreiblich hervor. Er ſcheuete keine Gefahr, und fochte wie ein gemeiner Soldat. Er führte die Truppen fünfmal zum Angriffe, und wurde dabey in den linken Arm mit einer Musketenkugel verwundet. Er achtete dieſes nicht, und verließ das Schlachtfeld nicht eher, biß die Feinde ſich zurückzogen. Dieſe Hitze und Vernachläßigung der Wunde wurde ihm gefährlich. Er muſte ſich den verwundeten linken Arm abnehmen laſſen. Obgleich dieſes mit Lebensgefahr und den empfindlichſten Schmerzen geſchah, ſo betrug er ſich doch dabey mit einem

ſonderbaren Heroiſmus. Er ließ während der Operation die Trompeten und Paucken rühren, und unter dieſem kriegriſchen Getümmel ſich den Arm ablöſen, und an deſſen Statt ſich einen ſilbernen Arm anheften, mit welchem er ſich ſoll recht wohl beholfen haben.

Er ſetzte ſeinen Marſch mit dem Grafen von Mansfeld nach Breda fort, und da dieſer Marſch mitten durch ein feindlich Land geſchahe, und unter beſtändigem Aufpaſſen der Feinde, ſo erlangten dadurch beyde proteſtantiſchen Generale vor der Welt die Ehre, daß ſie zu den gröſten Feldherren dieſer Zeit gehörten. Ihr Heer war bey der Muſterung zu Breda noch etwas über 12,000 Mann ſtark, ſo viele auch wegen der geſchwinden Märſche und Mangel am Proviante krank geworden waren, oder zurück hatten bleiben müſſen.

Ihre Ankunft ſetzte bey Breda den Prinzen Moritz von Oranien in den Stand den Entſatz der Feſtung Bergen-op-Zoom zu wagen, welche Spinola ſchon lange und heftig belagerte. Der Entſatz gelung, und der groſſe General Spinola muſte mit dem empfindlichſten Verdruſſe die Belagerung aufheben, für deren glücklichen Erfolg die Infantin von Spanien die Büſſungen einer Franciskanernonne auf einige Zeit übernommen hatte. Spinola hatte gleichwohl zehntauſend Mann vor der Feſtung verlohren.

Als die geſetzte Zeit von drey Monaten um war, gieng die Armee der beyden proteſtantiſchen Generale wieder aus Holland zurück. Man glaubte ſie nicht zu nöthig zu haben. Der Graf von Mansfeld zog nach Oſtfriesland, und ſetzte ſich hier feſt, und erwartete eine gute Gelegenheit. Der Herzog Chriſtian von Braunſchweig trennte ſich von ihm und ging nach

Weſtphalen, wo er die Wintermonate zubrachte, und immer fürchterlich blieb. Er bekam itzt neue Hoffnung ſeinem Vaterlande weſentliche Dienste zu leiſten.

Man wurde in Niederſachſen über die Maasregeln des Kaiſers immer unruhiger. Im Anfange des Jahres 1623 hatte der Kaiſer dem Herzoge von Bayern die Churpfalz ertheilt, obgleich auf dem Reichstage zu Regensburg, der deswegen hauptſächlich gehalten wurde, nur ein einziger proteſtantiſcher Fürſt zugegen geweſen war, und ſelbſt dieſer, ſo wie die übrigen proteſtantiſchen Fürſten, und ſogar verſchiedene katholiſche, dieſen Schritt gemisbilliget hatten. Auch Spanien hielt es für unzeitig, des Churfürſten von der Pfalz Länder ſo gleich zu vergeben. Und obgleich keine Feinde gegen den Kaiſer mehr in den Waffen ſtanden, ſo wurde doch die kaiſerliche Armee immer mehr verſtärkt. Die Proteſtanten in Böhmen, in der Pfalz, und an allen Orten, wo kaiſerliche Macht war, empfanden die heftigſten Bedrückungen, oder wurden gar verjagt. Der General Tylli ſtand mit ſeiner Armee in Heſſen, und drohte dem niederſächſiſchen Kreiſe.

Bey ſolchen Umſtänden hielten die Niederſächſiſchen Stände einen Kreistag zu Braunſchweig, und beſchloſſen, ſich in Vertheidigung zu ſetzen. Der König von Dänemark, die Herzoge von Braunſchweig, Holſtein und Mecklenburg, die Städte Hamburg, Bremen, Lübeck und Lüneburg, wurden einig, eine Armee von 10,000 Mann zu errichten, und mit derſelben vor, das erſte ihre Grenzen zu beſchützen, und ſich wider jede Gewalt zu wehren. Ueber dieſe Armee wurde Herzog Chriſtian zum Feldherrn, und

überhaupt zum Kreisoberſten in Niederſachſen erwählt.

Er hatte in kurzer Zeit wiederum eine anſehnliche Armee zuſammen gebracht, und mit derſelben Höxter, Hameln und Rinteln beſetzt. Mit einem Theile davon ging er in die Stifter Hildesheim und Halberſtadt, und kam ſelbſt nach Wolfenbüttel, wo er das ihm angetragne Amt eines Kreisoberſten von Niederſachſen perſönlich annahm, und einen Revers deswegen an ſeinen Bruder, den regierenden Herzog, Friedrich Ulrich, übergab, nach welchem er verſprach, keinen Fürſten und Stand des Kreiſes, noch des ganzen Reiches, zu beleidigen, ſondern ſich blos zu vertheidigen, wenn man Niederſachſen angriffe. Und wenn der niederſächſiſche Kreis vor fremden Truppen ſicher wäre, verſprach er, ſein Heer abzudanken.

Der General Tilly ſtand mit ohngefähr 20,000 Mann in dem Fürſtenthume Heſſen, und ſchien ſich den braunſchweigiſchen Grenzen nähern zu wollen. Aber er wurde beſtürzt, als er den muthigen Entſchluß von Niederſachſen vernahm.

Ganz Deutſchland war itzt in einer kritiſchen Lage, und alles in Gährung. Faſt alle Stände des Reichs wurden über den Kaiſer mißvergnügt, als er die Chur Pfalz dem Herzoge von Bayern, ohne gehörige Beyſtimmung des Reichs, ertheilt hatte. Das Beyſpiel von Niederſachſen war ein übler Vorbote gleicher Folgen von andern Ständen des Reichs. Indem der Kaiſer den Krieg in Triumph verwandelt hatte, ſchien ein neuer ausgebreiteter Krieg zu entſtehen. Dieſer war nicht ſo leicht, als der gegen den Churfürſten von der Pfalz. Ferdinand fing an Furcht zu ſchöpfen.

Der regierende Herzog von Braunſchweig machte dem Kaiſer in höflichen ehrerbietigen Ausdrücken die Entſchlieſſung der niederſächſiſchen Stände bekant. Der Kaiſer erbot ſich Niederſachſen nicht zu beunruhigen, wenn die Armee abgedankt würde: er gieng noch weiter: er verſprach dem Herzoge Chriſtian völlige Verzeihung und Ausſöhnung, wenn er die Waffen niederlegen wollte.

Der tapfere und edelmüthige Prinz vergaß hier ſeine eigne Vortheile, um andern nützlich zu werden. Er erklärte, daß er die angebotene Gnade des Kaiſers nicht anders annehmen würde, als wenn der Kaiſer zugleich allen, die ſich mit ihm verbunden hätten, eine vollkommne Amneſtie ertheilte. Ferdinand bewilligte auch dieſes. Noch war Herzog Chriſtian nicht zufrieden; er wollte, daß ſich die Verzeihung und Gnade des Kaiſers auch auf die ganze Armee, und alle Soldaten, ſelbſt des Kaiſers Unterthanen, die bey ihm, dem Herzoge, Dienſte genommen hätten, erſtrecken ſollte. Auch dieſes verſprach unter einigen Bedingung der milder gewordne Ferdinand. Aber Herzog Chriſtian wollte nicht den Verſprechungen trauen: er zögerte mit der Endigung der Unterhandlungen, und wollte vorher abwarten, wohin ſich die kaiſerliche Armee unter den Befehlen des Generals Tilly wenden würde.

Indeſſen ſchlug er ſein Hauptquartier zu Nordheim auf. Tilly, welcher ihn genau beobachtete, ſendete den Herzog Julius Ernſt von Sachſenlauenburg, in die Herrſchaft Pleſſe, um von ihr Beſitz zu nehmen. Hier gieng ihm Herzog Chriſtian entgegen, und grief ihn an, und ſchlug ihn gänzlich. Der Herzog von Lauenbung verlohr ſiebenhundert Mann und

alle Bagage, und muſte ſich mit dem Ueberreſte durch die Flucht retten. So empfindlich dieſer Verluſt dem General Tilly war, ſo wenig wagte er es, den Herzog von Braunſchweig in ſeinem vortheilhaften Poſten anzugreifen.

Tilly bediente ſich der Drohungen: er ſchrieb an den Herzog von Braunſchweig, Friedrich Ulrich, daß er, wegen ſeines Bruders, des Herzogs Chriſtian, ſich genöthigt ſehen würde, in die braunſchweigiſchen Lande zu rücken. Man hielt wieder einen Kreistag der Niederſachſen zu Lüneburg im Junius dieſes Jahrs: (1623.) man traute den kaiſerlichen Verſicherungen: man bat den Herzog Chriſtian, ſeine Völker abzudanken, weil er durch deren Gegenwart die kaiſerliche Armee nach Niederſachſen ziehen würde. Sein Bruder, der regierende Herzog von Braunſchweig, und ſeine Mutter, die verwittwete Herzogin ermahnten ihn zugleich, die Waffen niederzulegen, und dem niederſächſiſchen Kreiſe keinen verderblichen Krieg zuzuziehen. Die Stände dieſes Kreiſes hatten wirklich Verſicherung von dem Kaiſer erhalten, daß er ſeine Truppen ganz aus ihrer Nähe entfernen würde, wenn ſie alle Kriegsrüſtungen einſtellen wollten. Sie glaubten.

Itzt faßte Herzog Chriſtian einen heldenmüthigen Entſchluß. Er klagte in einem Schreiben an die Stände des niederſächſiſchen Kreiſes über ihre Unachtſamkeit bey der drohenden Gefahr, die ſie ſo gering ſchätzten: er ſtellte ihnen vor, daß es unſchicklich ſey, die Waffen niederzulegen, indem die Katholiſchen noch ihr Schwerdt an der Seite hätten, und an ſtatt ihre Heere zu verringern, ſie vielmehr immer noch vermehrten: er aber wolle, auf ihr Begehren ſie verlaſſen, und nicht allein von den niederſächſiſchen Län-

dern, ſondern von dem Gebiete des deutſchen Reichs, ganz ſich hinweg begeben. Für ſich wolle er keinen Theil an den Folgen der katholiſchen Macht nehmen. Hierauf gieng er mit ſeinem Heer bey Hameln über die Weſer, zog ſich nach Lippſtadt, und entſagte feyerlich, in ſeinem Hauptquartiere, zu Lemgo, am 18ten Julius (1623) dem Biſthum Halberſtadt. Eine Entſchlieſſung, die keiner Lobeserhebung des Geſchichtſchreibers bedarf!

So bald Tilly dieſes erfuhr, nahm er ſich vor, dem Herzog, welcher ſeine vortheilhaften Poſten verließ, nachzueilen, und mit ihm zu ſchlagen. Der Herzog begrief ſehr leicht, wie unmöglich es für ihn ſeyn würde, auf einem eilfertigen Marſche, mit einem noch ungeübten Kriegsvolke zu ſiegen. Er vermied daher eine Schlacht, ſo lange er konnte. Tilly zog ihm in eilfertigen Märſchen nach, und hohlte ihn ein, indem er auf eine geſchickte Art durch die leichten Truppen beſtändig Scharmützel halten, und dadurch den Marſch des Herzogs aufhalten ließ. Von einer anderen Seite her ließ er den Feldmarſchall, Grafen von Anhalt, den Herzog von Braunſchweig beunruhigen. Durch dieſe Kriegskünſte erreichte er ihn endlich im Stifte Münſter bey der Stadt Loo, an der zütphenſchen Grenze, am 6ten Auguſt.

Herzog Chriſtian ſah ſich zu Mittag, von der Menge der Feinde angegriffen. Sie fielen ſeinen Nachtrupp ſo heftig an, daß er ganz in Unordnung kam. Noch war er entſchloſſen eine Schlacht zu vermeiden. Er gieng über einen kleinen Fluß, und ließ den Oberſten Kniphauſen, mit einiger Mannſchaft da ſelbſt bleiben, um dem Feinde den Uebergang zu verhindern. Aber der Feind fand durch ſeine überlegene

Macht

Macht bald den Uebergang, und richtete neue Verwirrung an. Itzt ſah ſich der Herzog zum Treffen gezwungen. Er ſtellte ſeine ungeübten, abgematteten Soldaten in Schlachtordnung, und ſein eigener Muth, ſeine perſönliche Tapferkeit theilte den Soldaten insgeſamt etwas mit. Sie ſtritten zwey Stunden lang mit der lebhafteſten Gegenwehr: ſie hätten vielleicht geſiegt, wenn ſie mit Artillerie genug verſehen geweſen wären. Tilly hatte deſtomehr ſchweres Geſchütz, und durch daſſelbe, welches er vortheilhaft auf eine Anhöhe ſtellte, überwand er endlich die hartnäckigen Gegner. Die Flucht bey dem heftigen Artilleriefeuer wurde durch die ganze Armee ungeſtüm, und der Herzog Chriſtian konnte weder durch Bitten, noch Drohen die Flüchtigen mehr zum Stehen bringen. Die Kaiſerlichen, die ihnen nacheilten, hatten faſt nichts zu thun, als daß ſie todtſchlugen. Beſonders richteten die ſchnellen Croaten eine entſetzliche Niederlage an. Auf der Seite des Herzogs ſollen achttauſend Mann getödtet und gefangen worden ſeyn. Unter den letztern befand ſich der Herzog Wilhelm von Sachſen-Weimar, Friedrich, Herzog von Altenburg, der Graf von Iſenburg, der Rheingraf, Johann Philipp, die Grafen von Löwenſtein, Wittgenſtein und Schlick. Der Herzog Chriſtian ward verwundet, und zog ſich mit dem Ueberreſt der Truppen nach Oſtfriesland zu dem Grafen von Mansfeld, welcher ſich bisher immer in Oſtfriesland aufgehalten, und aus guten Verſchanzungen und vortheilhaften Lagern mit den Holländern in Verbindung und Unterhandlung geblieben war.

Die Niederlage der herzoglichen Armee bey der Stadt Loo war ſehr groß. Alle Bagage, Ammunition, Geld, Kriegsbedürfniſſe von allen Gattungen,

war in die Gewalt der Feinde gerathen. Herzog Chriſtian hatte dieſes vorgeſehen, wenn er von dem General Tilly angegriffen werden ſollte. Er hatte deswegen drey Kouriers an den Grafen Mansfeld geſchickt, daß er ihm zu Hülfe kommen möchte; allein der Graf hatte ihm geantwortet; daß es voritzt ihm nicht möglich ſey, zu Hülfe zu kommen. Er hatte ſeine ſichern Poſten mit einem ofnen Schlachtfelde gegen eine überlegene Macht nicht verwechſeln wollen.

Man vermuthete in Oſtfriesland die Ankunft des Generals Tilly, und der vorſichtige Graf von Mansfeld ließ das Land zwey Meilen um ſich herum unter Waſſer ſetzen. Da aber Tilly nicht kam, und die Armee ſich in dieſem Lande unmöglich länger erhalten konnte, faßten der Herzog von Braunſchweig und der Graf von Mansfeld den Entſchluß, in das deutſche Reich einen neuen Verſuch, mitten im Winter, (im November) zu wagen. Ihre Hofnung wurde durch die Nachricht beſtärkt, daß viele kaiſerliche Truppen nach Ungarn abgegangen wären.

Beyde Feldherren zogen mit ihren ſehr geſchwächten Truppen in das Stift Münſter, und gegen Osnabrück. Allein die kaiſerliche Armee war ihren unregelmäßigen, ſchlecht beſoldeten, Truppen noch weit überlegen, und grief ſie in beſtändigen Scharmützeln an, wobey immer viel eingebüßt wurde. Die Kälte der Jahrszeit, der Mangel an Gelde, und die beſtändigen Beunruhigungen der Kaiſerlichen, wobey ſehr viele davon liefen, brachten das Schickſal der proteſtantiſchen zwey Feldherren im Dezember dahin, daß ſie faſt gar kein Heer mehr hatten, und ſich mit wenigen Leuten zu entfernen ſuchen mußten. Der Graf von Mansfeld gieng wieder nach Holland, Herzog Chriſtian

an von Braunſchweig lieh ſo viel Geld von dem Grafen Günther zu Oldenburg, daß er die noch bey ihm gebliebenen Truppen, die er nicht zu brauchen wußte, bezahlen und abdanken konnte. Schon hatte man wiederum ihm ſtark angelegen, den Krieg, in dem ihm doch alle Mittel zum Glücke benommen wären, zu verlaſſen. Durch die häufigen unglücklichen Vorfälle mißvergnügt gemacht, gab er nun den Vorſtellungen ſeiner Freunde Gehör. Er begab ſich über Delmenhorſt, mit fünfzig Mann zu Pferde, nach Wolfenbüttel, und hier nahm er die ihm ſo oft und itzt von neuen, angebotne kaiſerliche Ausſöhnung an. Am 6ten Jenner 1624 dankte er alle ſeine übrigen Soldaten ab, und widmete ſich der Ruhe, der er doch ſo wenig gewohnt, als fähig war.

Die Entfernung eines ſo muthigen Feldherrn vom Kriege eröfnete den öſterreichiſchen Abſichten neue Wege. Itzt war keine Hindernis für alles, was man unternehmen wollte. Herzog Chriſtian in Ruhe: der Graf von Mansfeld in Holland: der Churfürſt von Sachſen durch die Abtretung der Lauſitz in das kaiſerliche Intereſſe aufs neue gezogen: der Churfürſt von Brandenburg durch das Fürſtenthum Cleve, und die Grafſchaften Mark und Ravensberg zufrieden geſtellt: der niederſächſiſche Kreis unbewafnet, und in Furcht: die katholiſchen Stände theils aus Intereſſe, theils aus Ohnmacht dem Kaiſer ergeben; dieß war itzt der glückliche Zuſtand von Deutſchland für den Kaiſer Ferdinand — und der unglückliche für die Fürſten.

Der General Tilly gieng nach Elſaß um die Franzoſen in Furcht zu ſetzen: unterwegens bemächtigte er ſich der ganzen Markgrafſchaft Badendurlach.

Nicht-

Nichts ſtand den kaiſerlichen Heeren mehr entgegen; wo ſie hinkamen, waren ſie Meiſter, und was ſie wollten, nahmen ſie ein.

Nur wenige Monate konnte Herzog Chriſtian dieſen Umſtänden zuſehen. Er ſuchte auſſerhalb Deutſchlands Grenzen Krieg führen zu können, da ihm im Vaterlande die Mittel dazu benommen waren. Er unterhandelte mit Holland, und wurde Befehlshaber über diejenige Reuterey, welche Frankreich Holland zu Hülfe geſchickt hatte. Er tratt dieſe Stelle zwar an, aber begab ſich hierauf nach England, um dort die Trägheit in Abſicht des Churfürſten von der Pfalz zu vertreiben. Ehe er dahin abgieng, entſagte er mit einer groſſen Entſchloſſenheit allen ſeinen ihm angewieſenen Pertinenzien und Einkünften, welche er in dem Herzogthume Braunſchweig, und der Grafſchaft Blankenburg hatte.

In England blieb er bis im Februar des folgenden Jahrs 1625. Dieß war die Zeit vieler unnützen Berathſchlagungen. Der König Jakob der erſte, ſahe mit Verdruß, daß er von Spanien in der Heyrath ſeines Kronprinzen mit der ſpaniſchen Infantin hintergangen worden, und ließ dieſes alles dem Parlamente bekannt machen, welches den guten König bedauerte, und ihm Hülfe verſprach. Allein Jakob war nie entſchloſſen; bald ſprach er von der Nothwendigkeit, dem Churfürſten von der Pfalz Hülfe zu leiſten; bald redete er von der ſiegreichen Macht des Kaiſers, und von den Schwierigkeiten ſie zu überwinden. Er redete wohl, aber er dachte ſchlecht: er redete viel, aber er handelte wenig. So war ſein ganzes Leben, ſo ſein Betragen in den gegenwärtigen Umſtänden. Endlich bewegte ihn die muntere Herzhaftigkeit des Her-

zogs Chriſtian, der ihm immer anlag, thätige Hülfe nach Deutſchland zu ſenden. Der Graf von Mansfeld kam ſelbſt aus Holland nach London, und half dem Herzoge Chriſtian, den unentſchloßnen König zur Entſchlieſſung zu bringen.

Itzt kam ein Bündniß zu Stande, welches, wenn die Verbündeten einander aufrichtiger beygeſtanden hätten, und mit raſcher Thätigkeit wirkſam geweſen wären, die Häuſer Oeſterreich und Spanien in Schrecken ſetzen konnte. Frankreich, Schweden, Venedig, England, die Schweitz, und Dänemark machten mit einander Verbindungen, der fürchterlich anwachſenden öſterreichiſchen Macht Gränzen zu ſetzen. Allein jede von dieſen verbündeten Mächten hatte noch beſonders ihr eigenes Intereſſe, und dieß verderbte das allgemeine.

Der König von Dänemark bewieß ſich am geſchäftigſten; ſein eigenes Intereſſe erforderte dieſes; denn da er als Herzog von Holſtein ſelbſt ein Reichsſtand war, ſo gieng ihm die Gefahr der öſterreichiſchen Macht am nächſten an. Er verſprach, ſelbſt an der Spitze eines Heeres in Deutſchland Krieg zu führen, wenn ihn England unterſtützen wollte. Indeſſen machte er den niederſächſiſchen Kreis auch immer aufmerkſamer, und ſo wurde er auf einem Kreistage zu Lüneburg im Merz des Jahrs 1625 zum Kreisoberſten von Niederſachſen erwählt. England verſprach Subſidiengelder und einige Truppen: Frankreich gab Reuterey und einiges Fußvolk.

Ueber dieſes franzöſiſche Korps erhielt der Herzog Chriſtian das Oberkommando, und gieng von London nach Frankreich die Truppen zu muſtern, und zu Schiffe nach Holland überzuführen. Nun war er

wie-

wiederum in der ihm ſo angemeſſenen Beſchäftigung des Krieges, und dieſe muſte ihm um deſto lieber ſeyn, da ſie ſeine alte beſtändige fortgeſetzte Begierde, die Proteſtanten, und den Churfürſten von der Pfalz zu vertheidigen, befriedigte.

Ein Seeſturm nöthigte den Herzog Chriſtian mit einem Theile ſeiner Truppen in Seeland einzulaufen. Andere liefen in Texel ein. Gleichwohl war durch dieſen Sturm kein groſſer Schaden verurſacht worden. Der Mitgenoſſe des Herzogs, der Graf von Mansfeld, war auch hierinnen ein Mitgenoſſe des Schickſals auf der See geweſen. Er führte einiges franzöſiſches Fußvolk, und die engliſchen Hülfsvölker. Bey Bergen-op-Zoom vereinigten ſich beyde Feldherren, und rückten hierauf aus Holland in Weſtphalen und dem Stifte Bremen ein.

Indeſſen war auch ſchon der König von Dänemark mit ſeinem Heere bey Bremen angekommen, und verſchanzte ſich vier Meilen von der Stadt, ſo gut, daß der General Tilly es nicht wagte, ihn anzugreifen. Eine entſcheidende Schlacht aber vermied der König aus Vorſicht. Tilly rückte wieder zurück und zog ſich gegen die braunſchweigiſchen Länder, um den König von Dänemark aus ſeiner vortheilhaften Lage zu ziehen. Dieſer folgte auch dem Heere des Tilly nach, vermied aber immerfort ein Haupttreffen.

Der Kaiſer, welcher durch die Armee des Generals Tilly der Macht ſeiner Feinde hinlänglich gewachſen war, ließ gleichwohl noch eine neue Armee in dieſem Jahre aufrichten, über welche er dem berühmten Wallenſtein, deſſen Leben in dem vorhergehenden Theile dieſer Biographie iſt beſchrieben worden, das Oberkommando gab. Zu gleicher Zeit mahnte er die nie-

derſächſiſchen Stände von der Kriegszurüſtung ab, und verband Drohungen mit Vorſtellungen. Es wurden hierauf Unterhandlungen zu Braunſchweig gepflogen, die ſich bis auf den Merz des nachfolgenden Jahres verzogen, und endlich fruchtlos waren.

Indeſſen wurde Niederſachſen der Schauplatz des Krieges, und deſto ſchrecklicher verwüſtet, je weniger die Heere Luſt hatten, eine Schlacht zu liefern. Es ſtanden hundert tauſend Mann in Niederſachſen. Die Armeen des Königs von Dänemark, und der General Tilly und Wallenſtein, breiteten ſich allenthalben aus. Es fielen häufige Scharmützel vor, auf welche immer die Plünderung der nahgelegenen Gegenden erfolgte. Man ſuchte Städte und Plätze einzunehmen, und verließ ſie wieder; Tilly belagerte Nienburg, und wurde von dem Könige in Dänemark weggetrieben. Man beobachtete einander im Groſſen, und ſchadete einander im Kleinen. So gieng der Feldzug hin, ohne daß etwas wichtiges vorfiel, welches eine Entſcheidung geben konnte.

Inzwiſchen hatten die Churfürſten von Sachſen und Brandenburg einen Frieden zu vermitteln geſucht. Allein die Vorſchläge waren zu ungleich. Der Kaiſer verlangte, die Stände von Niederſachſen ſollten ihre Heere abdanken, und alle Kriegsrüſtungen einſtellen, ſo wolle er alsdenn ſeine Armeen auch abgehen laſſen. Ganz natürlich verlangten die Stände, daß die kaiſerlichen Truppen vorerſt ihre Länder verlaſſen ſollten, ehe ſie ihre Kriegsanſtalten aufgeben, und ihre Völker abdanken könnten. Beyde Theile lieſſen ſich bloß deswegen in Traktaten ein, um den Krieg hernach mit deſto mehr Anſtand zu führen. Sie hatten beyderſeits keine groſſe Begier-

de,

de, den Frieden zu errichten, ehe ſie die Waffen verſucht hätten. Die Verhandlungen, welche man zu Braunſchweig hielt, endigten ſich mit Anfang des Merzmonats des Jahrs 1626.

Der König von Dänemark bewegte unter dieſen Umſtänden den regierenden Herzog von Braunſchweig, Friedrich Ulrich, ſeinen Neveu, ſich völlig für die däniſche Parthey zu erklären. Er nahm nunmehr in die Feſtung Wolfenbüttel däniſche Beſatzung ein, und begab ſich ſelbſt nach Braunſchweig.

Itzt machte der König von Dänemark einen Operationsplan, welchem nichts als das Glück fehlte, um die kaiſerliche Macht zu ſchwächen, und groſſe Dinge auszuführen. Aber eben das Glück fehlte ihm, und mithin alles.

Der Herzog Chriſtian von Braunſchweig ſollte die braunſchweigiſchen Länder decken, und von da den Krieg in die katholiſchen Länder an die Weſer ſpielen. Der Graf von Mansfeld ſollte an die Elbe gehen, ſich mit den verſprochnen mecklenburgiſchen Truppen vereinigen, durch die Lauſitz nach Schleſien marſchiren, und dort ein neues Kriegstheater eröfnen. Er ſelbſt der König wollte zwiſchen dieſen beyden Heeren auf die Hauptarmee des Kaiſers rücken.

Unter allen dieſen Feldherren that ſich Herzog Chriſtian an Geſchwindigkeit und Muthe zuvor. Er führte verſchiedne glückliche Streiche aus; er überfiel die Kaiſerlichen, im Januar, bey Jüterbock und tödtete über fünfhundert Mann: er ſtreifte bald da bald dorthin, und ließ den Feinden in ihren Winterquartieren keine Ruhe. Im Februar unterredete er ſich zu Wolfenbüttel mit dem König von Dänemark, wegen des Operationsplan, und

beunruhigte immer die Kaiſerlichen, und warb immer neue Truppen an.

Das erſte Unglück in dieſem Kriege traf den tapfern Grafen von Mansfeld. Er zog ſich an die Elbe in dem Mecklenburgiſchen, wo er Hülfstruppen erwartete, an ſtatt ſie zu erhalten aber kaum Unterhalt für ſeine Truppen bekam; denn theils traute man ſeinen Truppen, die der Verwüſtungen gewohnt waren, nicht, theils fürchtete man ſich vor der kaiſerlichen Macht. Der Graf gieng bey Damitz über eine in Eilfertigkeit geſchlagene Brücke über die Elbe. Noch ſchwerer wurde ihm von da her der Durchzug durch das preußiſche Gebieth gemacht. Der Churfürſt eilte aus Preuſſen, wo er ſich eben damals befand, nach Brandenburg, verſahe ſeine Städte und Feſtungen mit ſtarker Beſatzung, und ſchien in Beſorgung zu ſeyn. Am kaiſerlichen Hofe war man gleichwol damit noch nicht zu frieden: man glaubte, er habe den Durchzug der mansfeldiſchen Truppen, ohnerachtet ſeiner Anſtalten, dennoch begünſtiget. Das Betragen dieſes Prinzen, der Verdacht mochte gegründet ſeyn oder nicht, war der feinen Staatsklugheit gemäß.

In Sachſen widerſetzte man ſich dem Durchzuge des Grafen von Mansfeld offenbar: die Brücken über die Elbe wurden abgeworfen, und die Truppen zuſammengezogen.

Der Graf nahm Zerbſt ein, wo er vierhundert und zehn Mann Kaiſerliche niederhauen ließ. Er zog ſich gegen Deßau und fand dort an der Elbe ein beträchtliches Korps kaiſerliche Truppen. Er grif ſie in ihren Verſchanzungen an: er wurde zurückgeſchlagen: er wiederholte die Angriffe täglich, und ſetzte die Feinde in Furcht und Schrecken. Der General

neral Wallenſtein kam in der Stille mit ſeiner ganzen Armee dem General Altringer, der an der deſſauer Brücke ſtand, zu Hülfe. Weil die Elbe beyde feindliche Heere ſcheidete, ſo erfuhr der Graf von dem Mansfeld nichts von dem Anmarſche des Generals Wallenſtein. Er grif am 25ſten April die Feinde nochmals mit der gröſten Hitze an. Itzt ſah er auf einmal die ganze wallenſteiniſche Armee vor ſich, welcher er im freyen Felde nicht gewachſen geweſen wäre, und die noch dazu hinter Verſchanzungen ſtand. Er wollte ſich zurück ziehen; aber zu ſpät. Die Kaiſerlichen drangen auf allen Seiten in ſeine Truppen: er erlitt eine vollkommne Niederlage, und verlohr viel Volk und viele Kriegsbedürfniſſe.

Daß der Graf die Schlacht verlohr, war natürlich: die Feinde waren ihm völlig überlegen, und mehr als um die Hälfte ſtärker. Aber das war ſonderbar, und das Kennzeichen des gröſten Generals, daß dieſer gänzlich geſchlagne Feldherr, der alles verlohr zu haben ſchien, binnen vierzehn Tagen wiederum ein Heer beyſammen hatte, mit dem er dem Feinde die Spitze bieten konnte. Und man muſte ihn allenthalben bewundern, da man ſahe, daß er, ohnerachtet der ſo unglücklichen Schlacht bey Deſſau, ſein erſtes und groſſes Vorhaben ungehindert ausführte, und nach Schleſien gieng, und aus dieſer Provinz in Mähren eindrang, und mit einem Heere des Fürſten Betlemgabor an der ungariſchen Grenze ſich vereinigte. Wallenſtein zog ihm nach, ohne ſeinen Marſch hindern zu können, und lagerte ſich endlich in Ungarn gegen ihn über, ſo daß der Fluß Wag beyde Heere trennte.

Indem der Graf von Mansfeld dieſes ausführte, verrichtete der Herzog Chriſtian von Braunſchweig

die leztern kriegeriſchen Thaten ſeines muthigen Lebens. Er machte in Wolfenbüttel die beſten Anſtalten zum neuen Feldzuge, und erhielt von ſeinem Bruder, dem regierenden Herzoge, welcher ſich von Wolfenbüttel entfernt hatte, eine Vollmacht, alles nach ſeiner Einſicht zu veranſtalten, und alles was er vornehmen und verordnen würde, ſollte, auch in Unterhandlungen mit den Landſtänden, eben die Gültigkeit haben, als wenn der regierende Herr es angeordnet und befohlen hätte. So war Herzog Chriſtian im Stande, alle Maasregeln nach ſeiner Willkühr, zur Wirkſamkeit des Krieges, zu nehmen.

Sein kriegriſcher Muth ließ ihn nicht lange in Wolfenbüttel ruhen. Er ging im Anfange des Aprils mit 6000 Mann, und etlichen Stücken Geſchüz nach Goslar, und ſuchte dieſe Stadt, in welcher kaiſerliche Beſazung lag, in der Nacht einzunehmen. Allein ſein Geſchüz war zu ſchwach, und die Beſazung in zu guter Verfaſſung, als daß ihm ſein Anſchlag gelingen konte, ob er gleich mit einer Petarde ſchon ein Thor aufgeſprengt hatte. Er zog ſich mit dem Anbruche des Morgens zurück, ſezte bey Hameln über die Weſer, und nahm ſeinen Weg in das Stift Hildesheim. Von da aus ſchlug er verſchiedne kaiſerliche Korps, und beſezte verſchiedne Städte mit ſeinen Truppen. Nachdem er Nordheim, Minden und Göttingen beſezt, und mit dem gehörigen Kriegsvorrathe verſehen hatte, ſo nahm er ſeinen Marſch gegen das heßiſche Gebiethe, in welchem Graf Tilly ſtand.

Unter dieſen Beſchäftigungen wurde der Herzog mit einem Fieber befallen, welches immer zunahm, und ihn nöthigte ſich nach Wolfenbüttel bringen zu laſſen. Hier wurde die Krankheit noch heftiger, und der Her-

zog ſtarb am 6ten Junius des Jahrs 1626. Es gab Leute, welche argwohnten, daß ihm Gift beygebracht worden ſey; denn man übertrieb damals alles, auch den Argwohn, und die menſchliche Schwachheit ſucht immer gern da etwas unnatürliches, wo das natürliche vollkommen zureicht.

In einem Alter von noch nicht völlig 27 Jahren, und in fünf Feldzügen konte Herzog Chriſtian unmöglich alle diejenige Eigenſchaften zeigen, welche im Kriege die Frucht langer Erfahrung, und die Vortheile des ſpäten Alters ſind. Kaum wird in ſolcher Zeit Jemand fähig ein Regiment unter höherm Commando, zu regieren. Und dem Glücke, welches ſo oft allein die Gröſſe eines Feldherrn macht, hatte Herzog Chriſtian nichts zu danken: vielmehr bewieß es ſich immer wider ihn partheyiſch. Hätte er länger gelebt, und länger die Erfahrung ſeines ältern Freundes, des Grafens von Mansfeld, nutzen können, ſo würden ſeine frühern berühmten Jahre von den ſpätern ſeines Alters ſeyn verdunkelt worden. Aber ſein Freund der Graf von Mansfeld folgte ihm bald ſelbſt im Tode.

Um dieſelbige Zeit, da der Herzog Chriſtian ſtarb, wurde der Graf von Mansfeld krank. Er hatte den Verdruß, daß, eben wie er in Ungarn ſtand, der Fürſt Betlemgabor mit dem Kaiſer einen Waffenſtillſtand ſchloß. Er verbarg ſeinen Verdruß, überließ die meiſten ſeiner Truppen dem Betlemgabor, dankte die übrigen ab, und begab ſich in Begleitung ſeiner liebſten und beſten Officiers auf den Weg nach Venedig, wo man ihm vortheilhafte Anerbietungen gethan hatte. Unterwegens nahm ſeine Schwachheit, die die Folge der Schwindſucht war, ſehr zu: die harten Beſchwerden des Krieges hatten den Körper verzehrt,

zehrt, deſſen Seele beſtändig gleich ſtark, und groß blieb. Davon war ſein Tod der Beweis. Als er, eine Tagreiſe weit von Basna-Serai in Bosnien, ſich dem Tode nahe fühlte, ließ er ſich ſeine Staatskleider anlegen, und das Schwerdt umgürten. Hierauf muſten alle ſeine Officiers, die ihn begleitet hatten, vor ihn kommen. Er lehnte ſich auf zween von ihnen mit den Händen, und hielt eine Rede an alle, in welcher er ihnen Muth und unerſchrockene Tapferkeit einzuflöſſen ſuchte, und ſie ermahnte, ſo wie ſie bisher gethan, ſich fernerhin durch heldenmüthige Thaten hervorzuthun. Bald darauf ſtarb der Held. Er war fünf und vierzig Jahr alt geworden.

Man rechnete es bey der kaiſerlichen Armee für ein ganz beſonderes Glück, daß die zwey fürchterlichſten Feinde zugleich durch den Tod hinweg genommen wurden. Und dieß iſt der gröſte Lobſpruch für beyde Feldherren. Beyde hatten ohne eignen Lande, und ohne Allianz, Krieg geführt, und hatten ſich unter beſtändigem Unglücke, der groſſen kaiſerlichen Macht fürchterlich zu machen gewußt.

Aus der Quelle der Furcht und des Haſſes floſſen die übertriebnen Beſchreibungen, welche man von den Verwüſtungen, die dieſe beyde Feldherren ſollten gemacht haben, ausbreitete. Beſonders beſchwerte man ſich über den Herzog Chriſtian, und nannte alles das bey ihm Grauſamkeit, Abſcheulichkeit, was die kaiſerlichen Truppen täglich, und oft noch ärger, thaten. Die Erbitterung beyder Partheyen war unbeſchreiblich groß, weil ſie, wie man ſchon im vorigen bemerket hat, aus Religionshaſſe entſtand.

Die

Die Jugend des Herzogs, die ihn mit Feuer erfüllte, und den kriegeriſchen Muth in ſeiner Hitze noch hitziger machte, müßte ihm alsdenn auch zur Entſchuldigung dienen, wenn man ihn, in gewiſſen Fällen nicht anders entſchuldigen könnte. Solche Charaktere geben die beſten Feldherren. Es muß, wie der groſſe Guſtav zu ſagen pflegte, in der Jugend eines Genies etwas zu viel Hitze ſeyn, damit bey ſpätern Jahren noch genug übrig bleibe. Und wie ſehr dieſes der Natur überhaupt gemäß ſey, beweiſen die Beyſpiele ſo vieler groſſer Männer der Welt in allen Fächern.

An perſönlicher Tapferkeit iſt es nicht möglich, den Herzog Chriſtian zu übertreffen, und ſehr ſchwer ihm gleich zu kommen. Er ſetzte ſich oft, wenn es nicht nöthig war, den Gefahren aus: bey den ſo häufigen kleinen Unternehmungen, Ueberfällen, und Scharmützeln, war er immer ſelbſt gegenwärtig, und immer voran. Auch da er verſchiedne Wunden bekommen hatte, und da er ſich hatte müſſen den linken Arm ablöſen laſſen, wurde er dadurch nicht ſchüchterner: vielmehr ſchien er nur nachher den Gefahren zu trotzen.

Der Krieg wurde überhaupt damals von allen Partheien mit einer auſſerordentlichen Wildheit geführt. Man glaubte nicht wider die Bewafneten allein, ſondern gegen alle fechten zu müſſen, die einer andern Religionspartheу zugethan waren. Daher wurden ſo viele Unbewafnete in den Städten, die man einnahm, und auf dem flachen Lande ſogar getödtet. Die mehrſten Plätze wurden mit Sturm eingenommen, und die Soldaten niedergemacht, und bey der Hitze

der Einnahme gemeiniglich eine Menge unbewafnete zugleich. Weil die Soldaten nicht gehörig beſoldet werden konnten, ſo raubten und plünderten ſie: und die geplünderten Bauern liefen davon, und wurden ſelbſt Soldaten, die mit andern eben ſo verfuhren, wie ihnen war begegnet worden.

Selbſt die Heerführer hatten gegeneinander gemeiniglich perſönliche Erbitterung. Bey der Einnahme von Höchſt wurde der Commendant aufgefodert ſich zu ergeben, oder man wollte nicht des Kindes in Mutterleibe verſchonen. Der Commendant gab zur Antwort: er habe kein Kind im Leibe, könne alſo den Sturm wohl erwarten. Durch ſolche und ähnliche Erbitterungen wurde die Wuth der Feinde immer auf Unkoſten der armen Unbewafneten vermehrt.

Die Urſache, warum man den Herzog Chriſtian ſo vorzüglich beſchuldigte, daß er den Krieg mit Härte und Verwüſtung führte, war die Begegnung gegen die katholiſchen Prieſter, welche er ſcharf züchtigte, weil er ihren Orden für die Quelle der kaiſerlichen Härte gegen die Proteſtanten hielt. Man wußte allgemein, wieviel beſonders die Jeſuiten bey dem Kaiſer Ferdinand vermochten. Der Herzog erklärte ſeine Geſinnungen gegen die Prieſter, durch die oben beſchriebne Medaille, auf welcher er ſich **der Pfaffen Feind** nannte. Er hätte hundert Dörfer plündern, und tauſend unſchuldige Menſchen umbringen können, und man würde nicht ſo heftig von ihm geredet haben, als wegen der Medaille. Denn er hatte die Prieſter beleidigt: und Prieſterzorn iſt gefährlich.

Der Herzog Chriſtian wurde das Opfer ſeines allzu heftigen Eifers für die Proteſtanten: ſein Freund, der Graf von Mansfeld, wurde es für ſeine entgegengeſetzte Gleichgültigkeit. Was in der Welt iſt für Verläumdung ſicher! Der Herzog hieß ein Wütereich, und der Graf ein Atheiſt; weil jener für ſeine Religion eifrig, und weil dieſer es nicht war.

Es muß dem Charakter des Herzogs zur beſtändigen Ehre gereichen, daß er, ohne eigne Beleidigung empfangen zu haben, und ohne für ſich Privatvortheile zu ſuchen, die Waffen ergrif, und bey den ſchmeichelhafteſten Anerbietungen nicht niederlegte, weil er Unrecht, das ſeine muntre Seele ſo ſtark rührte, rächen wollte. So lange der Churfürſt Friedrich auf den Königsthron von Böhmen Anſpruch machte, wollte er ihm keine Hülfe leiſten; aber da dieſer Prinz ſein eigen Land verliehren ſollte, ſo that er alles, und wagte alles, um den Unglücklichen glücklich zu machen. Er übernahm zugleich die Vertheidigung der Proteſtanten und opferte dieſen Endzwecken, die für ſein Herz ſo rühmlich ſind, ſein Leben auf.

*
* *

Wenn ich mich hier auf diejenigen Schriften beziehe, welche ich im vorigen Theile dieſer Biographien bey der Lebensbeſchreibung des Generals Wallenſtein angezeigt habe, ſo iſt es unnöthig, die Autoren anzuführen, denen ich gefolgt bin.

Ich

Ich nenne daher nur die Khevenhilleriſchen Annales Ferdinandeos Tom. IX et X. Bougeants Hiſtorie des dreyßigjährigen Krieges, und Ludolfs Schaubühne der Welt. 1ſter Theil. Beſondre Nachrichten, welche den Herzog Chriſtian betreffen, enthält der zweyte Theil der bekannten Rethmeyerſchen Braunſchweig-Lüneburgiſchen Chronick, und die anderen die braunſchweigiſche Geſchichte betreffende Schriften. Uebrigens ſind für die Kenner der Geſchichte die Namen der **Puffendorfe**, **Meterane**, **Pfeffinger** bekannt genug; und es iſt unnöthig, ihnen mehrere zu nennen.

BIBLIOTHEK DER STADT AUGSBURG

8 Bio
Schirach

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schirach, Gottlob Benedikt von, 1743-1804

Biographie der Deutschen

Bd.: 6

Wien (1790)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Bio 6980
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11236442-0
VD18 90133080